

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

Hauptartikel aus Jahrgang
Dezember 2017 bis November 2018

Jahresthema
„Wie wir leben können“

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

**MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

Dezember 2017

Wie wir leben können

Demut · Hochmut

Sucht den Herrn, ihr Gedemütigten im Land,
die ihr nach dem Recht des Herrn lebt.

Sucht Gerechtigkeit, sucht Demut!

Buch Zefanja – Kapitel 2, Vers 3

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© **Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

ZUM TITELBILD

Zierseite mit der Geburt Christi, Evangelistensymbolen sowie Gerechtigkeit, Friede, Wahrheit und Barmherzigkeit

St. Pauler Missale,
Kremsmünster/St. Paul im Lavanttal, nach 1136,
© Württembergische Landesbibliothek, Stuttgart,
Cod. bibl. fol. 20, f. 80v

Das Missale (Messbuch) wurde wahrscheinlich zwischen 1136 und 1150 im Skriptorium der oberösterreichischen Benediktinerabtei Kremsmünster für das von Hirsau aus gegründete Benediktinerkloster St. Paul im Kärntner Lavanttal angefertigt. Es ist eines der frühesten Beispiele eines Vollmissales, denn es enthält nicht nur die Texte, die der Priester bei der Messfeier betet, sondern auch einen Kalender, ein Graduale (gregorianische Choräle) und ein Lektionar. Unser Titelbild markiert den Beginn des Sakramentars, also des Gebetsteils.

Das Buch umfasst 291 Pergamentblätter. Es kam wahrscheinlich schon vor der Aufhebung des Klosters im Jahr 1781 nach Stuttgart.

Bei den Miniaturen des Codex sind zwei Künstlerhände zu unterscheiden: eine der byzantinischen Tradition nahestehende (im 12. Jahrhundert gab es gerade in den Alpenländern einen starken Einfluss byzantinischer Kunst, meist über Venedig vermittelt) und eine eher der Salzburger Schule nahestehende. Unser Titelbild dokumentiert den frühen byzantinisierenden Stil im Alpenraum.

Es zeigt auf einem textlastigen Blatt den Beginn der Präfation zu Anfang des Hochgebets in der Mitte der Messfeier. Die beiden Anfangsbuchstaben V und D werden mit einer Fülle von Figuren bevölkert, die das Wort Gottes (die vier Evangelisten), das an Weihnachten (Geburtsszene in der Mitte) Fleisch wird, mit dem Geschehen der Messfeier im Heute verankern und mit den Personifikationen von Gerechtigkeit, Frieden, Wahrheit und Barmherzigkeit Früchte des Heils hervorbringen.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

Das neue MAGNIFICAT-Jahresthema fragt, was es konkret bedeutet, christlich zu leben, und wie sich das Tag für Tag neu unter Beweis stellen kann. Klassisch gesagt, geht es um die Tugenden: Grundkonstanten christlicher Lebensorientierung, Leitlinien, *wie wir leben können*.

Was bei eingehender Betrachtung gar nicht so eindeutig scheint, wie man meinen könnte (siehe S. 374–377), empfängt seine Klarheit aus der Person und dem Weg Jesu: „Wer sagt, dass er in ihm bleibt, muss auch leben, wie er gelebt hat“, heißt es im ersten Johannesbrief (2, 6). Das meint nichts weniger als die *Menschwerdung Gottes*, wie sie die Kirchenväter (siehe S. 359), aber z. B. auch die „kleine“ Theresia (siehe S. 384–387) verstanden haben: dass Christus *auch in uns* Mensch werde, damit wir wahrhaft zu Gottes Ebenbildern werden. Das klingt nun sehr groß, doch es lässt sich im Einzelnen gut durchbuchstabieren. So ist es keineswegs unstimmig, dass in unserm Titelbild Ps 85, 12 mit lat. *veritas* „Wahrheit“ zitiert, dieses im Deutschen aber mit „Treue“ übersetzt wird: Wahrheit hat biblisch diese personal-existenzielle Dimension von Wahrhaftigkeit, Aufrichtigkeit, Verlässlichkeit, die in der Treue konkret wird. Oder auch beim Begriffspaar „Demut – Hochmut“ unseres ersten Monatsthemas. Die Tugenden sind große Chancen, die in unserm Menschsein angelegt sind. Jeder Moment unserer Gegenwart birgt die Möglichkeit, sie zu ergreifen: im emphatischen Sinn *wahrhaft* Mensch zu werden, indem ich mich als verlässlich und treu erweise: dem Geschäftspartner, mit dem ich nachher einen Termin habe, den Freunden, die ich lange nicht sehe. Die Größe meiner Berufung zu Gottes Tochter, Gottes Sohn zu leben, indem ich Demut, Dien-Mut auch Menschen gegenüber zeige, die mir heute über den Weg laufen und danach nie wieder.

Ihr Johannes Bernhard Uphus

Gerechtigkeit und Friede küssen sich

Ps 85, 11–12

Die Präfation markiert den Beginn des Hochgebets in der Mitte der Messfeier. Nach dem kurzen Dialog des Priesters mit den Gläubigen nimmt der Priester den Zuruf der Gemeinde auf und betet: „In Wahrheit ist es würdig und recht ...“ Diesen Text finden wir in lateinischer Sprache auf unserem Titelbild: „VERE DIGNUM ET IUSTUM EST ...“ Die beiden ersten Worte sind jedoch abgekürzt: Nur deren Anfangsbuchstaben V und D finden sich im oberen Teil des Blattes. Dabei ist die Darstellung so künstlerisch durchformt, dass man die Buchstaben nicht ohne Sehhilfe entdecken kann (besser auf der Innenkarte zu erkennen): Das goldene Blattwerk, das einen Doppelkreis mit blauer Füllung durchdringt und dabei in diesem ein Flechtkreuz bildet, formt links ein V (linker Buchstabenteil ist die Ranke links außerhalb des Kreises, der rechte Buchstabenteil die linke Kante des vertikalen Kreuzbalkens) und rechts ein D (linker Buchstabenteil ist die rechte Kante des vertikalen Kreuzbalkens, der rechte Buchstabenteil die Ranke rechts außerhalb des Kreises).

Ochs und Esel

Die Mitte, von einem goldenen Schriftband gerahmt, bildet eine Kurzform der Weihnachtsdarstellung: Unten sehen wir in einer Krippe, die als Kasten aus geschupptem Holz dargestellt ist, das Jesuskind in weiße Windeln gewickelt mit einem einfachen Kreuz als Nimbus um den aus der Krippe ragenden Kopf. Über ihm sind Ochs und Esel zu sehen, und auch den Stern hat der Künstler in der Mitte nicht vergessen. Dabei folgt die Darstellung Jesu der Beschreibung in der Weihnachtsgeschichte

(Lk 2, 12), während der Stern aus der Erzählung vom Besuch der Sterndeuter (Mt 2, 9) stammt. Ochs und Esel sind hier aber nicht erwähnt. Sie sind dem Alten Testament entnommen, wo es in Jes 1, 3 heißt: „Der Ochse kennt seinen Besitzer und der Esel die Krippe seines Herrn. Israel aber hat keine Erkenntnis, mein Volk hat keine Einsicht.“ Diesen Vers hat die christliche Kunst, sicher auf dem Hintergrund von Joh 1, 11 („Er kam in sein Eigentum, aber die Seinen nahmen ihn nicht auf“ – das Evangelium wird am Ersten Weihnachtsfeiertag verkündet), immer auf das Weihnachtsgeschehen gedeutet, sodass Ochs und Esel zur Standardausstattung jeder Krippenszene wurden. Dabei war diese Verbindung zum Alten Testament schon in der Anfangszeit des Christentums so wichtig, dass zum Beispiel auf den frühchristlichen Sarkophagen der ersten Jahrhunderte nur das Kind mit Ochs und Esel dargestellt wurde, ohne Maria und Josef – so wie hier!

Weihnachten und Kreuz

Dabei ereignet sich das Weihnachtsgeschehen nicht nur in einem Kreis, dem Sinnbild der göttlichen Vollkommenheit, sondern ist gleichzeitig das Zentrum eines griechischen Kreuzes. Wir sehen eine Kurzform der Inkarnation. Der über aller Schöpfung stehende Gott taucht ein in die Konkretheit eines Menschenlebens, nimmt alles Leiden, alle Schmerzen und sogar den Tod auf sich; hierfür steht das Kreuz. Inkarnation ist die Durchdringung von Kreis und Kreuz. Man könnte sogar so weit gehen und diese Darstellung trinitarisch interpretieren: Die beiden Kreise stehen für den Vater, der die Schöpfung umspannt, und für den Heiligen Geist, der die Fleischwerdung des Sohnes wirkt, während das Kreuz für den Sohn Gottes steht, der an Weihnachten als Mensch geboren wird und am Kreuz sein Menschenleben aushaucht.

Das Wort Gottes

Der Johannesprolog (Joh 1) feiert die zweite göttliche Person als *Lógos*, als Wort Gottes. Auch das Wort Gottes, das an Weihnachten Fleisch geworden ist, finden wir in unserer Miniatur. Und zwar in Gestalt der vier Evangelistensymbole, die für das Wort stehen, das Jesus Christus uns hinterlassen hat, und das wir in der Heiligen Schrift lesen, für seine heilbringenden Taten und für sein erlösendes Sterben und Auferstehen. Wir finden oben rechts den Engel für Matthäus, unten rechts den Stier für Lukas, unten links den Löwen für Markus und oben links den Adler für Johannes. Das Wort Gottes verlängert das Heilshandeln Jesu Christi, das mit Weihnachten begann, in das Heute eines jeden Menschen und macht es dort wirksam.

Die Tugenden

Personifikationen der Tugenden, mit denen wir uns im neuen Jahrgang von MAGNIFICAT näher bekannt machen wollen, finden wir zwischen den Evangelistensymbolen. Alle tragen eine Krone und sind so als königliche Eigenschaften gekennzeichnet. Die Gerechtigkeit kommt von oben gemäß der Inschrift „JUSTITIA DE CELO PROSPEXIT“ („Gerechtigkeit blickt vom Himmel hernieder“, Ps 85, 12). Unten finden wir die Wahrheit mit der Orationshaltung der ausgebreiteten Hände, die der Priester während des Hochgebets einnimmt (dazu die Inschrift: „VERITAS DE TERRA ORTA“, im Deutschen heißt es dagegen „Treue sprosst aus der Erde hervor“, Ps 85, 12). Besonders interessant sind aber die beiden seitlich dargestellten Tugenden. Hier finden wir den Frieden und die Barmherzigkeit, die aber mit den beiden oben und unten gezeigten Tugenden nun in Kontakt gebracht werden: Rechts küssen sich Gerechtigkeit und Friede („JUSTITIA ET PAX OSCULATÆ“, Ps 85, 11), während sich links Wahrheit und Barmherzigkeit die Hand reichen („MISERICORDIA ET VERITAS OBVIAPERUNT SIBI“, Ps 85, 11; im

Deutschen wiederum anders wiedergegeben: „Es begegnen einander Huld und Treue“).

So steigt diese kleine Miniatur in theologische Tiefen hinab: Mensch und Gott verbinden sich in Jesus Christus; das Wort ist Fleisch geworden in dem kleinen Kind von Betlehem. Dieses Wort ist zu hören und zu lesen in der Heiligen Schrift, in der Verkündigung des Wortes Gottes in der Messfeier. In der Messfeier wird Jesus Christus gegenwärtig im Heute der Menschen, überall auf der Welt. Seine Gottheit und seine Menschheit sind da im (runden) Brot des Altares, sein Kreuz und sein Leiden, seine Auferstehung und seine himmlische Herrlichkeit werden hier gegenwärtig und zugänglich für jede(n) Glaubende(n). Und wer dies alles in seinem Herzen ankommen lässt, der wird die Früchte dieses Geschehens genießen und weitergeben können in den Tugenden, die sich begegnen und sich küssen und jeden von uns zum König machen.

Heinz Detlef Stäps

Demut – Hochmut

Unser Pfarrer ist ein rechter Mann; er ist niederträchtig und gemein.“ Eigentlich müsste ich das in schwäbischer Mundart aufschreiben. So nämlich haben wir den vertrackt-witzigen Satz als Kinder gehört, aus dem Mund unseres Vaters, der ihn vermutlich von seinem Onkel Josef hatte. Gemeint ist wohl etwa das Folgende: Unser Pfarrer ist in Ordnung, der ist richtig; er tut nicht eitel von oben herab, sondern ist mit den Leuten auf Du und Du.

Niederträchtig und gemein

Die witzige Pointe des Diktums besteht natürlich darin, dass die Zuschreibung „niederträchtig und gemein“ heute alles andere denn Wertschätzung ausdrückt, vielmehr geradezu beleidigend ist. Das Deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm dokumentiert die abwertende Verwendung des Wortes breit, Niedertracht ist „Verworfenheit“, „Falschheit“ und „schändlich niedrige Gesinnung“.

Herablassend

Jacob und Wilhelm Grimms Werk kennt und nennt aber auch die positive Wortbedeutung: Demut; der Niederträchtige ist „bescheiden“, „ohne Hochmut und Stolz“, „herablassend, freundlich und leutselig gegen Personen niederen Standes“. Das Wort herablassend zeigt ja eine ähnliche Verschiebung. Im Grimm'schen Wörterbuch besitzt es noch eine fraglos positive Bedeutung. Ein „Großer“ begegnet „kleinen Leuten“ auf Augenhöhe. Wenn der Vorstandsvorsitzende für die Pförtnerin oder den Praktikanten ein freundliches Wort hat, finden wir das in Ordnung, sogar ausgesprochen gut. Wir wollen aber nicht „herablassend“ behandelt werden.

Gemein

Ähnlich steht es um das Adjektiv bzw. Adverb „gemein“. Das Wörterbuch der Brüder beginnt seinen sehr langen Artikel mit dem Hinweis: „Gemein, communis, ein altes, wichtiges und edles Wort, nun aber übel heruntergekommen.“ Das Wort, dessen wichtigste ursprüngliche Bedeutungen „allgemein“ und „gemeinsam“ sind, ist heute oft nur noch das vernichtende moralische Urteil über eine Handlung oder eine Person: aus niedrigen Motiven, hinterhältig, unfair, böse. Das Wort ist wirklich „übel heruntergekommen“.

„Unser Pfarrer ist ein rechter Mann; er ist niederträchtig und gemein.“ Mit diesem wort-, sprach- und wohl auch mentalitätsgeschichtlich interessanten Satz sind wir mitten in unserem Thema: Demut – Hochmut. Vielleicht ist das Bild ja nicht nur schwarz-weiß, aber ebenso wenig grau in grau.

Dienmut

Unser deutsches Wort Demut bedeutet in seinem althochdeutschen Ursprung „deomuti“ – Gesinnung eines Knechtes; die im Süddeutschen lange geläufige Form „Dienmut“ lässt das noch erkennen. Dien-Mut, ist das Unterwürfigkeit? „Ich will Deutschland dienen“, mir hat das Wort unserer Kanzlerin damals imponiert. Das klang nicht kleinmütig, sondern selbstbewusst. Und doch nicht hochmütig.

Hochmut

Aber was ist hochmütig? Die Antike bewertet Hochmut, lateinisch *superbia*, sowohl als Charakterfehler als auch als Charaktervorzug. *Superbia* kann, negativ betrachtet, für Übermut, Hochmut, Hoffart, Aufgeblasenheit, blinden Stolz stehen, aber auch für Hochgefühl, berechtigtes stolzes Selbstgefühl – und in dieser Bedeutung dann ein positives Vorzeichen haben.

Magnanimitas

Hochmut im positiven Sinne ist in antiker Sicht eng verwandt mit der Haltung der Hochherzigkeit (*magnanimitas*), die Seelengröße und Großmut, auch Großzügigkeit, Freigebigkeit umfasst. Hochmut wie Demut werden in der antiken Philosophie durchaus schwankend bewertet, und Demut ist ein Begriff, der sich erst in christlicher Zeit wirklich ins Positive wendet.

Wenn er nicht leer wäre

Hochmut, ist das Aufgeblasenheit? Oft ist es leider so. Aurelius Augustinus hat die Krankheit des Hochmuts unüberbietbar so diagnostiziert: Durch seine Selbstüberhebung will der Hochmütige seine eigene innere Leere überdecken. „Wenn er nicht leer, wenn er erfüllt wäre, würde er sich nicht aufblasen.“

Er war Gott gleich

Hochmut, im Sinne der frohen, hochgestimmten Dankbarkeit, der Hochherzigkeit und Großzügigkeit dessen und derer, die anderen geben und andere(s) gelten lassen kann, weil sie sich selbst, in aller Beengtheit und Begrenztheit, vom Schöpfer gesehen, beachtet und geliebt weiß, mündet und gründet in Demut. Hochmut in diesem Sinne könnte, müsste auch eine christliche Tugend sein. Es ginge darum, sich in die gott-menschliche Revolution hineinziehen zu lassen, die in der Bibel Alten und Neuen Testaments bezeugt wird. Zweifellos unvergleichlich verdichtet im Christus-Ereignis, wie es der Philipperbriefhymnus erkennt: „Er war Gott gleich, / hielt aber nicht daran fest, Gott gleich zu sein, / sondern er entäußerte sich / und wurde wie ein Sklave / und den Menschen gleich.“ (Phil 2, 6–7) Unerhörte, befreiende gott-menschliche Erneuerungs-Bewegung, mit bleibenden Folgen für das Zwischenmenschliche: „... in Demut schätze einer den anderen höher ein als sich selbst.“ (Phil 2, 3)

Demut oder Hochmut?

Als biblisch geprägte Menschen müssen wir uns nicht mehr mit all den scheinbar unbesiegbaren Narzissten, den vorgeblichen Heilsbringern identifizieren, die uns zu erhöhen und zu vergrößern verheißen; Namen aus Geschichte und Gegenwart fallen uns da wohl zur Genüge ein. Fraglos und selbstvergessen, so bescheiden wie hochgestimmt, nämlich von der demütigen Liebe des Allerhöchsten berührt, erfüllt, inspiriert und bleibend an ihr orientiert, sind wir vielmehr gerufen, als Menschen (un-)menschlicher Wichtigtuerei Widerstand zu leisten, solidarisch mit den Armen, den Erniedrigten, den Kleinen; das ist das Apostolat der Getauften, unsere Sendung. Mitläufer sind nicht demütig, nicht in Freiheit dienmütig, sondern kleinmütig um sich selbst besorgt.

Wahre Demut – sollte es nicht auch einen wahren hohen Mut geben? Hochherzigkeit der Hoffnung, Seelengröße der Solidarität, Mut zur Wahrhaftigkeit, Standhaftigkeit, befreite Weite des Geistes? In Demut. Menschlich.

Susanne Sandherr

Die Antwort kann nur lauten:
„pro Mensch“

Mein Freiwilligendienst in Israel

Von August 2015 bis August 2016 habe ich einen Internationalen Jugendfreiwilligendienst (IJFD) in der Begegnungsstätte Beit Noah in Tabgha geleistet. Tabgha ist ein kleiner Pilgerort im Norden Israels am See Gennesaret. Der Name „Tabgha“ leitet sich von der arabischen Übersetzung des griechi-

schen Wortes „Heptapegon“ (Siebenquell) ab, weil hier sieben Quellen entspringen. In Tabgha soll die Brotvermehrung stattgefunden haben, bei der Jesus mit fünf Broten und zwei Fischen über 5 000 Menschen gespeist hat. Heute befinden sich dort, auf dem Gelände des Deutschen Vereins vom Heiligen Lande, unter anderem die Brotvermehrungskirche mit dem berühmten Bodenmosaik, ein Benediktinerkloster – das Priorat der Dormitio-Abtei in Jerusalem – sowie die Jugend- und Behindertenbegegnungsstätte Beit Noah, in der ich gearbeitet habe.

Die Begegnungsstätte ist offen für Menschen aller Religionen und Nationen. Sie ist ein Ort des friedlichen Miteinanders von Menschen unterschiedlicher Kulturen und Weltanschauungen. Insbesondere israelische und arabische Gruppen können einander hier in einer friedvollen Atmosphäre begegnen. In den Sommermonaten besuchen uns viele Gruppen aus dem Westjordanland und Ostjerusalem mit Menschen, die eine körperliche und/oder geistige Behinderung haben. In der arabischen Kultur werden diese Beeinträchtigungen oft noch als Strafe Gottes oder als Schande für die Familie angesehen, sodass die Betroffenen kaum die Möglichkeit haben, ihr Zuhause zu verlassen. Umso wichtiger ist es, dass sie in Tabgha ein paar Tage dem Alltag entfliehen und neue Erfahrungen machen können.

Die Arbeit in Tabgha

Gemeinsam mit den anderen Freiwilligen war es meine Aufgabe, bei der Betreuung der Gruppen, bei der Instandhaltung der gesamten Anlage sowie bei organisatorischen Arbeiten rund um das Gelände mitzuhelfen. Unter anderem mussten wir Wäsche waschen, die Gästezimmer vorbereiten, die Sanitäreanlagen putzen und vor allem den großen Garten- und Außenbereich pflegen. Außerdem waren wir für einen kleinen Laden verantwortlich, in dem wir Lebensmittel an unsere Gäste verkauften; zudem kümmerten wir uns um die Tiere auf dem Platz. Neben

diesen Aufgaben hatten wir auch viel Kontakt zu den Gruppen; so haben wir mit ihnen gemeinsam gegessen, gespielt, getanzt und über die Situation und ihr Leben in den palästinensischen Gebieten und Israel geredet. Durch diese Gespräche und Begegnungen habe ich einiges gelernt, hat sich mein Horizont geweitet.

Viele Gruppen kommen Jahr für Jahr wieder und haben somit eine enge Verbindung nach Tabgha. Wir Volontäre statteten einigen der Gäste auch einen Gegenbesuch ab, sodass wir die sozialen Einrichtungen besser kennenlernen konnten.

Während meines Freiwilligendienstes habe ich erfahren, wie wichtig unsere Begegnungsstätte ist! Ohne Volontäre hätte dieses Projekt keine Chance, am Leben zu bleiben. Die Dankbarkeit, die uns für unseren Einsatz entgegengebracht wurde, hat mir immer wieder einen Motivationsschub für die Arbeit gegeben.

Meine Entscheidung für einen Freiwilligendienst

Genau deshalb, weil es ohne Freiwillige viele wichtige Projekte nicht gäbe, habe ich mich dafür entschieden, nach dem Abitur einen Freiwilligendienst zu leisten. Ich wollte mich einbringen und anderen Menschen durch meine Arbeit den Alltag ein Stück erleichtern. Mein Wunsch, einen Freiwilligendienst gerade in Israel zu verbringen, setzt sich aus verschiedenen Faktoren zusammen. Einerseits interessierte mich das Zusammenleben von Juden, Muslimen und Christen sehr. Andererseits war es für mich von großer Bedeutung, Israel aus erster Hand kennenzulernen und mir ein eigenes Bild von der israelischen Geschichte und dem israelisch-palästinensischen Konflikt zu machen. In kaum einem anderen Land gibt es eine vergleichbare kulturelle Vielfalt. Mich interessierte das Aufeinandertreffen der verschiedenen Religionen, Weltanschauungen und Werte.

Der Konflikt – Hoffnungen

Die wunderschöne Landschaft des Heiligen Landes kann nicht über die tiefgreifenden Konflikte in Israel und den palästinensischen Gebieten hinwegtäuschen. In gewisser Weise haben ja alle Handlungen und Gegebenheiten einen Bezug zur Politik, ist alles Leben politisch. Der Konflikt zwischen Israelis und Palästinensern war auch für uns Freiwillige erfahrbar, eigentlich jederzeit präsent. Ich habe sowohl Araber als auch Israelis kennengelernt, und je mehr Geschichten ich gehört habe, desto verwirrender und komplizierter erschien und erscheint mir als Außenstehender die Lage im Heiligen Land. Aus meiner Sicht ist es somit auch unmöglich, sich ausnahmslos auf der einen oder anderen Seite zu positionieren. Aus meinem Zwischenseminar in Israel habe ich den schönen Gedanken mitgenommen, dass die Antwort immer nur „pro Mensch“ lauten kann, wenn man von Einheimischen gefragt wird, ob man „pro Israel“ oder „pro Palästina“ sei. Neben den Schreckensmeldungen aus Israel, die häufig in internationalen Medien präsentiert werden, habe ich eben auch eine ganz andere Seite dieses Landes und der dort lebenden Menschen kennenlernen dürfen. Ich habe viele Menschen in Tabgha oder auf Reisen getroffen, die sich Frieden und ein harmonisches Leben zwischen Israelis und Arabern wünschen. Ich habe Menschen getroffen, die sich dafür einsetzen, den Hass untereinander zu beenden. Ich habe Menschen getroffen, die einfach nur Mensch sein wollen und sich ihre Freunde unabhängig von Nationalität und Religion aussuchen. Ebenso habe ich gelernt, wie dankbar ich dafür sein kann, dass ich einen deutschen Pass habe und damit die Möglichkeit, beide Seiten und Kulturen – sowohl vor als auch hinter der Mauer – zu besuchen und kennenzulernen.

Eine zweite Heimat

Ich habe ein intensives und spannendes Jahr hinter mir, das mich für immer begleiten wird. Ich habe viel gelernt und Höhen und Tiefen gleichermaßen erlebt. Mein Blick hat sich wohl auch geweitet. Vor allem aber habe ich ein zweites Zuhause in der Ferne gefunden.

Judith Hasler

Aus hartem Weh klagt menschlichs G'schlecht

Von der Macht der Sehnsucht

Den Text des Liedes finden Sie auf Seite 27.

Aus hartem Weh die Menschheit klagt“. Dieses Adventslied ist mir, wie vielen katholischen Christen meiner Generation, aus dem Gotteslob von 1975 wohlvertraut. Und lieb. Im Stammteil des neuen Gotteslob findet es sich nun nicht mehr. Dabei gehört es seit fast 500 Jahren zum katholischen Liedschatz. Zahlreiche Sammlungen verschiedener deutschsprachiger Regionen zumal des 17., 19. und 20. Jahrhunderts enthalten das doch offenbar viel gesungene Lied.

Welches Lied?

Von welchem Lied sprechen wir? Die knappen beiden Strophen aus dem letzten Gotteslob (109) sind von einem als vielstrophig bezeugten, neunstrophigen erzählenden Lied übrig geblieben. Was lässt sich sagen zur Geschichte des Liedtextes?

Aus hartem Weh klagt sich ein Held

„Aus hartem Weh klagt sich ein Held“, so der erste Vers des weltlichen „Wächterliedes“, das unserem Adventslied einst als Vorlage diente und das ihm seine besondere, affektive Färbung verleiht, einen unvergleichlichen Sehnsuchtston. Beim „Wächterlied“ oder „Tagelied“ handelt es sich um eine Gattung aus dem europäischen Minnesang. Es schildert die Trennung zweier Liebender im Morgengrauen nach einer heimlichen, einer unstatthaften Liebesnacht. Ein „weiblich Bild“ wird im Klagegesang des männlichen „Helden“ um Erlösung gebeten. Aus Liebesschmerz und „Sorge“ will der Liebende durch die Gegen-Liebe der Frau erlöst werden. Sende mir doch nur ein Signal, wie es um uns steht; von dir hilft mir ein einziges Wort.

Liebesehnen

In unserem geistlichen Adventslied ist es nun „die Menschheit“, „das menschlich Geschlecht“, das klagt und „stund in großen Sorgen“. Es ist der „Herre Gott“, der angefleht wird, sich doch „wecken“ zu lassen und sein „einigs Wort“ zu senden. Liebesehnen zwischen Mann und Frau, für das Volk Israel und in christlicher Tradition ein starkes Bild für die Gott-Mensch-Beziehung, man denke an den Propheten Hosea, an das Hohelied der Liebe, an die Hohelied-Auslegungen Bernhards von Clairvaux, an mittelalterliche Theologinnen wie Mechthild von Magdeburg! Dass die Menschheit in unserem Adventslied den Part des so erschüttert wie unerschüttert-unbedingt Liebenden, und Gott den der Geliebten übernimmt, deren Liebe ersehnt und erlebt wird, ist bemerkenswert.

Reichtum – Bilder, Szenen, Dialoge

Der erste Druck einer geistlichen „Kontrafaktur“, d.h. der Übertragung ins Religiöse des ‚weltlichen‘ Vorbild-Liedes,

stammt aus dem Jahr 1525. Dieses neunstrophige Lied ist reich an Dialogen und szenischen Bildern. Gespräche zwischen Gott, Engel und Mensch bieten eine Vorgeschichte der Menschwerdung. Der Vater hört und erhört die Klage der Menschen; nach Beratung mit dem Heiligen Geist beschließt er, den Sohn auf die Erde zu senden. Der Engel Gabriel, „Sankt Gabriel, ein Engel fein“, wird beauftragt, „zu der reinen Magd“ zu fahren. Gott ist sie „lieb vor allen. / ,Grüß sie mit reichem Schallen.“ Es folgt die Verkündigung an Maria und Marias „Ja“, die darauf „sann“ und, gut biblisch, nachfragt, bevor sie sich als „des Herren Magd“ bekennt. Dieses Ja vernimmt „die Gottheit ... mit Huld“, und „der Sohn verlangt zur Erde“. Geistesempfangnis und Geburt bedeuten und bewirken: „Durch ihn ist uns das Heil gebracht. / Zu Ende ist das Bangen, / erfüllt der Welt Verlangen.“

Fragen

Die Überlieferungsgeschichte unseres Liedes wird besonders am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts unübersichtlich. Im Gotteslob von 1975 schließlich stammt nur noch eine von zwei Strophen aus dem Lied des 16. Jahrhunderts, alle erzählenden und dialogischen Elemente sind getilgt. Und gewiss, es war im Blick auf das hier transportierte Gottesbild wohl problematisch und unangemessen, dass die Reaktion des Vaters („mit Huld vernahm“), die zunächst dem freien Ja Marias, in späteren Fassungen dann der Bereitschaft des Sohnes zu Menschwerdung und Leiden galt, nun zur blassen Antwort auf den Klageschrei einer gequälten Menschheit umfunktioniert wurde.

Gott-menschliches Verlangen

Und doch, noch in der möglicherweise entkräfteten, wenn nicht entstellten Version des älteren Gotteslob hat sich mir als Jugend-

licher, und darüber hinaus, etwas von der in ihrer Schwäche so starken, bewegenden, gott-menschlichen Sehnsucht mitgeteilt, die dem Lied, Text und phrygischer Melodie, innewohnt. Ich möchte sie nicht vermissen.

Susanne Sandherr

Kleine große Heilige: Theresia von Lisieux

Die „kleine Theresia“ ist ein Phänomen. Stets blieb sie an einem Ort und wurde doch die Patronin der Weltmission. Sie hat nie studiert, war unscheinbar und unauffällig, verfasste keine größeren theologischen Werke – und wurde dennoch zur Kirchenlehrerin erhoben. Sie war erst die dritte Frau in der Geschichte, der diese Ehre zuteilwurde. Obwohl sie schon mit 24 Jahren starb und fast die Hälfte ihres Lebens in einem abgeschiedenen Kloster verbrachte, ist sie doch eine der bekanntesten und beliebtesten Heiligen geworden.

Frühe Entscheidung für das Klosterleben

Theresia wurde am 2. Januar 1873 in Alençon in der Normandie geboren. Sie war die jüngste Tochter von insgesamt neun Kindern. Ihre frühe Kindheit verlief harmonisch und unbeschwert, bis im Alter von viereinhalb Jahren plötzlich ihre Mutter starb. Theresia litt sehr unter diesem Verlust, sie wurde empfindlich und reagierte äußerst sensibel. Erst zehn Jahre später kam sie wieder einigermaßen ins Gleichgewicht und entschloss sich, ihrem bereits als Kind gehegten Wunsch zu folgen und in das Karmelitenkloster von Lisieux einzutreten. Schon ihre Schwestern Pauline und Marie waren Schwestern dieses Or-

dens geworden. Mit ihrem Eintritt wurde ihr der Ordensname „Theresia vom Kinde Jesu“ verliehen. Aber das Leben im Kloster erwies sich als hart und beschwerlich. Theresia eckte an, ihre Mitschwestern wussten mit der in sich gekehrten Theresia nichts anzufangen. Es kam zu Zank und Streitereien, unter denen Theresia sehr litt. Auch die Oberin des Klosters, Mère Marie de Gonzague, hatte mit ihr Schwierigkeiten, wandte höchste Strenge an und führte mit ihr viele Auseinandersetzungen, in denen sie der durchaus selbstbewussten Schwester Theresia Demut und Gehorsam beizubringen versuchte. Dabei litt die junge Theresia selbst viele Qualen. Sie haderte mit ihrem Glauben und zog alles in Zweifel, sie war häufig unsicher und niedergeschlagen.

Der „kleine Weg“

Schließlich fand sie einen Ausweg aus den Qualen des Alltags und beschrieb den „kleinen Weg“, einen Weg der Hingabe an Gott und den Menschen. Der Weg zeigte sich in den kleinen Gesten des Alltags und stand damit im Gegensatz zum sonst so strengen Gottesbild ihrer Zeit. Für Theresia war der „kleine Weg“ eine Art Sonderweg zur Heiligkeit. Diesen Weg beschrieb sie insbesondere in ihren autobiografischen Schriften „Geschichten einer Seele“, bis heute eines der erfolgreichsten französischen spirituellen Bücher. In ihrer Spiritualität des „kleinen Weges“ vertraut sich Theresia ganz der Barmherzigkeit und Liebe Gottes an. Theresia ist davon überzeugt, dass es Gottes größte Sehnsucht ist, Gemeinschaft mit dem Menschen zu haben, trotz allen Leids und aller Schuld, in die er verstrickt ist. In seinem Sohn Jesus Christus hat Gott dem Menschen die Schuld vergeben, in ihm kann der Mensch zu Gott finden. Auf dem „kleinen Weg“ soll der Mensch Schritt für Schritt in Jesus Christus verwandelt werden. Theresia sieht diesen Weg als wachsende Vereinigung, die im Tod ihre Vollendung erfahren

wird. Für Theresia ist diese Verwandlung jedes Menschen Teil der Menschwerdung Jesu Christi, denn Gott will in jedem Menschen das vollendete Bild seines Sohnes Jesus Christus entwickeln. Auf dem Weg dieser mystischen Verwandlung ist Maria Helferin und Stütze; so wie durch sie Jesus Christus in die Welt gekommen ist, soll jeder Mensch auch durch sie auf diesen Weg zur Verwandlung in Christus gestellt werden.

Damit greift Theresia ein Motiv auf, das auch schon von den Kirchenvätern verwendet wurde, dass der Mensch durch Teilhabe an Gott verwandelt, sozusagen „vergöttlicht“ wird.

Mit dem „kleinen Weg“ soll der Mensch seine eigene Armut und Kleinheit erkennen und bejahen, um von Gott alles zu empfangen und ihm ganz zu vertrauen.

Dritte Kirchenlehrerin der Kirche

Im Jahr 1896 litt Theresia an schweren Halsschmerzen. Schließlich stellte man fest, dass sie an Tuberkulose erkrankt war. Es begann ein langer Leidensweg, der sie durch große Schmerzen und schwere Glaubenskrisen führte. Doch verfasste sie gerade in dieser Zeit zahlreiche Briefe und Schriften, die bis heute vielen Menschen Kraft und Zuversicht schenken. Als sie selbst nicht mehr schreiben konnte, zeichnete eine Mitschwester auf, was Theresia teils in heftigen Fieberanfällen sagte. Mehr als 850 Aufzeichnungen wurden daraus, später als „Letzte Gespräche“ veröffentlicht. Am 30. September 1897 starb Theresia von Lisieux, gerade einmal 24 Jahre alt. Kurz vor ihrem Tod sagte sie: „Ich sterbe nicht, ich trete ins Leben ein.“ Die zurückgezogen und bescheiden lebende Karmelitin war eine große Glaubenszeugin, immer mehr Menschen entdeckten ihre Botschaften als Hilfe für ihren Glauben im Alltag. 1923 wurde Theresia von Lisieux von Papst Pius XI. selig- und zwei Jahre später heiliggesprochen, 1927 ernannte er sie zur Patronin der Weltmission.

Seit 1944 ist sie Patronin Frankreichs. 100 Jahre nach ihrem Tod erhob sie Papst Johannes Paul II. zur Kirchenlehrerin. Sie war erst die 33. Persönlichkeit überhaupt, der diese Ehre zuteilwurde. Heute sind ihr mehr als 1.700 Kirchen und Kapellen geweiht, Lisieux ist nach Lourdes der zweitgrößte Wallfahrtsort Frankreichs.

Marc Witzenbacher

Das Kreuz – Zeichen unserer Erlösung

Es mag auf den ersten Blick ungewöhnlich erscheinen, die Serie im neuen Jahrgang von MAGNIFICAT über *Zeichen und Zeichenhandlungen im Gottesdienst* mit dem Kreuz zu beginnen, schauen wir doch in Advents- und Weihnachtszeit zunächst auf die Krippe, auf die Geburt Jesu, auf das Kind. Der schmachvolle Tod am Kreuz erscheint uns doch weit entfernt.

Und dennoch steht auch im Zentrum des Weihnachtsfestes die „Erniedrigung“, die „Entäußerung“, von der der Philipperhymnus spricht: „Er war Gott gleich, hielt aber nicht daran fest, wie Gott zu sein, sondern er entäußerte sich und wurde wie ein Sklave und den Menschen gleich.“ (Phil 2,6f.) Die Menschwerdung im kleinen, hilflosen Kind in der Krippe ist der Anfang der Erniedrigung, die ihre letzte Konsequenz im Tod am Kreuz erlangt: „Er erniedrigte sich und war gehorsam bis zum Tod, bis zum Tod am Kreuz.“ (Phil 2,8). Weil Gott seinen Knecht nicht im Tod ließ, sondern auferweckte, ist das Kreuz, die schmachvollste Hinrichtungsart, die die Römer kannten, für die Welt zum Zeichen der Torheit geworden, für die Christen aber zum tiefsten Zeichen ihres eigenen Glaubens und ihrer Zuversicht (vgl. 1 Kor 1,18).

Das Zeichen des Kreuzes

So verwundert nicht, dass bereits unter den ersten Symbolen und Zeichen, die Christen verwendet haben, regelmäßig das Kreuz zu finden ist. Neben dem Fisch wird das Kreuz schon auf einfachen Grabsteinen der Römerzeit verwendet, drückt es doch das Vertrauen aus, wie Jesus Christus nicht im Tod zu bleiben, sondern von Gott auferweckt zu werden und ewiges Leben zu erlangen. Die Berichte von der Kreuzesvision des Kaisers Konstantin und der Auffindung des Kreuzes durch dessen Mutter Helena beflügeln die Wertschätzung und die Verehrung des Kreuzes. Ein zentrales Kreuz gehört bald zum Bildprogramm der spätantiken Kirchen, oftmals in der Apsis platziert oder im Apsismosaik dargestellt. Die Verehrung wird daran deutlich, dass Kreuze immer prächtiger gestaltet werden, oftmals in Gold gefasst und mit Edelsteinen und kostbaren Gemmen verziert: So wird augenscheinlich, dass das, was den Nichtglaubenden ein Spottzeichen ist, für die Glaubenden das höchste Hoffnungszeichen darstellt.

Primär wird das Folterinstrument selbst, werden die Holzbalken dargestellt, ab der romanischen Kunst finden sich Darstellungsformen mit dem Körper des Gekreuzigten („Kruzifix“ genannt). Zunächst wird dabei ein stehender, triumphierender Christus mit Krone gezeigt, ab der Gotik tritt der körperlich unter Schmerzen und Wunden Leidende in der Gestaltung in den Vordergrund. Das Leiden Christi zu meditieren und mit dem eigenen Gebrechen und der eigenen Angst in Verbindung zu setzen, ist eine wichtige Funktion gerade von Kreuzigungsdarstellungen des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit, die mit einer entsprechenden Passionsfrömmigkeit einhergehen.

Heute gehört das Kreuz zur selbstverständlichen Ausstattung jeder Kirche. Bei der Eucharistiefeier soll auf jeden Fall entweder ein Kreuz auf dem Altar liegen oder eines im Altarraum aufgestellt sein; Letzteres wird sinnvollerweise beim Einzug als Vortragekreuz verwandt. Es ist ein wesentliches Moment der

künstlerischen Gestaltung, nicht nur die Leidens-, sondern auch die Hoffungsdimension erkennbar werden zu lassen, die das Kreuz in sich trägt.

Das Kreuzzeichen machen

Diese Hoffungsdimension ist wohl am leichtesten erfahrbar und für uns selbstverständlich, wenn wir das Kreuzzeichen machen, sei es dass wir uns selbst bekreuzigen oder dass wir jemanden anderen (etwa Kinder) mit einem Kreuz bezeichnen.

Gerade wenn wir uns selbst bekreuzigen und dabei Weihwasser verwenden wie beim Betreten einer Kirche, wird gut deutlich, dass das Schlagen des Kreuzzeichens eine Taufereinneuerung ist. Schon ein erwachsener Taufanwärter wird regelmäßig mit dem Kreuz bezeichnet, um seine Bindung an Jesus Christus erfahrbar werden zu lassen. Auch ein kleiner Täufling, der zur Tauffeier gebracht wird, wird zunächst mit dem Kreuzzeichen bezeichnet. Dieses Kreuzzeichen zeigt schon die Inbesitznahme durch Christus an, durch den wir gerettet sind. Die Taufe selbst wird dann unter der trinitarischen Formel „im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“ gespendet, die wir immer wiederholen, wenn wir uns selbst bekreuzigen. Schon Paulus versteht die Taufe als sakramentales Sterben und Begrabenwerden mit Christus: „Wir wurden mit ihm begraben durch die Taufe auf den Tod; und wie Christus durch die Herrlichkeit des Vaters von den Toten auferweckt wurde, so sollen auch wir als neue Menschen leben.“ (Röm 6,4) Mit der Taufe sind wir theologisch gesehen mit Christus gekreuzigt worden, haben unser Geschick ganz an ihn gebunden. Aus seiner Auferweckung aber haben wir die Gewissheit der eigenen Erlösung. So wird jede Bezeichnung mit dem Kreuz, ob wir sie im Gottesdienst oder zum privaten Gebet machen, zu einer Taufereinneuerung und -erneuerung und zu einer Zusage der Gewissheit, in Christus Jesus gerettet zu sein und das Leben zu haben.

Demgegenüber sekundär ist der Brauch, über Dinge ein Kreuz zu machen und diese damit zu segnen und in einen segensreichen Gebrauch zu nehmen. Auch das Kreuz, das wir vielleicht über der Türe unserer Wohnung hängen haben, ist ein solcher ständiger Segenswunsch für alle Bewohner.

Die beiden Dimensionen des Zeichenhaften

So werden schon am Grundzeichen des Kreuzes die beiden Dimensionen deutlich, die uns in den nächsten Monaten beschäftigen werden. Es sind zunächst Zeichen, die wir sehen, wie etwa Licht und Wasser oder Brot und Wein. Viele Zeichen haben auch eine körperliche Dimension, sie sind Zeichenhandlungen, die wir ausüben, wie z. B. die Handauflegung oder den Kuss, oder zeichenhafte Körperhaltungen. All diese Varianten machen die Zeichendimension des Gottesdienstes aus, der wir uns nähern wollen. Immer aber lassen die Zeichen eine tiefere Wirklichkeit erfahren, an die wir glauben und die uns ganzheitlich zu prägen vermag.

Friedrich Lurz

Das neue Lesejahr nach Markus

Beim Evangelium nach Markus handelt es sich um die früheste tradierte Darstellung des Lebens und Leidens Jesu. Der Matthäus- und der Lukas-Evangelist griffen auf diese Jesus-Schrift zurück. Das Markus-Evangelium, das wohl in den Jahren nach 70 n. Chr. entstand, wurde in griechischer Sprache verfasst. Vermutlich ist es in Rom entstanden, wo auch seine ersten Adressaten zu suchen sind. Markus orientiert sich literarisch an den Lebensdarstellungen (Viten) großer Männer der

griechischen und römischen Geschichte. Ziel der „Viten“ ist es, die Leitlinien des Handelns der dargestellten Personen in Szenen aus ihrem Leben plastisch vor Augen zu führen und sie als attraktive Vorbilder darzustellen. Wenn Markus die Erzählungen aus dem Leben Jesu nach dem Vorbild der Viten zusammenträgt, will er Jesus als Lebensbegleiter nahe bringen. Doch ein als Aufrührer hingerichteter Jude aus einem unwichtigen, aber unruhigen Winkel des römischen Reiches, warum sollte so einer mit einer literarischen Lebensdarstellung gewürdigt werden? Zudem nennt Markus seine Erzählung nicht Vita, sondern Evangelium: Gute Nachrichten. Das Evangelium nach Markus beginnt mit den Worten: „Anfang des Evangeliums von Jesus Christus, dem Sohn Gottes“ (Mk 1, 1).

Gegenerzählung

Mit „Evangelium“, „Gute Nachrichten“ verband man im öffentlichen Raum damals vor allem den Herrschaftsantritt des römischen Kaisers Vespasian im Jahre 69 n. Chr. Die gute Nachricht von Vespasians Machtübernahme, die mit seinem brutalen, ja vernichtenden Durchgreifen in Palästina an Fahrt gewonnen hatte, stand nach einem Jahr bürgerkriegsartiger Wirren in Rom für Befriedung und innere Sicherheit, Ordnung und Ruhe. Das Evangelium nach Markus ist eine Gegenerzählung zu diesen offiziellen Nachrichten. Es handelt vom Wachsen eines anderen, des Gottesreiches, und vom Weg eines anderen Herrschers, des Messias-Königs, des Gottes- und Menschensohns Jesus, der in dieser Welt radikal scheitert oder radikal zu scheitern scheint.

Aufsteiger und Absteiger

Vespasian ist ein Aufsteiger, Jesus ein Absteiger; so sieht es jedenfalls aus. Wie kann es sein, dass über beider Weg „Gute Nachrichten“ verbreitet werden? Markus macht mit dem ur-

sprünglich offenen Schluss seiner Erzählung (Mk 16, 1–8) deutlich, dass es an seinen Lesern und Leserinnen liegt, ob Jesus König ist und ob sein Evangelium in alle Welt verkündet wird. Folgen sie diesem König nach? Wird Jesu Weg auch unser Weg sein? Das ist die Frage, die das Evangelium nach Markus stellt.

Jesu Weg – unser Weg

Markus will den Weg Jesu für den Glaubensweg des und der Einzelnen durchsichtig machen. Die Handlung des Evangeliums spielt an fünf verschiedenen Orten, in der Wüste (1, 1–15), an beiden Ufern des Meeres von Galiläa (1, 16–8, 21), auf dem Wege (8, 27–10, 52), zwischen Berg und Tempel von Jerusalem (11, 1–15, 41) und schließlich beim Grabmal (15, 42–16, 8). Den Mittelteil des Evangeliums bilden die Erzählungen vom Wege. Jesus ist mit den Jüngern allein unterwegs. Er geht ihnen voraus und weist ihnen, nun unverschlüsselt, den Weg. Seine Lehre aber ist hart: Mein Königsweg ist der Weg ans Kreuz. Darum untersagt Jesus den Jüngern, ihn nach außen mit einem geläufigen Ehrentitel – Messias/Christus – zu belegen, bevor sich ihr Verständnis vertieft hat. Sie müssen weiterlernen: Wer Jesus wirklich ist, kann nicht an einem Titel, sondern nur an seinem Weg abgelesen werden.

Königsweg, Dienstweg

Das Markus-Evangelium benennt Jesus mit Würdetiteln, die in der jüdischen Tradition für herausragende Heilsgestalten verwendet werden: Menschensohn, Christus bzw. Messias, Gottessohn. Doch was es vom Weg Jesu erzählt, steht auch in Spannung zu diesen Titeln, schreckt auf. Ja, Jesus ist in Wahrheit der Menschensohn, der zum endzeitlichen Gericht erwartet wird – und wird doch auf Erden selbst verurteilt und hingerichtet. Ja, Jesus ist in Wahrheit der Messias-König, von dem man erwartet,

dass er die Feinde aus dem Land treibt – doch es sind nicht die römischen Besatzer, sondern die „Dämonen“, von denen er die Menschen befreit. Ja, Jesus ist in Wahrheit Gottes Sohn – und doch ist er „der Erste“ nur, indem er anderen dient (10, 42–45). Jesu Königsweg ist der Dienst-Weg, und eben dieser Weg des Dienens, des Liebes-Dienstes an den Kleinen und Verachteten, wird, in individueller Vielfalt, den Männern und Frauen in seiner Nachfolge zugemutet und zugetraut.

Wüste und Grab

Während Jesus in Galiläa durch seine Predigten und Heilungen regen Zulauf hat, zerfällt in Jerusalem sein Anhängerkreis: Seine Schüler fliehen (14, 50). Während Jesus in Galiläa sogar die zweifelnde heidnische Bevölkerung vom anderen Ufer für sich und seine Botschaft einnehmen kann, gelingt es ihm in Jerusalem nicht, seine Gegner, die Hohenpriester und Schriftgelehrten, zu gewinnen. Die beiden Eckpunkte der Erzählung, Wüste und Grab, korrespondieren. Beides sind Orte des Todes, doch es entspricht biblischer Erfahrung, dass Gott gerade in der lebensfeindlichen Wüste einen Neuanfang setzt mit seinem Volk Israel. Nur so können die Leser, die am Ende des Evangeliums ins Grab geführt werden, darauf hoffen, dass gerade an diesem Ort radikalen Abbruchs von einem absoluten Neuanfang erzählt werde. Und es geschieht. Ein Bote Gottes tritt auf und verkündet den Frauen, und durch sie allen Jüngern und Jüngerinnen Jesu, frohe Botschaft. Botschaft des Auferstandenen, Botschaft vom Auferstandenen. Die Leerstelle schlechthin wird zum Ort der Erfüllung. Jesu letztes Versprechen ist eingelöst: „Er geht euch voraus nach Galiläa; dort werdet ihr ihn sehen, wie er es euch gesagt hat.“ (16, 7; vgl. 14, 28)

Auf dem Weg

Jesus, der Auferstandene, ist der geliebte Sohn. Er ist allen voraus und ruft alle zurück, an den Ort des Anfangs und auf den Weg des Leben- und Liebenlernens, hinter ihm her. „Auf ihn sollt ihr hören.“ (9,7)

Susanne Sandherr

Seliger des Monats: Peter Friedhofen

Die Gemeinschaft der Barmherzigen Brüder von Maria-Hilf versteht sich seit ihrer Gründung durch den seligen Peter Friedhofen im Jahr 1850 als eine geistliche Gemeinschaft, deren Ziel es ist, armen, kranken, behinderten und benachteiligten Menschen zu helfen und die untrennbare Verbindung von Gottes- und Nächstenliebe im Alltag zu leben und zu bezeugen.

Im Glauben verwurzelt

Peter Friedhofen wurde in einer unruhigen Zeit geboren. 1815 hatten die Napoleonischen Kriege geendet, und nach dem Wiener Kongress waren die Grenzen in Europa neu geordnet. Unzählige Menschen hatten ihr Leben gelassen, in vielen Landstrichen herrschte große Armut und Verunsicherung wegen der noch recht instabilen politischen Verhältnisse. Peter Friedhofen kam am 25. Februar 1819 in Weitersburg bei Vallendar zur Welt. Schon ein Jahr nach Peters Geburt starb der Vater, acht Jahre später auch die Mutter. Zusammen mit seinen Geschwistern lebte Peter Friedhofen dann bei einer Frau, die sich der verarmten Kinder angenommen hatte, für ihren Unterhalt kam die

Gemeinde auf. Peter war in einem sehr frommen Umfeld aufgewachsen, schon als kleiner Junge hatte er nahezu täglich in der alten Kapelle in Weitersburg vor dem Bild der „Unbefleckt Empfangenen“ gebetet und daraus Kraft und Zuversicht gezogen. Nach seiner Schulzeit begann Peter eine Lehre als Schornsteinfeger in Ahrweiler bei seinem Bruder Jakob, der dort mit seiner Familie lebte. Die Brüder zogen gemeinsam durch die Gegend und waren mit den großen sozialen Gegensätzen konfrontiert, die damals herrschten. Sie kamen in die Häuser der Reichen, aber auch in die elenden Hütten der Ärmsten. In Ahrweiler erlebte Peter auch erstmals das Aloisiusfest, das die Schuljugend feierte und durch das Peter zu einem glühenden Verehrer des Aloisius von Gonzaga (1568–1591) wurde, einem Jesuiten, der sich bis zur eigenen Erkrankung für die Pflege von Pestkranken einsetzte. Nach dem Abschluss seiner Ausbildung begab sich Peter, wie damals üblich, auf die Wanderjahre.

Begegnung mit Adolf Kolping

Der Priester Adolf Kolping (1813–1865) hatte in Köln einen Gesellenverein gegründet, der für wandernde Gesellen eine Familie darstellen sollte. In ihnen sollten sie Halt und Orientierung, Gemeinschaft und Stärkung erfahren. Peter Friedhofen schloss sich einem der schnell wachsenden Vereine an und wurde von Kolping selbst in der in ihm reifenden Idee bestärkt, eine Gemeinschaft von Brüdern zu gründen, die sich ganz im Geist des Aloisius von Gonzaga der Pflege der Ärmsten widmen. Doch Peter Friedhofen machte nach seiner Rückkehr zunächst die Meisterprüfung und ließ sich als Schornsteinfegermeister in Vallendar nieder. Seine Leidenschaft für Aloisius und dessen Armenfürsorge brannte aber weiter. Schließlich gründete Friedhofen mit der Zustimmung des Pfarrers von Vallendar eine „Gesellschaft des heiligen Aloisius“.

Rückzug ins Kloster

Eine Lungenkrankheit schwächte Friedhofen sehr, sodass er im Oktober 1846 in das Redemptoristenkloster im niederländischen Wittem ging. Dort lebte er im Kloster mit und entdeckte das Ordensleben als eine erfüllende Lebensform. Doch als er hörte, dass sein Bruder Jakob im Sterben lag, kehrte er nach Ahrweiler zurück und entschied sich nach dessen Tod dazu, das Amt seines Bruders zu übernehmen und für dessen Familie zu sorgen. Die Arbeit belastete ihn sehr, zudem war es schwierig, für den Unterhalt der großen Familie aufzukommen. Doch zog Friedhofen unaufhörlich durch die Lande, wirkte als Schornsteinfeger und gründete an einigen Orten weitere „Aloisius-Gesellschaften“. Für diese Gesellschaften entwarf er eine Regel, auf die sie sich verpflichten sollten. Zum Beispiel sollten sie nach den „sieben Tugenden“ leben, die drei Glaubenstugenden Glaube, Liebe, Hoffnung und die Kardinaltugenden Klugheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und Mäßigung. Außerdem verpflichtete er die Bruderschaften auf Keuschheit und Demut. Durch die Regeln wurde aus den bislang eher locker gegliederten Gemeinschaften ein fester Kreis.

Anerkennung der Gemeinschaft

Da sich die Gemeinschaft immer mehr festigte, reiste Peter mit einigen Aloisiusbrüdern nach Trier, wo Bischof Wilhelm Arnoldi die Regel bestätigte und den jungen Menschen Mut machte. Da die Brüder immer mehr danach strebten, eine verbindliche Gemeinschaft zu bilden, richtete Friedhofen in Weitersburg ein Haus ein. 1849 kam es schließlich zur Gründung der Kongregation der „Barmherzigen Brüder von Maria Hilf“ zur Betreuung und Versorgung Kranker, die 1850 anerkannt wurde. Peter Friedhofen gab schließlich seinen Beruf auf, trat bei den Alexianern in Aachen ein und erlernte bei ihnen die Krankenpflege. Der Bischof billigte seinen Plan, eine eigene Gemeinschaft zu

errichten, was er ihm in einem Schreiben vom 21. Juni 1850 bestätigte. Dies gilt als Gründungsdatum der Gemeinschaft der Barmherzigen Brüder. So bezog Friedhofen im gleichen Jahr zusammen mit zwei weiteren Brüdern das Haus in Weitersburg. Sie engagierten sich in der Altenpflege, doch das Leben in dem kleinen Haus war hart und beschwerlich. So zogen sie 1851 nach Koblenz und wurden nun in der ambulanten Krankenpflege aktiv. Im selben Jahr empfingen Peter und zwei Brüder ihr Ordenskleid. 1852 wurde die Gemeinschaft kanonisch bestätigt. Nach dem Heiligtum Maria-Hilf in Koblenz nannte sich die Gemeinschaft „Barmherzige Brüder von Maria-Hilf“. Immer mehr Brüder schlossen sich der Gemeinschaft an, daher bezog sie ein neues Haus. Auf Wunsch des Bischofs gründete Friedhofen auch eine Niederlassung in Trier. Die Gemeinschaft wuchs rasch, so konnten die Brüder auch ein eigenes Krankenhaus gründen. Am 21. Dezember 1860 starb Peter Friedhofen. Die Gemeinschaft hatte zu diesem Zeitpunkt bereits 37 Brüder und neun Postulanten. Im Jahr 1928 wurden seine sterblichen Überreste nach Trier in das mittlerweile neu gebaute Krankenhaus überführt. Am 23. Juni 1985 wurde Friedhofen von Papst Johannes Paul II. in Rom seliggesprochen. Sein Gedenktag ist der 21. Dezember. Im Bistum Trier wird der Gedenktag am 23. Juni begangen, da an diesem Tag seine Gebeine nach Trier überführt wurden.

Marc Witzenbacher

Krippenausstellung im Telgter Museum „RELÍGIO“

Seit mittlerweile fünf Jahren setzt sich das Museum „RELÍGIO“ im westfälischen Telgte im Zeichen der Globalisierung, der Migration und des interreligiösen Dialogs mit dem Thema Religion aus unterschiedlichen Blickwinkeln auseinander.

**MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

Januar 2018

Wie wir leben können
Tapferkeit

Euer Herz sei stark und unverzagt,
ihr alle, die ihr wartet auf den Herrn.

Psalm 31, Vers 25

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© **Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

ZUM TITELBILD

Anbetung der Könige

Giotto di Bondone,
Fresko, Cappella degli Scrovegni, Padua, 1304–1306
© bpk / Scala

Unser Titelbild ist in diesem Monat nicht der Buchmalerei entnommen, sondern es stellt ein Fresko dar, das einem der wichtigsten Gemäldezyklen der christlichen Kunstgeschichte entstammt. Enrico degli Scrovegni gehörte Anfang des 14. Jahrhunderts zu einer extrem reichen Familie in Padua. Sein Vater Reginaldo hatte es als unverschämter Wucherer zu einem großen Reichtum, aber auch zu einer traurigen Berühmtheit gebracht: Die Kirche versagte ihm ein christliches Begräbnis, und Dante Alighieri verewigte ihn später in seiner *Divina Commedia* im siebten Kreis der Hölle. Sein Sohn Enrico versuchte durch die Stiftung einer Kapelle, die im März 1305 geweiht wurde, den Ruf der Familie einigermaßen zu sanieren, was ihm aber nicht gelang.

Für den dem Luxus verschriebenen Mann kam für die Ausschmückung der Kapelle aber nur der beste und bekannteste Maler Italiens infrage: Giotto di Bondone. Dieser hatte sein Handwerk in Florenz gelernt und es sehr schnell an die Spitze seiner Malergeneration geschafft. Die Cappella degli Scrovegni (im Deutschen wird sie meist Arenakapelle genannt, weil sie auf dem Platz eines antiken römischen Amphitheaters steht) stellt sein Meisterwerk dar. Das schmucklose Innere wurde von Giotto in den Jahren 1304–1306 durch drei Bänder mit insgesamt 34 Fresken an den Seitenwänden gegliedert: oben ein Band zum Marienleben, darunter eines zur Kindheit und dem Heilshandeln Christi und darunter eines zur Passionsgeschichte.

Als zweites Bild im mittleren Fries auf der linken Seite befindet sich unser Titelbild. Die drei Könige aus dem Osten verehren das Kind von Betlehem, das ihnen Maria entgegenhält, kniefällig; sie erkennen Jesus an als den König der Welt.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

Manch eine(r) aus Ihren Reihen wird noch selbst erlebt haben, was die Nationalsozialisten unter „tapfer“ verstanden und wie die für eine humane Gesellschaft unentbehrliche Bereitschaft, bis zum Letzten für Gerechtigkeit einzustehen, bis zur Unkenntlichkeit entstellt wurde (siehe S. 342–345). Doch gerade in dieser dunklen Zeit haben Menschen gelebt, die den tiefen menschlichen Sinn einer wahrhaft tapferen Haltung bis heute verkörpern. Neben Edith Stein und Maximilian Kolbe fallen sogleich die Künstlerin Käthe Kollwitz ein, der Theologe Dietrich Bonhoeffer und die Mitglieder der Weißen Rose, etwa Willi Graf, der am 2. Januar 100 Jahre alt geworden wäre.

Tapferkeit ist eine messianische Kerneigenschaft. Das wird schon an den Gottesknechtliedern im Jesajabuch deutlich (vgl. bes. Jes 50, 4–11), am Schicksal Jeremias (vgl. z. B. Jer 15, 10–21) und erst recht an Jesu Lebens- und Leidensweg. Wer in der Welt etwas im Sinne Gottes bewegen will, bekommt es mit Widerständen zu tun, denen es standzuhalten gilt. Dabei zeigt der Nationalsozialismus, wie leicht es ist, Elemente des Messianischen für die eigenen Ziele nutzbar zu machen. Im Namen der „Vorsehung“ zu agieren und die Massen durch pseudo-religiöse Mechanismen zu manipulieren, hat nicht nur in den 1930er- und 1940er-Jahren funktioniert.

Wie aber lässt sich unterscheiden, wo es sich um quasi-messianische Verstiegenheit handelt und wo Menschen tatsächlich von Gottes Kraft erfüllt sind? Auf Ersteres deutet eine ideologische und totalitäre Ausrichtung hin. Wer hingegen aus den messianischen Quellen der Bibel lebt, steht oft allein, kämpft innerlich und findet Mitstreitende am ehesten, weil Gerechtigkeit überzeugt. Das zeigen die Menschen, die dem Nationalsozialismus widerstanden haben – und solche, die heute für Menschlichkeit eintreten.

Ihr Johannes Bernhard Uphus

Der König der Welt

Mt 2, 1–12

Um die überragende künstlerische Qualität der Fresken Giottos in der Cappella degli Scrovegni in Padua ermessen zu können, müssen wir uns zunächst die Kapelle vorstellen, wie sie sich dem Maler zu Beginn seiner Arbeiten darbot: Von außen ein unscheinbares, 20 Meter langes Ziegelgebäude mit rechteckigem Grundriss, innen ein einfaches Tonnengewölbe als Decke, ansonsten aber ein Raum ohne Pilaster, Gesimse, Rippen und mit nur sechs Fenstern an einer Seite, welche die Malfäche durchbrechen. Es gehörte zum festen Repertoire gotischer Architektur in Italien, dass die Wandflächen nicht aufgesprengt wurden wie in Frankreich, um sie in bunten Glasfenstern dem Licht von außen zu öffnen, sondern sie mit gemalten Fresken sozusagen virtuell, mit den Mitteln der Kunst, zu öffnen. Giotto gliederte die Seitenwände durch gemalte Gesimse und Pilaster, welche die 34 großen Fresken zum Leben Jesu und Marias aufnehmen und strukturieren. Im Sockelbereich malte er 14 Darstellungen der Tugenden und Laster in Grisailletechnik (in Grautönen), dazwischen gemalte Marmorkassetten. Die Altarwand ist mit 5 Fresken geschmückt. Die Eingangswand aber wird von einem monumentalen Fresko mit dem Jüngsten Gericht gefüllt. Die Decke schließlich ist als blaues Himmelszelt mit goldenen Sternen gestaltet, das mit 10 Medaillons, die Christus, Maria und Propheten zeigen, ergänzt wird. Mit der gemalten Architektur ordnete Giotto die Überfülle von 54 großen Fresken und zahlreichen kleinen Medaillons und Vignetten zu einem harmonischen Ganzen, sodass sich für den Betrachter der Eindruck eines ausgewogenen Gesamtkunstwerkes ergibt.

Szene einer Unterwerfung

Maria und Josef sitzen unter einem einfachen Holzdach. Der Text des Matthäusevangeliums spricht klar von einem Haus, in das die Sterndeuter (ab Ende des 10. Jahrhunderts werden sie als Könige dargestellt; eines der frühesten Beispiele zeigt der Egbert-Codex in Trier) hineingingen. Die Szene ereignete sich also eigentlich nicht mehr im Stall, in dem Jesus geboren wurde, doch deutet Giotto den Stall hier an und verbindet ihn durch den Felshügel im Hintergrund mit der byzantinischen Tradition der Geburtsgrotte. Maria sitzt auf einer Art Thron; unter ihrem Gewand ragt ein mächtiger Thronsockel hervor. Josef hat den Kopf demütig geneigt. Hinter der Gottesmutter ist gerade noch ein Engel mit Heiligenschein zu erahnen, ein weiterer Engel steht neben der Holzarchitektur und hält das Geschenk des vorderen Königs in der Form eines goldenen Reliquiars in Händen. Dieser, es ist der älteste der drei Könige, hat seine Krone abgelegt; sie liegt rechts neben ihm auf dem felsigen Boden. Er ist auf die Knie gesunken und küsst dem Kind, das „in Windeln gewickelt“ ist (Lk 2, 12), aber einen königlichen Umhang trägt, und ihm von Maria entgegengehalten wird, ehrfürchtig die Füße. Hinter ihm stehen die beiden jüngeren Könige; auch sie tragen einen königlichen, vor der Brust geschlossenen Umhang und schauen ergriffen auf die Szene der Unterwerfung, die sich vor ihnen abspielt. Sie reichen ihre Geschenke dar in Form eines Deckelkelches und eines Füllhorns und sind mit Kronen gekennzeichnet. Wenn drei Könige auf diese Weise einer anderen Person huldigen, dann erkennen sie ihn an als den König der Welt.

Alle diese Personen tragen einen Heiligenschein, der dreidimensional (nach außen leicht ansteigend) auf das Fresko aufgesetzt und mit Rillen strukturiert ist, die Strahlen evozieren. Nur der Engel hinter dem vorderen Tragbalken hat einen zweidimensionalen Nimbus, wodurch der Unterschied deutlich wird.

Das Kind trägt als Einziger einen Nimbus mit eingeschriebenem rotem Kreuz.

Hinter den beiden stehenden Königen sehen wir zwei Kamele (oder Dromedare?) mit leuchtend rotem Zaumzeug und Sätteln, die von zwei Knechten geführt werden (wiederum ist einer hinter dem Heiligenschein des jüngsten Königs gerade noch zu erahnen). Das vordere Tier schaut staunend, mit aufgerissenem Maul auf das Kind. Sie machen den orientalischen Ausgangspunkt der Reise der Könige deutlich und sind der Rest der Nebenszene vom Ritt der Könige nach Betlehem, von dem andere Kunstepochen gerne ausführlich erzählten. Es gehört aber zu den bestechenden Eigenschaften von Giotto's Kunst, dass er sich auf das Wesentliche konzentriert und durch Reduktion zu einer monumentalen Einfachheit gelangt. Dabei orientiert er sich mitunter an antiken Vorbildern, wie hier am Kamelführer deutlich wird, der die Haltung der Rossebändiger auf dem Quirinalshügel in Rom einnimmt.

Ein astronomisches Ereignis

Über dem Holzdach sieht man den Stern von Betlehem, wie er in Mt 2, 9 geschildert wird. Dabei hat er die Form einer Feuerkugel mit langem Schweif, was uns an einen Kometen erinnert. Tatsächlich war der Halleysche Komet, der nur durchschnittlich alle 76 Jahre auf Erden erscheint, am 26. Oktober 1301 mit bloßem Auge von der Erde aus gut zu sehen. Es ist tatsächlich wahrscheinlich, dass Giotto dieses ungewöhnliche Himmelsereignis auf seinem Fresko wenige Jahre später verewigt hat.

Der Himmel wird durch eine intensiv blau leuchtende Fläche wiedergegeben; wie am Gewand von Maria ist das Blau leider stark abgeblättert. Es war zu dieser Zeit sehr ungewöhnlich, große Flächen blau darzustellen, da der Farbstoff aus kostbarem Lapislazuli gewonnen werden musste. Doch Enrico degli

Scrovegni stellte die erforderlichen Mittel für diese wertvollen Materialien offensichtlich zur Verfügung.

Beseelte Malerei

Zu der oben erwähnten monumentalen Einfachheit, welche die Kunst Giotto's auszeichnet, gehört auch die in sich geschlossene, skulptural aufgefasste Form der Figuren. Dreidimensional stehen sie im Raum, dessen Perspektive von der Vorstellung einer flachen Raumbühne geprägt wird. Die Gesichter sind individuell und beseelt, sie unterscheiden sich deutlich von den schablonenhaften Gesichtern der zeitgenössischen Maler. Mit Giotto überwindet die italienische Malerei des Trecento die byzantinisierende Phase und bereitet den Weg für die Neuschöpfung der Kunst in der Renaissance.

Heinz Detlef Stäps

Tapferkeit

Oh Mann! Tapferkeit. Das griechische Wort, das wir mit Tapferkeit übersetzen, meint wörtlich: Mannhaftigkeit. In dem hierzulande gebräuchlichen Namen Andreas und, im Deutschen ist der Name auch weiblich, Andrea, lebt das Wort auf. Im Neuen Testament findet es sich nicht, ohne dass der Sachverhalt und der Begriff der Tapferkeit hier fehlten. Mannhaftigkeit der Frauen? Zur Tapferkeit der Frauen, dies gibt die 3. Auflage des Lexikons für Theologie und Kirche zu bedenken, gehöre es, die eigene Würde zu erkennen und für die Anerkennung gleicher Rechte zu kämpfen.

Tapferkeit – eine Kardinaltugend

Tapferkeit ist eine der vier Kardinaltugenden. Unsere Studierenden fassen das häufig ganz kirchlich auf und sprechen von den Kardinalstugenden. Nicht falsch; auch Kardinälen stehen diese Tugenden gut zu Gesichte ... Doch zur Klärung: Kardinaltugend kommt vom lateinischen Wort *cardo*, Dreh- und Angelpunkt. Die Kardinaltugenden werden auch als Primärtugenden bezeichnet. Auf sie kommt es an. Um sie dreht sich alles, jedenfalls allerhand.

Tapferkeit versus Feigheit und Kleinmut

An einem Wort wie Tapferkeit kleben Tausende Jahre Geschichte, Philosophie und Theologie, Politik und Psychologie. Das Gegenteil von Tapferkeit ist die Feigheit, die der Angst jederzeit nachgibt, sowie der Kleinmut, der sich zum Eingehen von Risiken auch aus guten Gründen nicht aufzuraffen vermag.

Tapferkeit ist nicht Vermessenheit

Ebenso gegensätzlich zur Tapferkeit (lateinisch: fortitudo) verhalten sich Vermessenheit und Tollkühnheit (lateinisch: audacia), wo sich jemand unbedacht oder unklug in Gefahr begibt für Ziele, die den Einsatz nicht rechtfertigen. Tapferkeit ohne Klugheit, ohne Unterscheidungsvermögen, ein Albtraum. Für sie oder ihn, und für viele.

Kriegerische Tugend – oder Zivilcourage

Tapferkeit. Keine Chance, allen Aspekten gerecht zu werden. Den wichtigsten doch? Von der Verengung auf kriegerisch-kämpferische Tapferkeit hat uns in den letzten Jahrzehnten die Betonung der Zivilcourage befreit. „Nicht der ist schon tapfer, der sich unbesehen und unterschiedslos irgendeiner Gefahr aussetzt; denn das besagt nichts anderes, als dass einer alle möglichen Dinge unbesehen und unterschiedslos für wertvoller hält als die persönliche Unversehrtheit, die er dafür aufs Spiel setzt.“ So Thomas von Aquin. Ist diese Sicht nicht hochaktuell? Im Folgenden soll in Umrissen der Beitrag des Religionsphilosophen Josef Pieper (1904–1997), in der Spur des Thomas von Aquin, und zugleich gewarnt durch den Missbrauch der Tugend der Tapferkeit unter den Nationalsozialisten, zur Sprache kommen.

Ein Engel kann nicht tapfer sein

Tapferkeit setzt Verwundbarkeit voraus, so Josef Pieper in seinem von Thomas von Aquin geleiteten Nachdenken über den Sinn der Tapferkeit aus den 50er-Jahren des 20. Jahrhunderts. „Ein Engel kann nicht tapfer sein, weil er nicht verwundbar ist. ... Weil er wesenhaft verwundbar ist, deshalb kann der Mensch tapfer sein.“ Ist die menschliche Verwundbarkeit also ein Plus, ein Prae, ein Vorteil? Etwas, das wir den Engeln voraushaben? Im Alltag und im Alltagsbewusstsein würden wir gerne darauf

verzichten, auf unsere Verwundbarkeit. Wir Menschen. Frauen und Männer. Verwundbare, und bestenfalls: tapfere Menschen.

Hinnahme der Verwundung

„Wenn das Wesen der Tapferkeit darin liegt, im Kampfe für die Verwirklichung des Guten Verwundungen hinzunehmen, dann ist vorausgesetzt, dass der Tapfere weiß, was das Gute ist, und dass er ausdrücklich um des Guten willen tapfer ist“, so Thomas von Aquin. Nicht die Leidensbereitschaft, nicht der Todesmut an sich ist zu loben. Obwohl sie vom Menschen das Schwerste fordert, ist die Tapferkeit nicht Erste und Größte unter den Tugenden. „Nicht auf die Verwundung kommt es erstlich an, sondern auf die Verwirklichung des Guten.“ (Josef Pieper)

Tapferkeit darf sich selbst nicht trauen

Die Tapferkeit ist darum nicht die Erste und Größte unter den Tugenden. Thomas von Aquin sagt es so: „Den Tod auf sich zu nehmen, ist nicht an sich zu loben, sondern allein wegen der Hinordnung auf das Gute.“ Darum kann nur der Kluge tapfer sein, der oder die zur Unterscheidung Fähige. Nicht Schlaueit ist gemeint, sondern die Bereitschaft, sich der Wirklichkeit zu stellen, sich ihr auszusetzen, sie gelten zu lassen, in ihrer erschreckenden und belebenden Vielfalt, ohne Rücksicht auf Eigeninteressen, ohne ideologische Scheuklappen. Nur der Kluge kann tapfer sein.

Gabe der Unterscheidung

Gerade heute, wiederum in Zeiten der Überzeugungstäter, der vermeintlich religiösen Märtyrer, vielmehr der grausamen und grausam verblendeten Selbstmord-Attentäter, ist die Gabe der Unterscheidung gefragt. Josef Pieper formulierte vor fast 70 Jah-

ren, noch unter dem Eindruck der NS-Zeit: „Echte Tapferkeit setzt eine richtige Einschätzung der Dinge voraus: sowohl derer, die man ‚riskiert‘, als auch derer, die man durch den Einsatz zu bewahren oder zu gewinnen hofft.“ Raubt uns die Reflexion den Mut – oder schenkt sie ihn uns erst? Pieper zitiert zustimmend ein Wort des Perikles: „Denn auch dies ist unsere Art: da am freiesten zu wagen, wo wir am besten überlegt haben. Bei anderen aber erzeugt nur die Unkenntnis Tapferkeit, die Überlegung jedoch Zagen.“

Standhalten und Angriff

Dass Tapferkeit nicht Furchtlosigkeit bedeutet, ist bedeutsam. „Wer also das Gute verwirklicht, indem er auf das Furchtbare, auf die Verwundung, zugeht, der ist wahrhaft tapfer.“ Das Eigentliche der Tapferkeit ist nach Thomas von Aquin das Aushalten, das Standhalten, das Dulden, nicht der zornige Angriff. Und doch wird das eine wie das andere vom Tapferen, von der Tapferen, verlangt. „Die Bereitschaft, im äußersten Ernstfall standhaltend für die Verwirklichung des Guten zu fallen, schließt den streitbaren Einsatz und Angriff nicht aus. Ja, aus dieser Bereitschaft empfängt die innerweltliche Aktivität des Christen jene Überlegenheit und Freiheit, die jedem krampfhaften Aktivismus endgültig versagt bleibt.“ (Josef Pieper)

Susanne Sandherr

Erziehungsziel Tapferkeit?

Dapferle, dapferle“, sagten unsere schwäbischen Verwandten anerkennend, wenn wir Kinder bei einem langen Spaziergang oder einer Wanderung gut durchhielten. Das war dann wohl eher im Sinne von „stark“ oder „tüchtig“ gemeint. Das

Adjektiv *dapfer* / *tapfer* kommt aus der indoeuropäischen Wurzel *taphar* und bedeutete dick, gedrungen, fest. Im Mittelhochdeutschen meint es in übertragenem Sinn: wichtig, bedeutend, ansehnlich, tüchtig; später wird es zu: furchtlos und mutig. Seit dem 15. Jahrhundert ist das Wort *Tapferkeit*, frühneuhochdeutsch auch *Tapfrigkeit*, belegt. Dessen Bedeutung ging dann wieder in die Richtung von *Schwere*, *Stärke*, *Wichtigkeit*, *Würde*.

Besonnener Mut

Ich habe nie darüber nachgedacht, dass richtig verstandene und gelebte Tapferkeit einen festen Stand und vor allem *Besonnenheit* voraussetzt. Nach Aristoteles hält der Mannhafte, das griechische Wort für Tapferkeit und Mut, dem zu Fürchtenden trotz Furcht stand, weil er sich nicht von einem Zuviel, aber eben auch nicht von einem Zuwenig an Furcht leiten lässt. Ein Mangel an Furcht kann furchtbare Folgen zeitigen. Und dieser Mangel hat nichts mit Tapferkeit zu tun, umso mehr mit grober Fahrlässigkeit und gefährlichem Leichtsin. Konstitutives Element der Tapferkeit ist also tatsächlich *Besonnenheit* – und das lässt mich mit neuen Augen auf diese Tugend schauen.

Missbraucht

Tapferkeit wäre mir nie und nimmer als ein Ziel in der Erziehung unserer eigenen Kinder in den Sinn gekommen. Vielleicht auch deshalb, weil der Begriff der Tapferkeit massiv in Misskredit geraten war, von den Nationalsozialisten missbraucht und instrumentalisiert, zur Grausamkeit sich selbst gegenüber, zum Kämpfen, gegen wen auch immer das Kämpfen befohlen wird, zum blinden Durchhalten, zum abgetöteten Töten pervertiert. In der Erziehungsliteratur dieser Jahre findet sich immer wieder die Forderung, die Kinder, vor allem die männliche Jugend, zur

Tapferkeit zu erziehen. „In Zucht und Strenge muss ein Kreis gesondert werden aus den Besten, Tapfersten und Opferbereitesten. Gehalten durch die puritanische Grausamkeit gegen sich selbst haben sie ihr Herz hart zu schmieden ... Da wird der Jüngling zum Mann und der Mann zum Held“, so der Nationalsozialist Gregor Strasser bereits 1926.

Wer ist tapfer?

War Tapferkeit ein, allerdings unbenanntes, Erziehungsprinzip meiner Kindheit? Ganz sicher bin ich mir, dass sie kein bewusstes Ziel der Erziehung unserer eigenen Kinder war. Dieses Erziehungsziel kann ich ganz klar verneinen. Und doch lässt mich die Frage nicht los: Was ist Tapferkeit – und wer ist tapfer? Ich denke an unsere jüngste Tochter, wie ihr nach einem schweren Sturz auf Schotter in der Klinik-Ambulanz mit einer langen Pinzette wieder und wieder die Schotterpartikel aus der großflächig und tief aufgeschürften Wunde gezogen wurden – und dass mich ihre unprätentiöse Tapferkeit tief beeindruckt hat. Tapferkeit war keine Tugend, auf die wir es bei der Erziehung unserer Kinder angelegt hatten. Und doch war das jüngste Kind – waren alle drei Kinder – tapfer. Im Nachsinnen kommen mir auch noch einige andere Situationen in den Sinn. So etwa, wie tapfer ebendiese Tochter nach einem Unfall auf einer Sommerdelbahn war, nachdem die Bremsen ihres Rodelschlittens versagt hatten. Die 11-jährige hatte durch die hohe Reibung schwere Verbrennungen erlitten; schmerzhafteste Verbandswechsel standen immer wieder an. Bei alledem war sie ... einfach tapfer. Und doch, Tapferkeit war kein ausdrückliches Erziehungsziel für uns. „Tapferkeit ist die Fähigkeit, in einer schwierigen, mit Nachteilen verbundenen Situation trotz Rückschlägen durchzuhalten“, weiß Wikipedia. Tapferkeit ist gewiss keine simple Sieger-Tugend. Stehvermögen, Widerständigkeit und Leidensfähigkeit gehören dazu.

Resilienz und Tapferkeit

Der Religionsphilosoph Josef Pieper knüpft in seinem Nachdenken über Tapferkeit an das antike Verständnis an und charakterisiert die Tapferkeit geradezu als die Fähigkeit, eine Verwundung hinnehmen zu können. In der neueren psychologischen Literatur hat sich der Begriff der Resilienz etabliert, der die Fähigkeit eines Menschen beschreibt, Verwundungen, Belastungen, Verletzungen durchzustehen und doch wieder zu ursprünglicher Kraft zurückzufinden. Die Frage, wie Kinder zu (mehr) Resilienz geführt werden können – könnte auch die Frage nach der Tugend der Tapferkeit sein. Tapferkeit als Erziehungsziel?

Taphar

Kommen wir zum Schluss noch einmal auf die indoeuropäische Sprachwurzel taphar zurück, die dick und fest bedeutet. Wie können wir Kinder zu Resilienz befähigen, zur Fähigkeit hinführen, Verwundungen hinzunehmen und zu überstehen? Wie können wir Kinder befähigen, Verwundungen zu tragen, ohne in der eigenen Festigkeit, in der eigenen Substanz gefährdet zu sein – und ohne gefühllos zu werden, denn darum muss es doch wohl einer recht verstandenen Erziehung zur Tapferkeit gehen. Es lohnt, darüber nachzudenken, denn Verwundungen sind im Laufe eines Kinderlebens, und eines Menschenlebens, vor allem eines: unausweichlich.

Seelisch wohlgenährt

Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes taphar weist uns den Weg. Indem wir Kinder mit Liebe nähren, ihre Bedürfnisse wahr- und ernstnehmen, ihnen Stärke und Würde zubilligen, ihnen seelische Wohlgenährtheit und Festigkeit schenken, ermöglichen wir ihnen, hoffentlich, im Leben taphar, tapfer zu

sein: für sich und für andere. Dann können sie, ohne Garantie für die eigene Unversehrtheit, einen Konflikt durchstehen, einer Gefahr begegnen, dem zu Fürchtenden trotz Furcht standhalten, weil sie sich weder von einem Zuviel noch von einem Zuwenig an Furcht beirren lassen – besonnen und tapfer.

Dorothee Sandherr-Klemp

Nachdem dein Stern in Betlehem erschienen

Den Text des Liedes finden Sie auf Seite 72f.

Der Text des Liedes (RG 427, GL Eigenteil Mainz 786) stammt von Georg Schmid, geboren 1940, reformierter Pfarrer in Greifensee und Religionswissenschaftler an der Universität Zürich. Schmid hat verschiedene Gedichtbände publiziert, einige seiner Gedichte sind als Kirchenlieder vertont und in die Gesangbücher der Evangelisch-reformierten Kirchen sowie der Katholischen Kirche der Schweiz aufgenommen worden. Die Melodie geht auf Maria Loohuus zurück (1925–1996), Musikerin und Musikpädagogin, Chorleiterin und Komponistin in der Westschweiz.

Die ersten vier Strophen hatte Georg Schmid nach erschütterndsten Ereignissen im unmittelbaren Umfeld 1976 niedergeschrieben und zunächst nur einem kleinen Kreis zugänglich gemacht. 1994 fügte er anlässlich der Herausgabe des neuen evangelischen Kirchengesangbuchs der reformierten Kirchen der Schweiz eine fünfte Strophe an.

Friede und Licht

Jede der gleichmäßig gebauten Strophen umfasst vier Zeilen im Wechsel von elf und zehn Silben, die nach dem Schema a – b:

a – b gereimt sind. Der erste Teil des Liedes, Str. 1 und 3, ist von Fragen bestimmt, an die sich in Str. 4 und 5 Wünsche und Bitten anschließen. In der zweiten Strophe finden sich, diese Ordnung durchbrechend, konjunktivische Aussagen. Biblische Motive stehen inhaltlich im Hintergrund, Mt 2,1–12: die Sterndeuter aus dem Osten, die der Stern nach Betlehem führt, in Str. 1, 1; 2, 1–2; 4, 1; 5, 2, und Lk 2, 8–14: die Friedensbotschaft der Engel an die Hirten, die zum Kind in der Krippe eilen (Str. 3, 1–2; 4, 2; 5, 1). Das Sterndeuter-Motiv prägt die ersten beiden Strophen, während die Verkündigung der Engel in der ersten Strophe anklingt und die dritte Strophe einleitet. Beide Weihnachtsszenen werden in der vierten und fünften Strophe zu einer eindrücklichen Einheit verknüpft. Die Motive des Lichts, des Weges und des Friedens verweisen zugleich auf das Johannes-Evangelium (Joh 1, 4; 8, 12; 14, 4–6). Offensichtlich ist zudem der Bezug zur Weihnachtslesung aus Jesaja in Str. 4, 2: „Das Volk, das im Dunkeln lebt, sieht ein helles Licht ...“ (Jes 9, 1). Der in unserem Lied bedeutsame Kontrast Licht – Dunkelheit und die Leitworte Kind und Friede finden sich hier ebenfalls.

Kunde bloß aus der Vergangenheit

Die erste Strophe setzt die Grundspannung, die dem Lied sein Gepräge gibt, sie markiert sogleich den Graben zwischen dem Damals der Weihnachtserzählung und dem Heute der eigenen Erfahrung: „wo bleibt dein Licht in unsrer dunklen Zeit?“. „Nachdem“, dieses Wort eröffnet auffällig die erste wie die dritte Strophe. Ist die „Weihnachtsbotschaft ... Kunde bloß aus der Vergangenheit“? Ist der erschienene Stern untergegangen? Hat die Finsternis, die ihn „nicht erfasst“ hat (Joh 1, 5), ihn am Ende verschlungen?

Am eignen Himmel

In der zweiten Strophe spricht nach dem Wir der ersten Strophe nun ein Ich. Es formuliert die Bedingung, unter der sich der Graben zwischen dem Einst und dem Jetzt schließen, die Fremdheit zwischen dem Himmel über Betlehem und dem „eigenen Himmel“ aufgehoben werden könnte: Der Stern von Betlehem „müsst über mir am eignen Himmel stehn“. Der Sänger nimmt seine Erfahrung eines sternlichten leeren Himmels ernst und bittet um den Stern von Betlehem „über mir am eignen Himmel“. Nur dann würde das Licht, von dessen Aufstrahlen „die Schriften künden, / mir helfen ..., meinen Weg zu sehn.“ Die konjunktivischen Formulierungen – müsste, wollte, würde – deuten an, wie ungewiss der Ausgang des Ringens um den Stern am „eigenen Himmel“ ist.

Komm du zu uns

Die dritte Strophe verschärft die Frage der ersten mit den Stichworten „vergessen und vergangen“. Wenn die Welt „von Hass und Angst erfüllt“ ist, was wird da aus der Friedensbotschaft von Betlehem? Die vierte Strophe scheint eine Wende zu bringen. Sie beginnt mit einer sehnlichen Bitte, die von einem Wir formuliert und an ein Du, an Gott, gerichtet ist: „Komm du zu uns, weil wir zu dir nicht finden.“ Damit ist ein adventlicher Akzent gesetzt: Georg Schmidts Lied kann nur als inständige, ja drängend-bedrängende Advents-Bitte Weihnachtslied sein.

Noch einmal

Der Verfasser hat dem Lied spät eine fünfte Strophe hinzugefügt. Sie beginnt mit den Worten „Noch einmal“, die in der nächsten Zeile wiederholt werden und die bereits in der letzten Zeile der vierten Strophe stehen. Dadurch entsteht eine Atmosphäre der Spannung und Anspannung, des Drängens. „Noch

einmal lasse Engelscharen singen.“ Gottes erneute gnadenvolle, alles heilende Zuwendung wird erbeten, erfleht, erhofft. „Noch einmal führe uns zu deinem Kind. / Wovon wir träumen, lass es uns gelingen.“ Lass es *uns* gelingen, heißt es hier. Ja, Gott muss den Anfang machen – damit eine Menschheit, die am Ende ist, neu anfangen kann.

Susanne Sandherr

Joseph Görres: publizistisches Multitalent

Sein Zeitgenosse Jean Paul nannte Joseph Görres „einen Mann, der aus Männern besteht“. Tatsächlich war Joseph Görres ein Multitalent und betätigte sich auf zahlreichen Gebieten. Görres war ein hervorragender Journalist, begnadeter Schriftsteller, hitzköpfiger Revolutionär, Naturforscher, Mystiker, Lehrer – und damit sind nur ein paar Facetten seines Wirkens genannt. Joseph Görres prägt die katholische Publizistik bis heute und war einer der wortmächtigsten Vorkämpfer für die Freiheit der katholischen Kirche von staatlichen Zwängen und Einflussnahmen.

Im jesuitischen Geist erzogen

Joseph Görres wurde als ältestes von acht Kindern am 25. Januar 1776 in Koblenz geboren. Sein Vater hatte es mit dem Handel von Holz zu einigem Wohlstand gebracht. Joseph konnte im Alter von zehn Jahren in das von Jesuiten geleitete Gymnasium eintreten. Dort lernte er das Fortschrittsdenken und die Aufklärung kennen und schätzte die Verbindung von Religion und Intellekt. Er eignete sich ein enormes Wissen an und verließ 1793 das Gymnasium mit dem Ziel, Medizin zu studieren. Doch die

Revolution zog ihn weit mehr an. Görres hoffte, die Ideale Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit verwirklichen zu können, und schloss sich der „cislehrinischen Bewegung“ an, die links des Rheins eine eigene Republik an der Seite Frankreichs gründen wollte. In dieser Zeit entfremdete er sich zunehmend von der katholischen Kirche und betätigte sich als politischer Publizist. Er schrieb für das in Koblenz erscheinende „Rote Blatt“ und veröffentlichte die Schriften „Der allgemeine Friede, ein Ideal“ (1798/99) und „Der Rübzahl“ (1799).

Von Paris und der Revolution enttäuscht

Im Auftrag des „Patriotischen Clubs“ Koblenz reiste Görres 1799 nach Paris. Er sollte bei den französischen Besatzungsbehörden Einfluss darauf nehmen, die Okkupation zu beenden und eine Gleichstellung des linken Rheinufer und Frankreichs zu erreichen. Doch die Visite im Zentrum der revolutionären Macht raubte ihm alle Illusionen. In den revolutionären Machthabern sah er die gleichen Mechanismen am Werk wie im römischen Kaiserreich. Dass Napoleon schließlich gekrönt wurde, verstand er als Sündenfall der Revolution. Tief enttäuscht kehrte er seinen revolutionären Idealen den Rücken und gab seine politisch-publizistische Tätigkeit auf. Nach Koblenz zurückgekehrt, arbeitete er zunächst als Physiklehrer an seiner alten Schule und entdeckte die Naturwissenschaften als neue Leidenschaft. 1801 heiratete er Katharina von Lassaulx, Tochter eines Koblenzer Gerichtsrates. Sie war ebenfalls hochgebildet und wurde für Görres die wichtigste Gesprächspartnerin. Aus der glücklichen Ehe gingen drei Kinder hervor.

Hochschullehrer und Publizist

Im Jahr 1806 wurde Görres Privatdozent an der Universität Heidelberg, obwohl er selbst nie studiert hatte. Görres entwi-

ckelte in dieser Zeit eine besondere Leidenschaft für die Romantik und hielt Vorlesungen über die germanische Mythologie. Gemeinsam mit Clemens Brentano und Achim von Arnim prägte er die Heidelberger Romantik, zu deren Anhängern auch Joseph von Eichendorff gehörte. Doch blieb Heidelberg nur eine Episode, da nach der Neuordnung Badens die Dozenten dem Polizeiminister unterstellt wurden und Görres sich damit nicht einverstanden erklären konnte. 1808 kehrte er nach Koblenz zurück, wo er sich schließlich dazu entschloss, offensiv gegen Napoleon zu wirken und für die Idee eines einigen und freien Deutschlands zu schreiben. In dieser Zeit gründete er auch den „Rheinischen Merkur“, der sich rasch zu einer Art Nationalblatt entwickelte. Görres kommentierte darin mit spitzer Feder die politischen Entwicklungen und schuf damit die Form des Leitartikels, bis heute ein zentrales Element der Tageszeitungen. Der „Rheinische Merkur“ und sein alleiniger Redakteur Görres wurden zum nationalen Sprachrohr Deutschlands im Kampf gegen die Napoleonische Herrschaft. Dies war den Behörden schnell ein Dorn im Auge. Die Zeitung wurde verboten, Görres von seinen Ämtern entlassen. Als man einen Haftbefehl gegen ihn erließ, floh er ins Exil nach Straßburg.

Hinwendung zur katholischen Kirche

In dieser Zeit versöhnte sich Görres auch wieder mit seiner Kirche, die nun auch von den weltlichen Mächten befreit und unabhängiger geworden war. Görres schrieb schließlich für die konservative Zeitung „Der Katholik“. Zusammen mit Clemens Brentano engagierte er sich für die Armen und gründete verschiedene Fürsorgevereine. Er wandte sich der christlichen Mystik zu und veröffentlichte einige spirituelle Bücher, unter anderem auch über Franz von Assisi. 1827 berief ihn Ludwig I. von Bayern als Professor für „Allgemeine und Literaturgeschichte“ an die Universität München, Görres wurde rehabilitiert. In München wurde

Görres zum Mittelpunkt eines Kreises von katholischen Gelehrten, die sich für eine Erneuerung des katholischen Deutschlands engagierten. Görres veröffentlichte zahlreiche Schriften zur Verteidigung des Glaubens, wandte sich gegen liberale Strömungen und appellierte gleichzeitig an die Konfessionen, friedlich zusammenzuleben. Joseph Görres starb vor 170 Jahren am 29. Januar 1848 in München, wo er auch bestattet ist.

Marc Witzemberger

Wasser des Lebens

Wenn für uns heute Wasser wie selbstverständlich jederzeit verfügbar ist, ist es doch ein Urstoff allen Lebens und in vielen Ländern der Erde ein rares Gut. Wie in vielen Religionen, so ist das Wasser auch in der jüdisch-christlichen Tradition mit zahlreichen Bedeutungsnuancen verbunden, die positiven und negativen Charakter besitzen. Es ist typisch, dass Zeichen nie völlig eindeutig sind, wie etwa ein Piktogramm, das zumeist eine einzige, klare Botschaft besitzt. Zeichen im Gottesdienst spielen auf viele, ineinander verwobene Bedeutungen an, die uns nicht immer bewusst sind.

Nahrungsmittel

Für die Bibel ist das Wasser ein grundlegendes Nahrungsmittel, ohne das niemand leben kann. Gerade am Gegensatz der im Orient allseits bekannten Gefährdung durch Trockenheit, Durst und Dürre wird diese positive Eigenschaft sichtbar. In der Wüste ist die Gefahr des Verdurstens für jeden greifbar. Wasser ist die Grundlage für das Wohlergehen von Pflanzen, Tieren und Menschen. Entsprechend kann die Sehnsucht nach Gott mit dem Bild des Durstes beschrieben werden: „Gott, du mein Gott,

dich suche ich, meine Seele dürstet nach dir. Nach dir schmachtet mein Leib wie dürres, lechzendes Land ohne Wasser.“ (Ps 63,2f.) Wie Wasser zum Stillen des Durstes, so ist Gott für die Lebenssehnsucht der Menschen unersetzlich.

Dieses Bildwort kommt in der Liturgie vor allem in den Psalmen regelmäßig zum Tragen. Eigenartigerweise kommt Wasser als Nahrungsmittel aber nur bei der Eucharistie im Gottesdienst vor. Denn bei der Gabenbereitung wird dem Wein wie in den meisten Liturgiefamilien etwas Wasser beigefügt und als Sinnbild des menschlichen Lebens gedeutet: „Wie das Wasser sich mit dem Wein verbindet zum heiligen Zeichen, so lasse uns dieser Kelch teilhaben an der Gottheit Christi, der unsere Menschennatur angenommen hat.“

Waschen

Häufiger wird auch zeichenhaft auf die reinigende Kraft des Wassers angespielt. Diese Dimension wird etwa in den Psalmen mit der Vorstellung in Bezug gesetzt, dass Sünde und Schuld wie Schmutz an einem Menschen haften. Die Vergebung Gottes wird als Reinigung erfahren und gedeutet: „Entsündige mich mit Ysop, dann werde ich rein; wasche mich, dann werde ich weißer als Schnee.“ (Ps 51,9) Diese Deutung findet sich an vielen Stellen der Liturgie. So wird die Taufe selbst als Abwaschung von Sünden gedeutet, wie es der Lobpreis über dem Wasser ausdrückt: „Die Menschen, die du als Abbild geschaffen hast, reinige im Sakrament der Taufe von der alten Schuld. Aus Wasser und Heiligem Geist geboren, lass sie auferstehen zum neuen Leben.“

Auch ein einfacher Reinigungsvollzug wie die Händewaschung des Priesters nach der Gabenbereitung, die zunächst praktische Gründe hatte, wird im stillen Gebet ähnlich gedeutet: „Herr, wasche ab meine Schuld, von meinen Sünden mache mich rein.“ (vgl. Ps 51,4)

Eine andere Deutung erlebt die Verwendung von Wasser bei der Fußwaschung am Gründonnerstag, denn hier steht nicht die Abwaschung von Sünden im Vordergrund. Die Fußwaschung ist in der Antike der Reinigungsdienst eines Dieners, den Jesus an seinen Jüngern vor dem Letzten Abendmahl vollzogen hat (vgl. Joh 13). Die Begleitgesänge deuten den Vollzug am Gründonnerstag als nachahmende Erniedrigung, als Dienst des Klerus an der Gemeinde.

Bedrohung

Der Symbolgehalt des Wassers kann in Bibel und Liturgie aber noch gesteigert werden, indem die bedrohliche Wirkung des Wassers, die Gefahr des Ertrinkens, hervorgehoben wird. So wird in der Schöpfungsgeschichte die Welt aus der nivellierenden Urflut heraus abgesondert und geschaffen (Gen 1). Und in der Sintflutgeschichte wird die Macht des Wassers genutzt, um die schwere Schuld regelrecht zu ertränken (vgl. Gen 6–7). Hier wird die sündige Welt vernichtet, um die Sündlosen zu retten.

Der Durchzug durch die bedrohlichen Wasserwände des Roten Meeres (in dem die Verfolger umkommen) wird für Israel zur grundlegenden Erfahrung der Errettung. Die Herausführung aus der Sklavenherrschaft Ägyptens und der Durchzug durch das Rote Meer kennzeichnen den fundamentalen „Herrschaftswechsel“, der an Israel geschieht und durch den es Eigentum Gottes wird: „Ich nehme euch als mein Volk an und werde euer Gott sein.“ (Ex 6, 7) Diese drei alttestamentlichen, bedrohlichen Motive sind die Ersten einer Reihe heilsgeschichtlicher Wassermotive, auf die im Gebet über dem Taufwasser angespielt wird: das Wasser der Urflut, die Sintflut, der Durchzug durch das Rote Meer, dann die Taufe Jesu im Jordan und das Fließen von Blut und Wasser aus der Seite Jesu bei der Kreuzigung. All diese Motive wollen den radikalen Existenzwechsel deutlich machen, der mit der Taufe verbunden ist: Es geht um

das Ablegen des alten, sündigen Menschen und die Wiedergeburt zu einer neuen Existenz.

Die Täuflinge der Antike wurden in einem natürlichen Gewässer oder einem großen Taufbecken getauft. Das Becken hatte oftmals auf zwei Seiten Treppen, sodass ein Durchzug durch das „Rote Meer“ vollzogen wurde. Der Täufling konnte im Wasser stehend mit Wasser übergossen werden (viele antike Darstellungen der Taufe Jesu legen dies nahe), um so das Abwaschen der Sünden anzudeuten. Falls aber die Täuflinge zur Taufe untergetaucht wurden, dann wurde für sie leibhaftig erfahrbar, dass das Taufbecken eine Art Grab sein sollte. Die Taufe war eine simulierte Bestattung und so symbolische Hineinnahme in Tod und Auferstehung Jesu Christi.

Besprengen

Wie also bei der Taufe ganz unterschiedliche Bedeutungsdimensionen des Wassers zum Tragen kommen, so ist es auch beim Besprengen mit Wasser, das die Liturgie in verschiedenen Formen kennt. Wird sie an Gläubigen vollzogen, so handelt es sich zumeist um ein Taufgedächtnis. Formen sind etwa die Taufenerneuerung in der Osternacht, aber auch die Asperges-Prozession am Beginn der sonntäglichen Messfeier, die den Bußakt ersetzen kann. Wohl abgeleitet davon ist das Besprengen von Gegenständen, das bei vielen Segnungen vorgesehen ist, das aber auch reinigende Dimension besitzen kann.

Friedrich Lurz

Heiliger des Monats: Josef Freinademetz

Ein Chinese unter Chinesen wollte Josef Freinademetz sein. Kein anderes Land hatte ihn so fasziniert wie dieses. Dabei wurde er weit von China entfernt geboren. Am 15. April 1852

kam Josef Freinademetz in Oies zur Welt, einem kleinen Dorf mit fünf Häusern in den Südtiroler Dolomiten. Damals gehörte die Gegend noch zu Österreich, heute befindet sich das Geburtsdorf des China-Missionars in Italien.

Zum Missionar berufen

Josef Freinademetz stammte aus bäuerlichen Verhältnissen, fiel aber durch seine Frömmigkeit und seinen bescheidenen Lebenswandel auf. Er bekam die Möglichkeit, zur Schule zu gehen und sich schließlich im Priesterseminar der Diözese Brixen auf den Priesterberuf vorzubereiten. Es zog ihn von Beginn seines Studiums an in die weite Welt, Freinademetz wollte Missionar werden. Nach seiner Priesterweihe 1875 war er zunächst Kaplan in Sankt Martin, nicht weit von seinem Geburtsort entfernt. Die Sehnsucht nach der Ferne ließ ihn aber nicht los. Er setzte sich bald mit Arnold Janssen in Steyl (Niederlande) in Verbindung. Dieser hatte das erste deutsche Missionshaus gegründet, aus dem später auch die Steyler Missionare hervorgingen. 1878 konnte Freinademetz mit Erlaubnis seines Bischofs nach Steyl übersiedeln und brach 1879 nach Hongkong auf, wo er sich zwei Jahre darauf vorbereitete, Missionar in China zu werden.

Unermüdlicher Einsatz für China

1881 war es schließlich so weit. Freinademetz reiste in die chinesische Provinz Süd-Shantung, wo es gerade einmal 158 Getaufte unter 12 Millionen Einwohnern gab. Der Aufbau christlicher Gemeinden war schwer und zermürend. Doch auch von vielen Rückschlägen ließ sich Freinademetz nicht entmutigen. Freinademetz baute ein großes Netz von Laien auf, die katechetischen Unterricht erteilten, und erstellte dafür auch einen chinesischen Katechismus. Sein rastloser Einsatz schwächte ihn zunehmend. 1898 erkrankte er an Tuberkulose und reiste zur

Erholung nach Japan. Doch schon bald kehrte er zurück und vertrat seinen Bischof in der Diözese, als dieser nach Europa reisen musste. In dieser Zeit brach eine schwere Typhusepidemie aus, auch Freinademetz steckte sich an. Er starb am 28. Januar 1908. Sein Grab wurde zu einem Wallfahrtsort für zahlreiche Christen in China. Freinademetz wurde am 19. Oktober 1975 selig- und am 5. Oktober 2003 zusammen mit dem Steyler Ordensgründer Arnold Janssen durch Papst Johannes Paul II. heiliggesprochen. Sein Gedenktag ist der 29. Januar.

Marc Witzenbacher

Gottesdienste im ZDF

- Sonntag/Neujahr, 1. Januar 2018 – 10.15 Uhr, Frauenkirche, Dresden (ev.)
- Sonntag, 7. Januar 2018 – 9.30 Uhr, St. Viktor Kirche, Schwerte (ev.)
- Sonntag, 14. Januar 2018 – 9.30 Uhr, *aus einer österreichischen Gemeinde* (kath.)
- Sonntag, 21. Januar 2018 – 9.30 Uhr, Christuskirche, St. Vilbel (ev.)
- Sonntag, 28. Januar 2018 – 9.30 Uhr, Dom St. Peter, Worms (kath.)

domradio

- Eine aktuelle Auslegung des in MAGNIFICAT abgedruckten Tagesevangeliums hören Sie von Montag bis Samstag im domradio ab ca. 7.55 Uhr. Für die lebensnahe und tiefgründige Auslegung des Textes lädt domradio wöchentlich einen Priester oder qualifizierten Laien zu Live-Gesprächen ein. Sendung verpasst? Dann nutzen Sie das Archiv oder das Podcast-Angebot auf www.domradio.de.
- Sonntags um 10 Uhr überträgt domradio einen Gottesdienst aus dem Erzbistum Köln sowie um 10 und 18 Uhr die Gottesdienste aus dem Kölner Dom live im Internet-TV auf www.domradio.de. Die Predigt ist als Podcast erhältlich.
- Bei Fragen erreichen Sie domradio unter Tel. 0221 / 258860.

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

Februar 2018

Wie wir leben können
Geduld · Zorn

Ihr seid von Gott geliebt, seid seine auserwählten Heiligen; darum bekleidet euch mit aufrichtigem Erbarmen, mit Güte, Demut, Milde, Geduld!

Brief an die Kolosser – Kapitel 3, Vers 12

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© **Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

ZUM TITELBILD

Pantokratorikone

Erste Hälfte 6. Jahrhundert

Katharinenkloster, Sinai

© 1970 Rex Features / Kharbine-Tapabo / REX / Shutterstock

Das Titelbild zeigt in diesem Monat eine Christusikone, die im Katharinenkloster auf dem Berg Sinai aufbewahrt wird. Auf beiden Seiten ist die Holztafel leicht beschnitten worden; links wohl etwas mehr als rechts. Die Ikone ist in enkaustischer Maltechnik hergestellt worden, das heißt, Wachsfarben wurden erhitzt und in mehreren Schichten auf den Malgrund aufgestrichen, was einen sehr differenzierten Farbauftrag und eine lange Haltbarkeit ermöglicht. Kurt Weitzmann, der als Erster die Kunstschätze des Klosters untersuchte, datierte sie 1976 in die erste Hälfte des sechsten Jahrhunderts. Es wäre somit eines der ältesten Christusbilder in der Kunst, das uns den klassischen byzantinischen Christustypus vor Augen führt. In jedem Fall ist eine Verbindung zum Kaiserhof in Konstantinopel gegeben, weshalb auch für unsere Ikone eine dortige Entstehung angenommen werden kann. Da Kaiser Justinian I. (527–565) das Katharinenkloster auf dem Sinai gründete, ist unsere Ikone vielleicht als kaiserliches Geschenk dorthin gelangt.

Jener Typus hat unsere Vorstellung von Christus derart geprägt, dass selbst ein Kind die Person auf dem Bild auf Anhieb identifizieren könnte. Es hat fast den Anschein, als wäre hier ein Porträt von Jesus gemalt worden, so individuell und so persönlich sind seine Züge. Es ist ein Christusbild, das uns wieder neu die Augen öffnen kann für die vielen Gesichter Christi, da es das fleischgewordene Wort Gottes zugleich in seiner göttlichen Majestät und in seiner menschlichen Güte und Nähe darzustellen versucht. Es ist jedenfalls kein einfacher, kein „pflegeleichter“ Jesus, der uns da anblickt; es ist ein forderndes, ein einnehmendes Gesicht.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

Mögen Sie Wagner? Eine Frage, die Sie in MAGNIFICAT vielleicht nicht erwarten würden. Vielen ist seine Musik schlicht zu laut, sein Anspruch zu gewaltig, seine Musikdramen zu lang. Auch seine Inhalte stehen vielfach in Spannung zu dem, was uns Christen wichtig ist. Ich selbst hatte lange einen Bogen um Richard Wagner gemacht; doch dann war Gelegenheit, eine konzertante Aufführung seines letzten großen Werks, des Parsifal, zu erleben. Das Vorspiel, die Verwandlungsmusiken beeindruckten mich, anderes stieß mich eher ab. Eine Stelle aber begleitet mich seither: der „Karfreitagszauber“ im dritten Aufzug.

Parsifal ist nach langen Irrwegen an einem Karfreitag wieder ins Gebiet der Gralsburg gekommen. Er wundert sich, welche Schönheit ihn umgibt; rings umher grünt und blüht die Natur. Der greise Gurnemanz, der ihn wie einst so auch jetzt empfängt, erläutert ihm den Zauber dieses hohen Tags: die Blumen und Pflanzen geben ihrer Freude darüber Ausdruck, dass sie durch Gottes Liebestat zusammen mit dem Menschen erlöst sind. „Das merkt nun Halm und Blume auf den Auen, / dass heut des Menschen Fuß sie nicht zertritt, / doch wohl wie Gott mit himmlischer Geduld / sich sein' erbarmt' und für ihn litt, / der Mensch auch heut' in frommer Huld / sie schont mit sanftem Schritt.“

Mit ihrer sensiblen Musik ist diese Stelle eine der bewegendsten, die statt des oft beschworenen Zorns von der *Geduld* Gottes sprechen. Und ja, im Parsifal *geht* es um Geduld. Lange Jahre, viele Irrungen sind nötig, bis der junge Mann *sehen* gelernt hat. Einen Lebensweg lang führt auch Gottes Weg mit *uns*, bis wir hinter und in all dem Trug seine Spuren erblicken. Grund genug, geduldig mit uns selbst zu sein. Uns an der erwachenden Natur zu freuen, die oft gerade am Karfreitag reich und farbenfroh blüht.

Es ist der Herr

Was diese Darstellung Jesu Christi besonders auszeichnet, ist vor allem die starke Asymmetrie, welche dieses Gesicht kennzeichnet. Die rechte Wange Jesu ist deutlich stärker als die linke; so fällt auch der Schnurrbart auf dieser Seite nicht so steil ab. Die linke Augenbraue wiederum ist viel weiter nach oben gezogen als die rechte. Auch der mittellange Bart ist nicht einfach nach unten ausgerichtet, sondern leicht nach links gekämmt. Die braunen Haare schließlich fallen links auf die Schulter, während sie rechts hinter dem Nacken verschwinden. Und selbst die beiden schwarzen Pupillen liegen auf verschiedenen Höhen in der braunen Iris; dabei schaut die linke Pupille den Betrachter direkt an, während die rechte nach oben gerichtet zu sein scheint (Ist es zu gewagt, hierin Christus symbolisch als Brücke zwischen Gott und Mensch dargestellt zu sehen?). Dies alles gibt dem Gesicht Christi eine betont menschliche Note, denn kein menschliches Gesicht ist jemals wirklich symmetrisch.

Zeichen des Göttlichen

Andererseits wird Christus aber auch in seiner Göttlichkeit charakterisiert. Dazu trägt zum einen der große, goldene Heiligenschein mit dem eingeschriebenen Kreuz bei. Auch die segnende Hand kennzeichnet Christus in seiner Göttlichkeit. Es handelt sich hierbei um eine der ostkirchlichen Segensgesten. Zugleich stellt er ein leiblich gesprochenes Glaubensbekenntnis dar: Die fünf Finger bezeichnen in dieser Haltung den dreieinen Gott (Vater, Sohn und Geist) sowie die beiden Naturen Christi (Gott und Mensch). Vor allem aber das Evangelienbuch mit dem prächtigen Goldeinband in seiner Linken akzentuiert Christus als das Wort Gottes; er spricht uns das wertvolle Wort zu, das er selbst ist.

Hinter den Schultern Jesu (die auch nicht auf derselben Höhe liegen, die Figur Christi ist leicht gedreht) sieht man eine Wand, welche die hintere Grenze der Szene bildet und sich in der Mitte halbkreisförmig öffnet. In solchen halbkreisförmigen Nischen saßen in der Antike die Kaiser zu Gericht; in einer solchen Nische der Maxentiusbasilika in Rom stand die Kolossalstatue des Kaisers Konstantin. Und auch die Päpste hatten ihren Thron in den ersten römischen Großkirchen in der Mitte der Apsiswand. Wenn der Künstler des sechsten Jahrhunderts Christus vor einer solchen Nische darstellt, dann charakterisiert er ihn auf diese Weise als eine Person von höchster Bedeutung, als einen mächtigen Herrscher.

Die rückwärtige Wand begrenzt aber den Bildraum nicht, sie ist nach oben nicht geschlossen, sondern sie weicht vor dem Nimbus Christi. Dadurch wird über ihr in zwei verschiedenen Farbzonen der Himmel sichtbar. Es ist, als ob durch die Gegenwart Christi der Himmel in den geschlossenen Raum der Menschen einbrechen würde. Bei einer Marienikone, die ebenfalls im Katharinenkloster zu finden ist und wahrscheinlich aus derselben Werkstatt stammt, ist die rückwärtige Wand sehr viel höher gezogen und lässt nur einen schmalen Streifen Himmel frei. So lässt sich hier das Zusammenspiel von Nimbus und Wand als ein sprechendes Symbol der göttlichen Macht Christi interpretieren.

Der Pantokrator

Unsere Ikone stellt Christus als den Pantokrator dar, als den „*Allherrscher*“. Sie hat das Ziel, die Allmacht Gottes bildhaft sichtbar zu machen. Sie erreicht dies aber nicht nur mithilfe der genannten ikonografischen Motive, sondern viel mehr noch durch schwerer zu fassende Mittel: durch den Ausdruck des Gesichtes und durch den unbeschreibbaren Blick Christi.

Es ist ein hoheitsvolles Gesicht, das uns da anblickt. Aber es ist auch ein sehr ernstes Gesicht. Eine Spur von Leid und Traurigkeit liegt über ihm. Es ist kein weicher, kein lieblicher Jesus; er zeichnet sich durch Härte und Entschiedenheit aus. Es ist der Feuer-und-Schwert-Christus, der Christus der Tempel-austreibung, der Christus der Worte gegen die Pharisäer. Wie ein Richter scheint er über unserem Leben zu thronen. Er stellt uns Gott in seiner Unerreichbarkeit vor Augen, den Gott, dem wir Menschen niemals gleichkommen werden, weil er unser Schöpfer ist. Dieses Gesicht hält uns auf Abstand. „Es ist der Herr.“ (Joh 21, 7)

Und doch ist der durchdringende Blick dieser beiden ungleichen Augen alles andere als verurteilend. Er blickt durch unsere Masken hindurch bis auf den Grund unseres Herzens; er sieht, was wir getan haben, und er weiß, wer wir wirklich sind. Er nimmt unsere Schuld ernst, vielleicht klagt er uns sogar an, aber er verurteilt uns nicht. Es liegt so viel Menschlichkeit und Güte in diesem Blick, dass wir darauf vertrauen dürfen, niemals von ihm verdammt zu werden.

Ein Blick wie ein Spiegel

Unwillkürlich denke ich an die Szene im Hof des Hohenpriesters, an Petrus, der den Herrn dreimal verleugnete. „Da wandte sich der Herr um und blickte Petrus an“ (Lk 22, 61). Dieser Blick muss es gewesen sein; ein Blick voller Enttäuschung und voller Trauer. Ein Blick, der Petrus den Spiegel vorhielt, sodass er sich ungeschminkt sah, in all seiner Schuld und Treulosigkeit. „Und er ging hinaus und weinte bitterlich“ (Lk 22, 62). Aber es war kein Richterspruch in diesem Blick, kein Urteil. Gerade in seiner Ehrlichkeit und Trauer war es ein Blick der Liebe.

An diesem Blick hat uns der unbekannte Künstler durch seine Ikone Anteil gegeben. Er hat uns trotz aller Distanz das Bild eines liebenden Gottes vor Augen gestellt. Kein Wunder, dass

eine spätere Hand in griechischen roten Majuskeln auf die linke Seite der Tafel schrieb: „JESUS CHRISTUS DER MENSCHENFREUND“.

Wir können auf die Menschenliebe unseres Gottes vertrauen und brauchen uns nicht vor ihm zu verstecken, wie die ersten Menschen es taten (vgl. Gen 3, 8–10). In Christus hat Gott uns sein menschenfreundliches Gesicht geöffnet. Er ist der Herr, der Macht hat, aber auch groß ist im Vergeben. Und im Vertrauen auf seine Güte können wir uns mit Petrus vor ihn hinstellen und all das Stückwerk unseres Wollens und Liebens ihm entgegenstrecken: „Herr, du weißt alles, du weißt doch, dass ich dich liebe“ (Joh 21, 17).

Heinz Detlef Stäps

Zorn – Geduld

Gerechter Zorn? Den gibt es wohl. Angesichts schweren Unrechts, das von Machthabern dreist und rücksichtslos als Recht ausgegeben wird. „Empört euch!“ Die deutsche Sprache unterscheidet zwischen Zorn und Groll. Zorn entsteht und vergeht schnell, während Groll lange anhält. Die Rede von den „Wutbürgern“ ist ambivalent. Wir können uns selbstgerecht in unserem Zorn einrichten, uns darin fragwürdig sicher und wohlfühlen. Wir können aber auch, aus Feigheit, aus Stumpfheit, zum Himmel schreiendes Unrecht ausblenden und uns hinter unserer Haustüre und unserem Gartenzaun verschanzen. Was geht es mich an?

Schmerz und Zorn

Einmal ist es passiert. Ich sagte, was ich nicht sagen wollte – und es tut mir bis heute leid. Dass es Schmerz und Zorn war, die mich dazu getrieben haben, ein Zorn, von dem ich nichts oder nicht genug wusste, das beginne ich erst jetzt zu verstehen. Das hilft. Der Schmerz über die dem anderen zugefügte Verletzung – bleibt.

Zorn, zerstörerisch

Zorn, ein heftiger Affekt mit Auswirkungen auf Leib und Seele, zuerst einmal des oder der Zornigen. Auslöser des Zorns ist eine Kränkung oder Schädigung der eigenen Person, Nahestehender oder einer nahestehenden Gemeinschaft. Zorn, übermäßiger Zorn, und die Tendenz zum Übermaß wohnt diesem Affekt wohl unausweichlich inne, wurde schon früh als ein Faktor der Destabilisierung, gar Zerstörung, zwischenmenschlicher Beziehungen und so des Gemeinwesens gesehen. Die Zorn-Freiheit des Individuums ist seit der griechischen Antike darum Merk-

mal der Bildungsschicht, des Weisen und Frommen bzw. der politischen und religiösen Klasse.

Der schlimmste und hässlichste Affekt

Während Aristoteles dem Zorn ein beschränktes Recht einräumt, auch wenn der Mensch prinzipiell auf einen ausgeglichene Affektzustand hinarbeiten sollte, standen vor allem die Stoiker dem Zorn radikal ablehnend gegenüber. Für den Philosophen Seneca ist Zorn der schlimmste und hässlichste Affekt, weil er die Rationalität, die Vernunftbestimmtheit des Menschen, schädige oder außer Kraft setze. Vernunftlose, im Zorn rasende Tiere handelten hingegen rein impulshaft, gleichsam mechanisch. Der dem rationalen menschlichen Wesen entgegengesetzte Zorn sei jedoch weder nützlich noch natürlich.

Geduld – Darunterbleiben

Wie ist es mit der Geduld? Im Griechischen geht es anschaulich um ein „Darunter-Verharren“. Unter einem Unglück, einem Missgeschick, einer unüberwindlichen Übermacht. Die Griechen haben das nicht als schändlich, sondern als tapferes Standhalten, als tätigen Widerstand verstanden. In der Stoa bewährt sich der Weise durch gelassenes Tragen aller Übel und erringt dadurch seelische Größe. Geduld? Du Opfer! Auf den Schulhöfen schallt diese Beleidigung heute wider. Du Opfer! Nicht Dulden, nicht Ertragen ist gefragt, sondern Austeilen. Unterwerfen. Und zwar pronto.

Geduld, der lange Atem der Leidenschaft

Geduld? Wie ungeduldig bin ich, vor dem Computer, an der roten Ampel, an der Supermarktkasse, im Wartezimmer, in allem Zwischenmenschlichen ... Für Gregor den Großen ist die

Geduld „Wurzel und Wächterin aller Tugenden“. Sie ist nicht das Grabmal der Leidenschaften, sondern deren langer Atem, wie es der evangelische Theologe Eberhard Jüngel sagt.

Zorn und Liebe

Ist Zorn als Teil von Liebe denkbar, Zorn über das Unrecht, das dem Geliebten getan wurde – und gilt Liebe, nicht-begehrliche Liebe, biblisch nicht dem und der Nächsten, dem Geringsten, dem bedürftigen Bruder und der Schwester in Not, so ist Geduld biblisch und christlich als liebevolle Geduld zu deuten, und zu leben.

Gottes Zorn – nicht das Gegenteil, sondern eine Gestalt seiner Liebe

Eberhard Jüngel drückt diese biblische Einsicht im Blick auf Gottes leidenschaftlichen Zorn so aus: „Der Zorn Gottes ist also nicht das Gegenteil seiner Liebe, sondern eine Gestalt seiner Liebe.“ Und darum gilt: „In seinem Zorn bestätigt Gott auf erschreckende Weise, dass seine Liebe leidenschaftlich, dass ‚der liebe Gott‘ ein leidenschaftlicher Gott ist. Doch Gottes Zorn ist beherrscht und gelenkt von Gottes Geduld.“

Leidenschaftlich – und darum geduldig leben

Geht das? Zorn nicht verdrängen, sich gegen Leidenschaft nicht abschotten, und doch geduldig leben? Oder gerade darum: Geduld leben? Nicht Gleichgültigkeit, nicht Biedermeier. Biblisch gesehen ist das so. Zorn Gottes heißt nicht, dass ihm endgültig der Geduldsfaden gerissen ist. Die Ankündigungen von Gottes Zorn sind Ankündigungen seiner radikal liebevollen Ziele, eines neuen Himmels und einer neuen Erde.

So könnte auch unser Zorn uns bedeuten: Meine Geduld mit dir, und mit mir, ist nicht am Ende, sondern am Anfang. Denn Geduld ist der lange Atem der Leidenschaft.

Susanne Sandherr

Die Trotzphase

Die Trotzphase hat keinen guten Ruf. Sie treibt Eltern nicht selten an den Rand der Verzweiflung. Aber auch für Kinder bedeutet sie inneren Stress; zugleich ist sie für die kindliche Entwicklung unverzichtbar. Denn die Trotzphase ist ein notwendiger Schritt zu wachsender Autonomie, mit den Mitteln, die dem Kleinkind zu Gebote stehen. Es lernt, „Nein“ zu sagen und so einen wichtigen Entwicklungsschritt hin zu Eigenständigkeit, innerer Stärke und Selbst-Bewusstsein zu gehen. Der Versuch, die Autonomiebestrebungen des Kindes zu stoppen, gar den Willen des Kindes zu brechen, wie noch immer vermeintlich wohlmeinende Ratschläge lauten, ist schädlich und kann zu lebenslanger Unsicherheit, zur Unfähigkeit, sich zu entscheiden, und zu einem Mangel an Einfühlung führen. Folge der unterdrückten Trotzphase ist oftmals ein geringes Selbstwertgefühl, das eventuell durch Unterwürfigkeit oder aber durch besondere Aggressivität kompensiert wird.

Überfordernde Situationen

Schwere Trotzanfälle des Kleinkindes entwickeln sich in Situationen, in denen das Kind überfordert ist. Hier ist es wichtig, nahe am Kind zu sein und die Bedürfnisse der aktuellen Entwicklungsphase zu kennen. Liebevolle Zuwendung darf nicht Belohnung für „Wohlverhalten“ sein, Liebesentzug nicht Strafe bei vermeintlich „unartigem“ Verhalten. Wenn ein Kleinkind in

die Phase der Autonomiebestrebungen, in die „Alleine-machen“-Phase eingetreten ist, dann ist es für die Entwicklung zentral, dass es überwiegend Aufgaben vorfindet, denen es gewachsen ist. Hier ist Kreativität gefordert. Eine Strumpfhose beispielsweise, die eigenständig angezogen werden soll, überfordert und frustriert ein Kleinkind; sie kann vielleicht durch lockere Leggings oder Ähnliches ersetzt werden, sodass das Kind seine Selbstständigkeit ausleben und gleichzeitig seine Fertigkeiten befriedigend trainieren kann. Das Kind beobachten und seine Bedürfnisse kennen ist also das Gegenteil von „Verwöhnen“.

Von Emotionen überschwemmt

Ist ein Kind überfordert – durch zu viele Reize, durch zu viele Worte, durch Alternativen, die es nicht überschauen und verstehen kann, durch Frustrationen – dann kommt es zu der Reaktion, die als schwerer Trotzanfall beschrieben wird. Das Kind wird von den eigenen negativen Emotionen regelrecht überflutet, es kann in dieser Situation nicht anders, als zu protestieren, zu weinen und zu schreien. Hier ist die Gelassenheit der Eltern auf eine harte Probe gestellt, besonders wenn sich solche Wutausfälle im grellen Licht der Öffentlichkeit abspielen. Oft haben Eltern dann ja mit ihren eigenen Emotionen wie dem Gefühl der Beschämung zu kämpfen, dem Gefühl, versagt zu haben oder eben durch die Wut des Kindes persönlich angegriffen zu werden, aber auch mit eigener Resonanz-Aggressivität. Wahrlich keine leichte Situation für alle Beteiligten!

Reflexion und Abstand

Erwachsene können allerdings etwas, das kleinen Kindern nicht möglich ist: Sie können sozusagen einen Schritt zurücktreten, die Situation reflektieren, sie deuten und verstehen. Das kann ein Kleinkind nicht. Deshalb ist hier die Kreativität der

Bezugspersonen gefordert, dem hilflos wütenden Kind durch Ablenkung, durch Hilfestellungen, vielleicht auch durch einen Ortswechsel, einen Ausweg aus dieser völlig überflutenden Situation zu eröffnen.

Geringe Frustrationstoleranz des Kleinkindes

Generell haben Kleinkinder eine geringe Frustrationstoleranz. Und auch hier ist wieder und in besonderer Weise die Nähe der Bezugsperson zu den Bedürfnissen und Fähigkeiten des Kindes hervorzuheben. Das heißt nicht, dem Kind jegliche Frustration zu ersparen. Aber die Frustrationstoleranz ist vielleicht in mancher Hinsicht mit einem Muskel zu vergleichen, den ein Kind, dessen Grundbedürfnisse ernst genommen werden, ganz von alleine trainiert, weil es sich selbst als kompetent und erfolgreich erfahren hat. Entscheidend ist, dass die sich verändernden Bedürfnisse des Kindes von den Bezugspersonen wahrgenommen werden und dass ihnen Raum gegeben wird. Wenn Eltern verstehen, warum ein Kind wütet und trotzt, dann ist das zwar kein Zauber, der alle Schwierigkeiten und unangenehmen Situationen zum Verschwinden bringt. Aber alle Beteiligten haben so die Chance, gestärkt aus der so bedeutsamen Autonomiephase des Kindes hervorzugehen.

Beistand der Eltern

Eltern oder andere nahe Personen, die um die entwicklungspsychologische Bedeutung der sogenannten Trotzphase wissen, können Kindern in den zugespitzten und für alle Beteiligten unerquicklichen Situationen beistehen und ihnen ermöglichen, einen Ausweg: einen eigenen Weg, zu finden. So helfen sie dem Kind, zu einem selbst-bewussten und einfühlsamen Menschen heranzuwachsen. Denn Menschen, deren Bedürfnisse ignoriert und deren Autonomiebedürfnisse im Keim erstickt wurden, die

für vermeintliches Wohlverhalten belohnt und deren vermeintliche Unartigkeit bestraft wurden, haben oft Schwierigkeiten, die Bedürfnisse anderer Menschen zu „lesen“, liebevoll und geduldig auf sie einzugehen.

Hilflosigkeit des trotzenden Kindes

Kein Kind gerät willentlich in die extrem belastende Situation, nur noch mit Wut, Gebrüll, gar selbstschädigendem Verhalten reagieren zu können. Das Kind ist der Situation hilflos ausgeliefert. Das sollten sich die erwachsenen Bezugspersonen immer wieder vergegenwärtigen. Schimpfen ist kontraproduktiv und erhöht den Stress. Entscheidend ist, dass Eltern mit dem Kind gemeinsam die Situation durchstehen, dass sie ruhig und gelassen reagieren und es dann liebevoll halten, wenn die schwersten Minuten für alle überstanden sind. Eltern, die das Autonomie-Bedürfnis ihres Kindes klug und kreativ unterstützen, es etwa mit kleinen Aufgaben einbinden und so Stress vermeiden, erziehen eben keine kleinen Tyrannen, wie es immer noch unterstellt wird, sondern im Gegenteil Heranwachsende, die in der Lage sind, die Bedürfnisse anderer zu erspüren, weil ihre eigenen Entwicklungsbedürfnisse ernst genommen wurden, auch und gerade in der Trotzphase.

Dorothee Sandherr-Klemp

Allmacht Gottes

Wenn die Eigenschaften Gottes aufgezählt werden, wird meistens die Allmacht an erster Stelle genannt. Im Alten Testament wird Gott als der mächtige Gott der Vorfahren („El Schaddaj“) und als der allen anderen Mächten überlegene Gott der Heerscharen („Jahwe Zebaot“) bezeichnet. In der

griechischen Übersetzung des Alten Testaments, der Septuaginta, werden diese Begriffe meist mit dem griechischen Wort „pantokrator“, „Allherrscher“, wiedergegeben. So wird Gott in seiner Macht absolut gesetzt. Es gibt keine andere Macht, kein Prinzip, das sich gegen ihn stellt oder das seine Wirkmächtigkeit behindern könnte. Nichts kann seine Macht begrenzen. In der lateinischen Übersetzung des griechischen Begriffs Pantokrator mit dem Wort „Omnipotens“, wörtlich „Alleskönner“, schwingt das Missverständnis mit, Gott sei jederzeit in der Lage, alles gegen die Gesetze der Natur („hölzernes Eisen“) und der Moral („das Böse“) zu verwirklichen. Dabei drängt sich die Frage nach der Theodizee, warum Gott das Böse zulässt, noch einmal intensiver auf.

Macht Gottes ist ermöglichende Macht

In der theologischen Tradition wird der Begriff der Allmacht Gottes nicht im Sinne eines „Alleskönners“ verstanden. Gottes Macht ist nicht Alleinwirksamkeit, sondern Gott wirkt schöpferisch und befähigt den Menschen, frei und verantwortlich zu handeln. Das bedeutet aber auch, dass Gott Ungerechtigkeit, Unterdrückung und Vernichtung zulässt, worin sich auf den ersten Blick Ohnmacht zu zeigen scheint. Aber auch diese Zurückhaltung ist ein Handeln des Allmächtigen und schließt das Erleiden des Missbrauchs ein, den der Mensch mit der ihm zugesprochenen Freiheit begeht. Aber Gott ist nicht weniger Gott im Verzicht oder im Nicht-Verhindern. Dies gilt auch für Gottes Wirken in der Schöpfung und Natur insgesamt, weshalb die vermeintlichen Gegensätze von Schöpfung und Evolution theologisch gut vereinbar sind. Theologisch gesprochen übt Gott seine Macht vor allem im Erbarmen und in seiner Liebe aus. Der Glaube bekennt, dass Gott sich am Ende als derjenige erweist, der in der Geschichte gewirkt und zugunsten seiner Schöpfung und seiner Geschöpfe alles gelenkt hat.

Um zwischen Gottes Allmacht und seinem Wirken zu unterscheiden, hat die scholastische Theologie zum einen von Gottes unbedingter, unermesslicher Macht (*potestas absoluta*) und dem durch Gottes Willen ins Dasein gerufenen und geordneten geschöpflichen Machtbereich (*potestas ordinata*) gesprochen. Damit wird deutlich, dass Gottes Allmacht größer ist als das, was er in seiner Schöpfung bewirkt hat.

In Gott gründen alle Möglichkeiten

Damit ist nicht gesagt, dass Gott auch jetzt in seiner Allmacht nicht auch das Unmögliche bewirken kann. Darauf richtet sich aber nicht der Blick. In Gott gründen vielmehr alle Möglichkeiten, sodass wir bei Gottes Wirken nicht selbst über möglich oder unmöglich urteilen, sondern nur in sein Lob einstimmen und die Unbegreiflichkeit Gottes bekennen können. Auch angesichts von Sünde und Zerstörung bekennt der christliche Glaube, dass Gott in dieser Welt allmächtig gegenwärtig ist. Er wirkt aber gegen das Böse. An Gottes Allmacht zu glauben bedeutet, dass der Gott, der in Jesus Christus seine Liebesmacht, seinen Rettungswillen offenbart hat, am Ende alles überwinden wird, was gegen diese Macht zu stehen scheint. Gottes Allmacht ist seine endgültig sich zeigende Heilsmacht.

Marc Witzenbacher

Ein Mensch zu sein auf Erden

Biblische Anthropologie

Den Text des Liedes finden Sie auf Seite 150f.

„Ein Mensch zu sein auf Erden“ ist in den Niederlanden ein bekanntes und beliebtes Kirchenlied. Es wurde 1963 erst-

mals veröffentlicht. Sein Autor, Willem Barnard (1920–2010), war niederländischer reformierter Pfarrer und Dichter. Im Kirchenjahr ist „Ein Mensch zu sein auf Erden“ der österlichen Bußzeit zugeordnet. Das Lied umfasst vier Strophen mit jeweils acht dreihebigen Versen. Die Übertragung ins Deutsche stammt von Jürgen Henkys.

Was ist der Mensch

Ein Lied für die Fastenzeit, das in einfacher und zugleich biblisch geprägter Sprache grundlegende Fragen der menschlichen Existenz stellt und zu beantworten sucht. Die vier Strophen beginnen einheitlich mit den Worten: „Ein Mensch zu sein auf Erden“. Ein Mensch zu sein auf Erden, was heißt das? Wie geht das? Was ist der Mensch? Die erste Strophe, und das ganze Lied, bezieht sich auf Mt 4, 1–11, jene Perikope, die an die Taufe Jesu anschließt. Jesus wird dort vom Geist in die Wüste geführt und soll vom Teufel versucht werden. An ihn, der nach vierzigtägigem Fasten hungrig ist, tritt der Versucher heran: Wenn du der Sohn Gottes bist ... Jesus antwortet biblisch, mit einem Vers aus dem Buch Deuteronomium: Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeden Wort aus Gottes Mund (vgl. Dtn 8, 3).

Gottes Sohn

Jesus ist Gottes Sohn, weil er vertrauensvoll den Weg Israels geht, den Weg von Gottes erstgeborenem Sohn (Ex 4, 22), den Weg der Herausführung aus Sklaverei und todbringender Wüste, auf Dein Wort hin! Ein Mensch sein – heißt von Worten leben, die keine leeren Worte sind. Heißt leben von Gnade, von Gottes Gnaden. Dafür stehen die Wüstenerfahrung Israels, vierzig Jahre, und die vierzig Tage und Nächte Jesu. Fasten, sich Festmachen, heißt, sich aufmachen, sich auf den Weg Jesu ma-

chen, und damit auf den Weg des Gottessohnes Israel, heißt tastend gehen in jener Spur.

Spannungen

Die zweite Strophe spricht von den Spannungen und Gegensätzen, die das Menschenleben zeichnen. Auch hier stehen die Taufe Jesu und seine Versuchung in der Wüste im Hintergrund. Leben und Sterben, Geburt und Tod. Leben kommt aus dem Wasser und ist doch Wüstenexistenz, Hineingestelltsein in eine Wüstenwelt. Diese düstere und doch nüchterne Bilanz ist zugleich offen für die großen biblischen und liturgischen Heilsperspektiven. Die Taufe Jesu und die Osternacht als Zeit der Taufe der Katechumenen kommen hier in den Blick. Jesus, wer bist du? Wohin lässt du dich führen? Von wem? Du kommst aus dem Wasser, du wirst in die Wüste geschickt, du lebst von Gottes Wort, du zeigst den Weg. Der Mensch ist weder Gott unter Göttern, weder Engel noch Tier. Die Götter sind unsterblich, der Mensch ist Lebender und Toter, und doch Mensch in Wind und Feuer – begeisterter, Geist begabter Mensch. Mensch, in dem Gottes ureigener Atemhauch wirkt.

Und mit dem Staub verwandt

Polaritäten, die ein Menschenleben bestimmen – die dritte Strophe führt diese Linie weiter, nun unter dem Vorzeichen des Todes und seiner Annahme. Jürgen Henkys übersetzt hier sehr schön – und frei: „Ein Mensch zu sein auf Erden / und mit dem Staub verwandt“. Die Polarität von Friede und Streit, wir können ihr im Zwischenmenschlichen wohl nie ganz entkommen. Tage und Nächte, im kosmischen wie im übertragenen Sinn, beide sind Realität. Hunger und Durst führen uns unsere radikale Abhängigkeit vor Augen. Fragen und Ängste können wir vielleicht zeitweise durch Verdrängung, Abstumpfung oder

pharmakologisch ruhigstellen, aber um welchen Preis? Kummer und Fieber überfallen uns – Verlassenwerden, eine lebensbedrohliche Krankheit. Ohne Vorwarnung. Leben ist fragil. Und eben diese Zerbrechlichkeit, diese Gebrochenheit, gilt es anzunehmen. Dies wäre die Bedingung für Leben – aus dem Geist?

Ins Leben und ins Lieben

Die letzte Liedstrophe nimmt das Motiv des Geistes und der Geistbegabung auf. Den Geist annehmen, der ins Leben führt. Geistbegabt konnte Jesus dem Versucher, dem „Teufel“, vom griechischen Wort, diabolos, her, dem Verwirrer und Alles-Durcheinanderwerfer, widerstehen. Der falschen Identifizierung von Gott und Mensch. Sind wir bereit, pfingstliche Menschen zu werden? Die ihre Gebrochenheit und Endlichkeit annehmen, um, in Wind und Feuer, den Gotteshauch zu empfangen, der widerständig macht gegen die Götter und ins Leben und ins Lieben führt?

Susanne Sandherr

Aufklärer und Seelsorger: Friedrich Spee von Langenfeld

Seine Worte werden bis heute häufig im Mund geführt. Friedrich Spee gehört zu den meist gesungenen Lieddichtern der deutschen Christenheit. Seine Lieder, wie etwa „Zu Betlehem geboren“ oder „O Heiland, rei die Himmel auf“, sind fester Bestandteil zahlreicher Gesangbücher, und das quer durch die Konfessionen hindurch. Im Gotteslob sind sogar über 30 seiner Lieder enthalten. Dabei war Friedrich Spee einst angetreten, in der Zeit der Gegenreformation die Protestanten wieder zurück

in die katholische Kirche zu führen. Dem Jesuiten Friedrich Spee ging es dabei aber weniger um die Auseinandersetzungen der Konfessionen. Für den Seelsorger aus Leidenschaft standen der Mensch und sein Heil im Mittelpunkt.

In der Schule der Jesuiten erzogen

Friedrich Spee von Langenfeld wurde am 25. Februar 1591 in Kaiserswerth, einem heutigen Stadtteil von Düsseldorf, in einer adligen Familie geboren. Er besuchte ein Kölner Gymnasium und schrieb sich 1606 als Student der Philosophie an der Kölner Universität ein. Nach drei Jahren erwarb er den akademischen Grad des Bakkalaureus und wurde bei den Jesuiten in Trier als Novize aufgenommen. Nach seinem Philosophiestudium in Würzburg war er zunächst als Lehrer in Speyer, Worms und Mainz tätig. Dort wurde Spee 1622 auch zum Priester geweiht. In den Jahren 1623 bis 1629 lehrte er Philosophie in Paderborn, seit 1629 auch Moraltheologie. Spee war aber kein geradliniger „Soldat Jesu“, wie die Jesuiten im konfessionellen Zeitalter wegen ihrer militärischen Ordnung gerne genannt wurden. Zwar engagierte er sich eifrig in der Re-Katholisierung und konnte dabei auch einige Erfolge verzeichnen. Es war aber nie sein Anliegen, zwischen den Konfessionen einen Streit zu entfachen. Vielmehr war es sein Herzenswunsch, Menschen vom Glauben zu überzeugen. Ursprünglich war er Jesuit geworden, um nach Indien als Missionar zu gehen, was ihm die Ordensoberen aber versagten. Denn Spee hatte sich immer für vernünftige Auseinandersetzungen eingesetzt, er kritisierte scharf die in dieser Zeit um sich greifenden Hexenprozesse und Foltermethoden, da nicht selten konfessionelle Streitigkeiten auf dem Scheiterhaufen endeten.

„Vorsicht im Urteil“ – Kritik an den Hexenprozessen

Auch wenn man die Hexenprozesse gerne als Auswüchse des finstersten Mittelalters betrachtet, erreichte die Zahl der Hexenprozesse in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges (1618–1648) einen traurigen Höhepunkt. Friedrich Spee belasteten besonders die Methoden der Folter und hastig durchgeführte Ketzerprozesse, in denen man auf die Rechte der Angeklagten weitgehend verzichtete. Das veranlasste den sensiblen Seelsorger zu der Streitschrift „Cautio Criminalis“ („Vorsicht beim Urteil“), in der er zwar nicht bestritt, dass Zauberei, Hexerei und Schadenszauber in der Welt existierten, aber er pochte auf rechtskonforme Prozesse und die Rechte der Angeklagten. Obwohl Spee das Buch anonym veröffentlichte, wurde seine Autorenschaft rasch bekannt. Von den Ordensoberen wurde er scharf gerügt. Der Rauswurf aus der Gemeinschaft der Jesuiten schien sich fast nicht mehr aufhalten zu lassen. Doch Spees Provinzial, Goswin Nückel, stellte sich vor ihn und konnte verhindern, dass man Spee aus dem Orden ausschloss.

Seelsorger in Trier

Spee verlor seine Professur in Paderborn und wurde stattdessen nach Trier versetzt, wo er zwar auch als Hochschullehrer für Moraltheologie und später auch für Bibelwissenschaften wirkte. Aber dort konnte sich Friedrich Spee seiner eigentlichen Leidenschaft widmen, der Seelsorge. Er ging in die Spitäler, versorgte die Todkranken, insbesondere die schwer verwundeten Soldaten. Aber die Arbeit war gefährlich, Spee erkrankte selbst an einem Virus und starb am 7. August 1635. Er wurde nur 44 Jahre alt. Am selben Tag wurde Spee in der Krypta der Jesuitenkirche in Trier beigesetzt. Sein Grab war in Vergessenheit geraten, bis man es 1980 wiederentdeckte und die Gebeine umbettete. Heute ist sein Grab in der Kirche frei zugänglich.

Lieddichter und Katechet

Viel wichtiger als sein berühmtes und in viele Sprachen übersetztes Buch „Cautio Criminalis“ waren Friedrich Spee selbst seine Lieder gewesen. Durchaus als Spitze gegen den ebenfalls fleißigen Lieddichter Martin Luther, den man „Wittenberger Nachtigall“ nannte, stellte Spee mehr als 50 Lieder in einer Sammlung unter dem Namen „Trutz-Nachtigall“ zusammen. Aber auch die Katechese war ihm wichtig, besonders die Frage nach einem spirituellen Lebensstil. Ursprünglich für einen Kölner Frauenorden, den er als Seelsorger begleitete, schrieb er das „Güldene Tugend-Buch“, in dem er zahlreiche Ratschläge und Hinweise für das geistliche Leben gab und das auch in protestantischen Kreisen genutzt wurde. Berühmt wurde Spee aber mit seiner Kritik an den Auswüchsen und der Rechtslosigkeit der Hexenprozesse. Insbesondere in der Aufklärung sah man ihn als Pionier für ein den Menschenrechten verpflichtetes Strafrecht. Im 19. Jahrhundert entdeckte man vor allem sein geistliches Erbe wieder. Und die Verehrung hält bis heute an: Im Jahr 1990 wurde ihm eine Figur am Kölner Rathausturm gewidmet.

Marc Witzenbacher

Feuer und Licht

Das Feuer zu beherrschen und für die eigenen Zwecke nutzbar zu machen, gilt als einer der grundlegenden Entwicklungsschritte der Menschheitsgeschichte. Selbst in unserer hoch technisierten Welt, die in der Regel ohne die Verwendung offener Flammen auskommt, spüren wir noch regelmäßig diese Faszination von Kerzenlicht und Feuer, die das elektrische Licht nicht auszulösen vermag. In vielen Religionen findet das Feuer wegen seiner zerstörerischen und reinigenden Kraft besonde-

re Beachtung. Für das Christentum ist die erhellende Wirkung wohl die entscheidende.

Licht der Welt

Denn für die jüdisch-christliche Tradition ist der Gegensatz von Finsternis und Licht von grundlegender religiöser Bedeutung. In der Schöpfungsgeschichte ist die Schaffung des Lichtes im Gegensatz zur herrschenden Finsternis die primäre Ordnungstat Gottes (Gen 1, 3–5). Im Alten Testament, besonders aber in den Psalmen, wird die ganze menschliche Not und die gläubige Hoffnung oftmals mit den Kategorien von Finsternis und Licht gedeutet. Die Weisungen Gottes werden als Licht für die Menschen verstanden: „Dein Wort ist meinem Fuß eine Leuchte, ein Licht für meine Pfade.“ (Ps 119, 105) Folgerichtig proklamiert Jesus im Rahmen seiner Heilsbotschaft sich selbst als „Licht der Welt“ (Joh 8, 12). Entsprechend preist Simeon, dessen wir am 2. Februar in besonderer Weise gedenken, ihn im *Nunc dimittis* als Licht, „das die Heiden erleuchtet“ (Lk 2, 32).

Damit ist die theologische Deutung des Lichtes in der Liturgie grundgelegt, auch wenn der Gebrauch von Kerzen und Öllampen zunächst rein funktionaler Natur ist. Für die Gottesdienste am Abend war es notwendig, Lichter hereinzutragen, um den Feierraum zu erhellen. Früh findet dieses Hereintragen des Lichtes eine theologische Deutung. Dabei knüpft das Christentum an den jüdischen Segen der Hausfrau über das Licht am Freitagabend, am Beginn des Sabbats, an: „Gelobet seist du, Ewiger, unser Gott, König der Welt, der du uns geheiligt hast durch deine Gebote und uns befohlen hast, das Sabbat-Licht anzuzünden.“ Die antiken Christen verbinden nun diese Gebetsdimension beim Hereintragen des Lichtes mit einer Dankagung für Jesus Christus, den sie als unvergängliches Licht bekennen, das die Glaubenden erleuchtet hat. Einer der ältesten erhaltenen Hymnen der Christenheit außerhalb des Neuen Testaments, das *Phos hilaron*, preist Christus als „heiteres Licht

vom herrlichen Glanze“. Heutige Formen der Tagzeitenliturgie versuchen, diesen Lichtritus am Beginn des Abendgebetes als rituelles Element wiederzugewinnen, indem sie feierlich das Licht in den dunklen Kirchenraum hineintragen lassen. Auch die liturgischen Bücher für die Wortgottesfeier am Sonntag bieten heute Vorschläge für ein solches *Luzernarium* zur Eröffnung, wenn die Feier am Abend stattfindet. Es sind zeichenhafte, mit Sinnen fassbare Wege, die Gegenwart Christi in der gottesdienstlichen Feier spürbar werden zu lassen.

Bis zur Einführung elektrischer Leuchten spielte die praktische Dimension des Lichtes eine wichtige Rolle im christlichen Gottesdienst. Verwendet wurden Öllampen in der Antike und Kerzen ab dem Mittelalter sowie Fackeln bei Prozessionen im Freien. Da diese Lichter erhebliche Kosten verursachten, ging man sparsam mit ihnen um. So wurde etwa im Mittelalter bei der Messe eine gesonderte *Sanctuskerze* angezündet, damit man bei der Elevation, der Erhebung der konsekrierten Hostie, den Leib des Herrn auch wirklich in der nur mäßig beleuchteten Kirche sehen konnte. Zahlreiche Kerzen wurden nur bei festlichen Gottesdiensten angezündet, vergleichbar mit dem Anzünden der zwölf „Apostelleuchter“ in unseren Kirchen an Hochfesten. Kerzen wurden für größere Zeiträume gegossen und z. B. an Lichtmess (2. Februar) für die nächsten Monate gesegnet. Auch heute geben Kerzen dem Gottesdienst einen festlichen Charakter; die Rorate-Messen bei Kerzenschein im Advent erfreuen sich großer Beliebtheit. In der persönlichen Frömmigkeit werden Kerzen auch als Form des stellvertretenden Gebets verwandt (z. B. vor einem Heiligenbild). Sie dienen außerdem im Gottesdienst der Hervorhebung besonderer Orte und Vollzüge, gerade wenn die Präsenz Christi herausgestellt werden soll. So brennt vor dem Tabernakel ein „ewiges Licht“. Ebenso werden der Akt der Verkündigung des Evangeliums und der Altar als Ort der Eucharistiefeier durch Kerzen besonders hervorgehoben.

Das neue Feuer

Die prägnanteste Form des gottesdienstlichen Gebrauchs von Feuer und Licht treffen wir in der Osternacht an, der Nacht, die im Wechsel von der Dunkelheit zum Licht den Glauben an den Übergang vom Tod zum Leben erfahren lässt. Zu Beginn wird ein Feuer entfacht und nach fränkischem Brauch gesegnet: „Segne dieses neue Feuer, das die Nacht erhellt, und entflamme in uns die Sehnsucht nach dir, dem unvergänglichen Licht.“ An diesem Feuer wird die Osterkerze entzündet. Dieses Licht, das Christus symbolisiert, wird feierlich in den dunklen Gottesdienstraum getragen und unter dem bekennenden Ruf „Lumen Christi.“ / „Christus, das Licht“ in die Gemeinde ausgeteilt. Es folgt dann ein Licht-Lobpreis in Form des *Exsultet*. Es ist in der Osternacht das erste Bekenntnis der Auferstehung Jesu Christi: „jener wahre Morgenstern, der in Ewigkeit nicht untergeht“. Alle Gläubigen werden in diesen Durchgang vom Dunkel zum Licht hineingenommen.

In besonderer Weise wird dies erfahrbar, wenn in der Osternacht eine Taufe gefeiert wird. Der Täufling hat sakramentalen Anteil an diesem Übergang vom Tod zum Leben. Die an der Osterkerze entzündete Taufkerze und das weiße Gewand sind Ausdruck der neu geschenkten Existenz in Jesus Christus. Der Neugetaufte selbst ist „Erleuchteter“, der in einer Zeit der Vertiefung nach Ostern im Glauben wachsen soll. Wer Christ wird, soll selbst als Licht in der als dunkel erfahrenen Welt leuchten.

Friedrich Lurz

Seliger des Monats: Alojs Andritzki

Christus will er? Eine Spritze bekommt er!“ Das soll der Krankenpfleger gesagt haben, der am 3. Februar 1943 dem sorbischen Geistlichen Alojs Andritzki eine tödliche Injektion verabreichte und ihn damit tötete. Zuvor hatte Andritzki um die heilige Kommunion gebeten. Der Geistliche war zu diesem Zeitpunkt an Typhus erkrankt und bereits sehr geschwächt. Bis heute wird Alojs Andritzki unter den katholischen Sorben sehr verehrt. Die Sorben sind ein westslawisches Volk, das als nationale Minderheit anerkannt ist und vor allem im Südosten Deutschlands lebt. Bis heute pflegen die Sorben ihre Sprache, haben eine eigene Flagge und feste Traditionen, sind aber in der Regel deutsche Staatsbürger. Heute sind die meisten Sorben katholisch, nachdem im früher überwiegend evangelischen Anteil der Sorben während der DDR-Zeit der Identitätsverlust schnell voranschritt. Der selige Alojs Andritzki ist für die Sorben auch „ein Vorbild, wie man in schwierigen Zeiten als Christ leben und sich für den Glauben entscheiden kann, selbst angesichts von Verfolgung und Tod“. So formulierte es Georg Spittnak, Vorsitzender des sorbisch-katholischen Cyrill-Methodius-Vereins. Er hatte sich gemeinsam mit den Vertretern des Bistums Dresden-Meißen intensiv für die Seligsprechung Andritzkis eingesetzt.

Liebe zum Sport und zur sorbischen Sprache

Geboren wurde Alojs Andritzki am 2. Juli 1914 in Radibor in der schlesischen Lausitz. Das Ehepaar Andritzki war sehr religiös, von den sechs Kindern studierten alle vier Söhne Theologie. Zwei von ihnen wurden Priester, Alojs und der jüngste Sohn Alfons traten in den Jesuitenorden ein, Alfons fiel jedoch als Soldat im Zweiten Weltkrieg. Alojs hatte die Volksschule

in Radibor besucht und ging anschließend in Bautzen auf die Katholische Aufbauschule. In der Schule arbeitete Alojs im sorbischen Gymnasialverband „Włada“ mit und war zwei Jahre dessen Vorsitzender. Nach dem mit Auszeichnung bestandenen Abitur studierte er von 1934 bis 1937 in Paderborn Theologie. Während des Studiums war er Redakteur einer sorbischen Studentenzeitschrift und Sprecher der sorbischen Studentenschaft. Nach seinem Studium kehrte er nach Bautzen zurück und trat in das Priesterseminar des Bistums Meißen ein. Am 30. Juli 1939 wurde Andritzki im Bautzener Dom zum Priester geweiht und als Kaplan in der Dresdener Hofkirche eingesetzt. Seine Leidenschaft war neben seinem Priesterberuf der Sport. In zahlreichen Sportgruppen war er aktiv und betreute als Jugendseelsorger zahlreiche Kinder und Jugendliche.

Verhaftung wegen „heimtückischer Angriffe“

Aus seiner Abneigung gegen das Nazi-Regime hatte Andritzki zu keiner Zeit einen Hehl gemacht, im Gegenteil. Offen wettete er gegen Hitler und prangerte dessen Unrechtstaten an. So wurde Andritzki wegen „heimtückischer Angriffe auf Staat und Partei“ am 21. Januar 1941 festgenommen und in Dresden in ein Untersuchungsgefängnis gesteckt. Nach seiner Entlassung wurde er sofort wieder verhaftet und in das Konzentrationslager Dachau transportiert. Auf dem Weg lernte er den Benediktinerpater Maurus Münch aus Trier kennen. Gemeinsam mit ihm gelobte er, die Strapazen klaglos auf sich zu nehmen und die priesterliche Berufung nie zu vergessen. Sie gründeten zusammen mit anderen Priestern einen Studienkreis, in dem sie aus der Heiligen Schrift lasen. Zudem konnten sie einen Liturgiekreis ins Leben rufen. Die Lagerbedingungen waren katastrophal, unzählige Menschen erkrankten an Typhus, auch Alojs Andritzki. Schließlich wurde er mit einer Giftspritze hingerichtet.

Große Verehrung für den sorbischen Geistlichen

Schon kurz nach dem Krieg hatten sorbische Studenten an der Kreuzkirche in Radibor eine Gedenktafel für Alojs Andritzki angebracht. An seinem Todestag trafen sich zu DDR-Zeiten zahlreiche sorbische Jugendliche, um damit auch gegen die kirchenfeindliche Politik zu demonstrieren. Andritzki wurde zum Symbol eines unerschrockenen Glaubens und des Widerstandes gegen antikirchliche Strömungen. Nach ihm wurden zahlreiche sorbische Einrichtungen und Straßen in Bautzen und Radibor benannt. 1998 hatte Joachim Reinelt, damaliger Bischof des Bistums Dresden-Meißen, den Seligsprechungsprozess eröffnet. Papst Benedikt erhob Alojs Andritzki schließlich zur Ehre der Altäre. 2011 wurden die Urnen mit der Asche von Alojs Andritzki, Bernhard Wensch und Alois Scholze in die Märtyrer-Kapelle der Dresdner Hofkirche überführt. Am Pfingstfest 2011 wurde Alojs Andritzki in Dresden seliggesprochen.

Marc Witzenbacher

Neue Homepage mit Texten von Gisela Baltes

Ihre Texte sind vielen Leserinnen und Lesern aus MAGNIFICAT bekannt. Gisela Baltes, Autorin und langjährige Redakteurin dieser Zeitschrift, ist bekannt für ihre griffigen Impulse, die sie vor allem unter der Rubrik „Von Woche zu Woche“ zum Evangelium des Sonntags veröffentlichte. In zahlreichen Büchern hat Gisela Baltes Anregungen gegeben, biblische Texte in die Sprache und Situationen des heutigen Alltags zu übersetzen. Ob es nun Impulse für Andachten, Sitzungen in Pfarrgemeinderäten oder vieles andere sind: ihre Texte treffen und führen unmittelbar ins Zentrum. Wer weiter gerne Texte und Impulse

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

März 2018

Wie wir leben können
Mäßigung · Völlerei

Frohsinn, Wonne und Lust bringt Wein,
zur rechten Zeit und genügsam getrunken.

Jesus Strach – Kapitel 31, Vers 28

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© **Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

ZUM TITELBILD

David und Uria

Jean Pichore,

Einzelblatt aus einem gedruckten Stundenbuch für den Gebrauch von Rom, von Gilles Couteau für Guillaume Eustace gedruckt, Paris 1513 (Privatbesitz)

© Privatbesitz

Bei unserem Titelbild handelt es sich um ein Einzelblatt aus einem gedruckten Stundenbuch, und zwar nach dem liturgischen Gebrauch von Rom (dies bezieht sich insbesondere auf die Antiphonen zu den Psalmen und die in Rom in besonderer Weise verehrten Heiligen). Ein Metallschnitt von Jean Pichore diente dabei einem unbekanntem Illuminator als Untergrund, um diesem durch eine sehr qualitätvolle Kolorierung noch mehr Ausdruck zu verleihen. Jean Pichore ist als Buchmaler und Urheber von Metallschnittserien in Paris zwischen 1502 und 1520 bekannt. Er prägte diese Kunst wie kein anderer und führte sie über die Schwelle von der Spätgotik zur Renaissance. Er hat den zugrunde liegenden Metallschnitt entworfen, aber nicht eigenständig geschnitten, dafür waren in den damaligen Verlagen Formschneider zuständig. Guillaume Eustace war ein renommierter Pariser Verleger, bekannt zwischen 1497 und 1535. Das Buch wurde inklusive der Metallschnitte bei Gilles Couteau auf Pergament gedruckt. Man geht davon aus, dass solche Pergamentdrucke eine Auflage von höchstens 10 bis 15 Exemplaren hatten. Es ist eine qualitativ sehr hochwertige Illuminierung, wie sie manchmal von namhaften Buchmalern für anspruchsvolle Käufer angefertigt wurden. Ein Vergleich mit den eigenhändig von Pichore kolorierten Miniaturen zeigt aber, dass die Kolorierung wohl nicht von ihm stammen dürfte.

Dargestellt ist König David, der seinem Soldaten Uria einen Brief an seinen Feldherrn Joab übergibt, durch den Uria den Tod finden wird: Die Frau Urias war schwanger von einer Nacht mit dem König.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

Wieder Maß halten lernen – so lautet eine Möglichkeit, den Sinn der Fastenzeit zu umschreiben. Das gilt bei Weitem nicht nur für Essen und Trinken. Unsere Zeit neigt zu vielerlei Übertreibungen, beim Fernseh- oder Internetkonsum ebenso wie beim Sport. Ja, es gibt Fälle, da dürfte eher angesagt sein, bei Fitness und Diäten ein wirklich gesundes Maß neu zu finden. Der Sinn des Fastens wird verfehlt, wenn am Ende die Konfektionsgröße zwei Nummern kleiner ausfällt.

Ein Bereich, der eine andere Art Maß verlangt, sind unsere Beziehungen. Vielleicht trifft es die Variante *Augenmaß* am besten: die Fastenzeit gibt auch die Chance, einen Blick zu entwickeln (oder: den Blick zu erneuern) für die, die uns umgeben. Ein Gespür für das, was Augen, Gesichtsausdruck, Gesten uns mitteilen, noch ehe jemand das Wort an uns richtet. Und weiter: Mit den Sinnen ermessen, wie viel Gutes, Aufrichtiges da ist, obwohl wir es kaum wahrnehmen, in der Natur, in der Kirche – aber auch an Orten, die vordergründig banal oder gar niederdrückend erscheinen. Der Löwenzahn zwischen Betonplatten, die Pflanzen, die verfallende Häuser begrünen. Dem Gewohnten etwas zu entnehmen, das dem Anschein nach nicht darin ist: das setzt voraus, an Gott Maß zu nehmen. Ich erinnere nochmals an Wagners „Karfreitagszauber“ (siehe das Editorial zur Februar-Ausgabe von MAGNIFICAT): Im Wunder der blühenden Natur eröffnet sich ein Weg, im Leid des Karfreitags Gottes Güte und Zugewandtheit zu sehen. Der uns nicht Leiden bringen, sondern kraft Jesu Hingabe Frieden, Freiheit und Fülle schenken will. Neu an Gott Maß nehmen, das Große, Reine in uns selbst zu- und auf andere überfließen lassen – dazu lädt die Fastenzeit ein.

Ihr Johannes Bernhard Uphus

Der sündige König

2 Sam 11, 1–27

Stundenbücher kamen im 13. Jahrhundert in Mode und lösten die Psalterien als Gebetbücher für gebildete Laien ab. Sie kamen dem Bedürfnis der Gläubigen nach, den Tag durch regelmäßige Gebete zu heiligen. Beide Buchtypen waren in lateinischer Sprache verfasst, doch die moderneren Stundenbücher boten den Vorteil, dass die Psalmen in der Abfolge der einzelnen Gebetszeiten des Tages angeordnet waren und weitere Gebetstexte enthielten. Sie wurden im 13. und 14. Jahrhundert einzeln mit der Hand geschrieben und oft sehr aufwendig mit Miniaturen und Initialen ausgeschmückt. Als unikale Kunstwerke waren sie deshalb sehr kostspielig, und nur wohlhabende Adelige konnten sich reich illustrierte Stundenbücher leisten.

Mit der Erfindung des Buchdrucks und dessen rasanter Ausbreitung in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts aber änderte sich alles. Nun mussten Bücher nicht mehr einzeln mit der Hand geschrieben werden, sondern konnten als identische Exemplare maschinell produziert werden, was die Kosten enorm senkte. Dabei ahmten die ersten gedruckten Bücher in Bildern und Ornamenten, ja sogar in der Schrift, noch die Handschriften derselben Zeit nach. Erst später emanzipierten sich die Drucke vom Layout der Handschriften und entwickelten ihre eigene Ästhetik.

Gedruckte Stundenbücher

Dem Bedürfnis der gebildeten Laien nach ästhetisch anspruchsvollen Gebetbüchern kamen ab dem Ende des 15. Jahrhunderts vermehrt gedruckte Stundenbücher nach. Sie wurden wie die als Vorbilder dienenden Handschriften auf Pergament gearbeitet, boten Holz- oder Metallschnitte anstelle der Miniaturen

und wurden oft nachträglich koloriert, um dem Eindruck der Handschriften möglichst nahezukommen. Paris, wo der Buchdruck mit beweglichen Lettern ab 1470 eingeführt wurde, entwickelte sich schnell zum führenden Zentrum der gedruckten Stundenbücher in Europa (das erste bekannte gedruckte Stundenbuch stammt aus dem Jahr 1485). Die gedruckten Stundenbücher waren ebenfalls in Latein verfasst, boten aber auch einige Gebete in Altfranzösisch. Guillaume Eustace war einer der erfolgreichen Pariser Verleger, die Buchdrucker, Formschneider und Illuminatoren beschäftigten, um dem Wunsch der Kunden nach künstlerisch anspruchsvollen, aber zugleich kostengünstigen gedruckten Stundenbüchern nachzukommen. Der Buchdruck machte es erstmals möglich, dass auch weniger wohlhabende Adelige und zunehmend das prosperierende Bürgertum der Städte sich diese gedruckten Gebetbücher leisten und auf diese Weise ihren Wohlstand nach außen dokumentieren konnten. Dabei gab es Abstufungen durch die graduelle Einbeziehung von Handarbeit. Gedruckte Stundenbücher mit sorgfältig kolorierten Stichen, wofür nicht selten hoch kompetente Miniaturmaler beschäftigt wurden, waren sehr viel teurer als solche, wo nur die Initialen in verschiedenen Farben mit der Hand eingemalt wurden.

Im Thronsaal des Königs

Unser Titelbild wurde von Jean Pichore, dem bekanntesten Pariser Buchmaler und Grafiker jener Zeit, im Rahmen einer Metallschnittserie für den Verleger Eustace schon um 1508 entworfen. Der Druck und die Illuminierung erfolgten aber im Rahmen eines Stundenbuches, das 1513 erschien. Eine seitenverkehrte Fassung von 1504 nennt die Namen der beiden Hauptpersonen: David und Uria. Der prächtig in rot und blau gewandete König, reich mit Gold verziert, ist von seinem nicht sichtbaren Thron mit aufwendiger gold-blauer Umrahmung auf-

gestanden und wendet sich zu seiner Linken, wo Uria in einer mittelalterlichen Rüstung vor dem König kniet. Dieser nimmt den Brief aus der Hand Davids entgegen. Mit der Rechten hält er sein Schwert kurz unterhalb der Parierstange. Hinter dem König steht zur Linken eine Frau mit Turban, und gegenüber sehen wir zwei Männer, einen mit rotem Hut, einen mit grüner Kapuze; links von diesem ist ein dritter Mann gerade noch zu erahnen. Der Thronaufbau ist in eine Architektur eingepasst, die auf der rechten Seite einen Bogen mit einem weiten Blick in die Landschaft zeigt. Einige Häuser sind hier zu sehen, darunter eine Wiese, doch wird die Szene ansonsten durch eine Mauer nach hinten abgeschlossen. Diese Mauer ist interessanterweise eine Erfindung des Illuminators, denn der Metallschnitt von Pichore zeigt sie nicht. Darin sind es drei weitere Personen, die unter dem Bogen vor den Häusern stehen und in den Thronsaal hineinschauen. Im Durchlicht sind sie unter den Farben des Illuminators auch noch zu sehen, aber warum er ihnen die Mauer mit der leeren Wiese dahinter vorgezogen hat, ist geheimnisvoll.

Vorbild der Buße

David schickte mit diesem Brief den Hetiter Uria in den Tod. Denn es war ein Befehl an den Feldherrn Joab, dass er Uria in der Schlacht so aufstellen solle, dass er den Tod finde. David hatte die Frau des Uria, Batseba, beim Baden beobachtet und sie begehrt. Er holte sie zu sich in den Palast, und da sie schwanger wurde und es ihm nicht gelang, die Schwangerschaft ihrem Mann unterzuschieben, beschloss er, Uria in den Tod zu schicken; und er fiel in der Schlacht. „Dem Herrn aber missfiel, was David getan hatte“ (2 Sam 11,27). Doch David erkannte seine Sünde, er bekannte sie vor Gott, und der Prophet Natan sprach ihm die Vergebung Gottes zu (vgl. 2 Sam 12,13). Das Kind musste trotzdem sterben. David aber tat Buße, er fastete streng

und schlief auf der nackten Erde. Das zweite Kind, das ihm und Batseba geboren wurde, hieß Salomo und wurde sein Nachfolger als König, der Erbauer des ersten Tempels in Jerusalem.

Im Mittelalter galt David gerade wegen seiner Sünde als Vorbild der Buße. In den Stundenbüchern wurden die Bußpsalmen (6, 31, 37, 50, 101, 129, 142 in der Vulgata) häufig mit einem Bild des büßenden Königs eingeleitet. Hier ist es aber ein Bild des sündigen Königs, der seinen unbescholtenen Soldaten dem Tod ausliefert, um sein eigenes Vergehen zuzudecken. Buße meint aber den ehrlichen Blick auf die eigenen Verfehlungen, beinhaltet Reue und Umkehr und darf auf den liebenden und verzeihenden Blick Gottes hoffen.

Heinz Detlef Stäps

Mäßigung – Völlerei

Eine kleine philosophische Revue

Mäßigung, Mäßigkeit, das klingt in heutigen Ohren schnell nach Mittelmaß oder nach Spaßbremse, einem Leben mit angezogener Handbremse. Die griechischen und lateinischen Mutter- bzw. Schwesterbegriffe (*sophrosyne* und *temperantia*, auch *discretio*) leiten uns jedoch auf eine andere Spur. Im Deutschen steht zu ihrer Übersetzung auch der Begriff der Besonnenheit zur Verfügung.

Politische Tugend

Die Mäßigung ist in ihrem antiken griechischen Ursprung eine eminent politische Tugend. Zusammen mit den sittlichen Haltungen der Einsicht, Tapferkeit und Gerechtigkeit stellt die Mäßigkeit ein wesentliches Grundelement der altgriechischen Adelsethik dar und betont die Bedeutung der Selbstbescheidung – sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmern. In der Philosophie Platons erscheint sie als Übereinstimmung der drei den Idealstaat regierenden Stände – der Regenten, Wächter sowie der Bauern und Handwerker – darüber, wer herrschen soll. Sie wird erreicht durch die Mäßigkeit der nicht regierenden Stände, durch ihre besonnene Bereitschaft, nur das Ihre zu tun und sich auf sich selbst zu beschränken. Der Bauern- und Handwerkerstand wird bei Platon dem begehrenden Teil der Psyche zugeordnet, und die platonische Lehrtradition fasste die Mäßigkeit als jene Tugend auf, die das Begehungsvermögen zügelt.

Die Mitte zwischen Zügellosigkeit und Stumpfsinn

Aristoteles setzt die Mäßigkeit ebenfalls in Beziehung zum Begehren, deutet sie aber rein individualistisch. Sie ist die Mitte

zwischen Zügellosigkeit und Stumpfsinn. Diese individualethische Sicht setzt sich in der antiken Popularphilosophie und in der christlichen Patristik fort, wobei die Tugend der Mäßigkeit oft auf sexuelle Abstinenz und auf Askese in Speise und Trank verengt wurde. In der antiken Tradition gelten als Kardinaltugenden, d. h. als Grund- oder Haupttugenden, die Tugenden der Weisheit, Mäßigkeit bzw. Besonnenheit, Tapferkeit und Gerechtigkeit; die christliche Tradition fügt die sogenannten theologischen Tugenden Glaube, Liebe, Hoffnung hinzu.

Mäßigung als Liebe und aus Liebe

Aurelius Augustinus will die Kardinaltugenden aus der höchsten theologischen Tugend, der „caritas“ (Liebe) ableiten. Es gelingt ihm so, auch die Mäßigkeit wieder tiefer zu erfassen. Im Kern ist sie Liebe, in der sich der Mensch ganzheitlich und unverehrt Gott zur Verfügung stellt. Dieser tiefe, erhellende und befreiende Gedanke ging nie ganz verloren; die Deutung der Mäßigkeit als Unterdrückung und Niederhaltung der eigensinnigen Sinnlichkeit bleibt aber in der Folge dennoch bestimmend.

Die rechte Mitte

Thomas von Aquin hingegen knüpft wieder an Aristoteles an. Als „Generaltugend“ leitet die Mäßigkeit den Menschen an, gegenüber den geschaffenen Dingen in all seinen Neigungen und Handlungen die rechte Mitte einzuhalten. Als „Spezialtugend“ ordnet sie das sinnliche Begehungsvermögen. Da sie nur auf den Einzelnen abzielt, erhält sie bei Thomas den letzten Platz unter den Kardinaltugenden. Andere setzen sie an die erste Stelle, da nichts wichtiger sei, als dass der Mensch sich selbst leitet.

Grundtugend für alle Lebensbereiche

Maßhalten und Mäßigung, hier mit dem lateinischen Begriff „discretio“ verbunden, findet sich bereits in der Benediktsregel. Im frühen Mittelalter wird diese Tugend zu einer Grundtugend des ritterlichen Laien, die das ganze Leben – die Leidenschaften, den Kampfswillen, die Besitzgier, die gesellschaftlichen Umgangsformen und die Triebe – durchdringen und formen soll. In der Folgezeit verengt sich der Begriff wieder zur bloßen Mäßigung der Affekte und Triebe und zum „Mittelmaß“ in den körperlichen Bedürfnissen.

Das Zusammenspiel pflegen

In der Neuzeit wird vor allem der Freiheitsgewinn betont, der die Mäßigung der Gefühle und Neigungen durch die Herrschaft der Vernunft bedeutet. Hegel knüpft allerdings wieder an Platon an und sagt von der Mäßigkeit, dass es ihr um die Bewahrung des guten Zusammenspiels der verschiedenen Wirklichkeitsmomente geht, darum, dass keine Einzelheit sich isoliert und sich zum Ganzen aufbläst, und er fügt hinzu: „im Moralischen, dass kein Bedürfnis sich zum Wesen macht, Laster wird“. Ihre Isolierung, Aufblähung und Fixierung ist es, was zunächst gute, berechnete Bedürfnisse, Neigungen, Ziele kippen, sie zur Sucht, zum „Laster“ werden lassen kann. Die Vielfalt der Wirklichkeit und des menschlichen Lebens wird so bedroht. Das Leben gerät aus den Fugen, im Kleinen und im Großen. Das Immer-mehr-vom-Gleichen bereichert nicht, sondern macht arm.

Wenn Rebhuhn, dann Rebhuhn

In der christlichen Tradition zählt Völlerei zu den sieben „Todsünden“ genannten „Kardinallastern“, also zu den Haltungen oder Eigenschaften, die Menschen dauerhaft zu schädlichen

und schändlichen Handlungen disponieren. Von Theresa von Ávila ist das Wort bekannt: „Wenn Fasten, dann Fasten; wenn Rebhuhn, dann Rebhuhn.“ Rebhuhn ist nicht unbedingt Völlerei, aber sicherlich reicher kulinarischer Sinnesgenuss. Als Moment des Lebens sind der Überschwang eines Antriebs und das Übermaß eines Genusses nicht zu verteufeln – erst wenn sie als blinde Gier das Leben leiten, dominieren, wenn sie uns zum Ein und Alles werden, machen sie besinnungslos, werden sie zerstörerisch. Der zeitgenössische Philosoph Martin Seel sagt es so: „Nicht Apathie ist das Ideal der Mäßigung, sondern jenes Maß an innerer Ausgeglichenheit, das es erlaubt, auf der Achterbahn des Lebens mit einer gewissen Grazie zu wandeln.“

Susanne Sandherr

Schlaraffenland

Von der unerträglichen Leichtigkeit des Seins

Schlaraffenland – Kinder und Jugendliche heute denken wohl weniger an das Märchen der Brüder Grimm als an den 2016 produzierten, poppig bunten und nachdenklichen Märchenfilm „Das Märchen vom Schlaraffenland“. Manche Erwachsene sehen vielleicht Pieter Brueghels Darstellung der nach überreichem Essen und Trinken komatösen Schläfer aller Stände vor sich. Oder es fällt uns Hans Sachs' ironisch-lehrhaftes Gedicht aus dem Jahre 1530 ein: „Eine Gegend heißt Schlaraffenland, / Den faulen Leuten wohlbekannt; / Die liegt drei Meilen hinter Weihnachten. / Ein Mensch, der dahinein will trachten, / Muss sich des großen Dings vermessen / Und durch einen Berg von Hirsebrei essen; / Der ist wohl dreier Meilen dick; / Als dann ist er im Augenblick / Im selbigen Schlaraffenland.“

Land des mühelosen sinnlichen Genusses

Das Wort wird auf das mittelhochdeutsche „sluraff“ zurückgeführt, „schläfriger Affe“, Faulenzer. Das Schlaraffenland wäre also das – fiktive – Land der Faulenzer. Die Vorlage der Erzählung in den „Kinder- und Hausmärchen“ der Brüder Grimm trug allerdings noch nicht diesen Namen. Das Schlaraffenland wird zumeist „geschildert als das Land des mühelosen sinnlichen Genusses jeder Art, wo der Müßige belohnt und der Fleißige bestraft wird“, so die Brüder in ihrem Wörterbuch. So steht es auch bei Hans Sachs. „Da hat er Speis und Trank zur Hand; / Da sind die Häuser gedeckt mit Fladen, / Mit Lebkuchen Tür und Fensterladen.“

Einladung ins Paradies?

Zäune aus Bratwurstgeflecht, Brunnen mit besten Weinen, Semmeln, die an Bäumen wachsen, Milchseen, die sprichwörtlichen gebratenen Tauben, die den Müßiggängern in den Mund fliegen, Steine, die keine harten Hindernisse, sondern schmackhafte runde Käse sind, Jungbrunnen gegen Alter und Krankheit, im Schlafe verdientes gutes Geld. Doch Hans Sachs' Gedicht vom Schlaraffenland ist nur auf den ersten Blick eine Einladung ins Paradies; seine moralische Missbilligung dieses „Landes“ verbirgt der Autor nicht. Die Utopie des guten Lebens, des Überflusses, der Mühelosigkeit entpuppt sich bald als mindestens zwiespältige Sache, wenn Lüge reich belohnt und Unverstand begrüßt und gerühmt wird. „Wer Sinn und Witz gebrauchen wollt, / Dem wär kein Mensch im Lande hold. / Wer Zucht und Ehrbarkeit hätt lieb, / denselben man des Lands vertrieb, / Und wer arbeitet mit der Hand, / Dem verböt man das Schlaraffenland.“

Das Land, wo Milch und Honig fließen – Thema mit Variationen

Ein Land des Überflusses, eine Umgebung und Natur, die vollständig den sinnlichen Bedürfnissen des Menschen entgegenkommen, diese Phantasie begegnet uns bereits in der antiken Literatur. Das „Land, wo Milch und Honig fließen“ (Dtn 6, 3) ist die bekannteste biblische Variante einer solchen Hoffnung.

Mitte des 13. Jahrhunderts entstand das französische „Fabliau de Coquaine“, das Schlaraffenland ist das fiktive Land Kokanien, das in englischen und niederländischen Versionen sich bis ins 15. Jahrhundert verbreitete. Boccaccios „Decamerone“ erwähnt ein Land namens Bengodi, in dem Wein, Würste, Käse und andere Delikatessen von Natur aus im Überfluss zur Verfügung stehen.

Das beherrschende Motiv der Mühe- und Sorglosigkeit des Lebens, der permanenten leichten Verfügbarkeit von Köstlichkeiten aller Art, ist leicht verständlich auf dem Hintergrund einer Lebenswelt, die durch Mangel und Entbehrungen, die Härte der körperlichen Arbeit und durch Auszehrung und Erschöpfung geprägt war – und ebendiese war für den größten Teil der Menschheit zu allen Zeiten Wirklichkeit.

Verkehrte Welt

Ein weiteres Motiv in der vielfältigen Schlaraffenland-Tradition ist das Thema der „Verkehrten Welt“ und des satirischen Rollentausches, etwa in dem Märchen der Brüder Grimm. Auffällig nimmt die moralisierend-kritische Dimension vor allem in der neuzeitlichen Schlaraffenlandliteratur zu, so im deutsch-flandrischen Raum des 16. Jahrhunderts, einem der am meisten städtisch geprägten Gebiete jener Zeit. Die nun oft negativen Vorzeichen vor dem Schlaraffenland werden mit der sich ausbreitenden Geldwirtschaft und einer sich mit der Stadtwirtschaft veränderten Einstellung zur Arbeit interpretiert. Das neuzeitliche, nicht allein „protestantische“ Arbeitsethos muss-

te durchgesetzt und verinnerlicht werden. Der Müßige wurde zum verdächtigen Faulenzer. Träume von schlaraffischer Fülle und Müßiggang konnten da nicht schmunzelnd oder sehnsüchtig willkommen geheißen werden, sondern waren als Albtraum zu entlarven.

Was ist der Mensch?

Heute leben viele Menschen im wohlhabenden Europa, was die Zugänglichkeit von Genussmitteln angeht, eigentlich im Schlaraffenland. Fastfood und „Lieferando“, Fertiggerichte und „Convenience Food“. Tischlein deck dich. Verfügbarkeit von allem, in jeder Zubereitungsstufe, zu jeder Zeit; das Angebot ist so groß, dass wir es nicht ausschöpfen können. Konsumieren können wir also. Können wir es – genießen? Aber auch im Arbeiten sind wir Weltmeister geworden. Märchenhaft. Dank moderner Kommunikationstechniken müssen wir nie abschalten. Könnten wir es? Wir schaffen es, auch zu Hause bei der Arbeit zu sein. Unablässig. Im Urlaub den Auftrag ergattern, beim Kinderwagenschieben ein Kundengespräch. Das Märchen vom Schlaraffenland ist auch ein Spiegel, und eine alte Frage: Was ist der Mensch?

Susanne Sandherr

Lobpreis des Schöpfers, Lob der Welt

Der 104. Psalm

Einen Abschnitt des Psalms finden Sie auf Seite 11 f.

Ein weisheitlicher Schöpfungshymnus, ein großer Lobpreis des Schöpfers und so ein liebendes Lob der Welt. Im ersten Teil des ersten Verses fordert der Sprecher sich selbst, seine

Seele, sein Leben, zum Gotteslob auf. „Lobe den Herrn, meine Seele!“

Wunderbare Wirklichkeit und verheißungsvolles Werden

Schöpfung kommt in diesem Psalm zweifach in den Blick. Schöpfung bedeutet zunächst die Errichtung des Kosmos als fest gegründetes Lebenshaus. Schöpfung ist erste Schöpfung, Ur-Schöpfung. Und zugleich ist Gottes Schöpfung nicht bloß sein Produkt, sondern ein von ihm ermöglichter und begleiteter Prozess; der Schöpfer bleibt der Lebensmittler und Ernährer seines Reiches, der Schöpfung. Der Verfasser des Psalms durchschreitet die Lebensräume der dreigeteilten Welt, den kosmischen Himmel (V. 2b–4), die Erde (V. 5–23) und das Meer (V. 25–26). Dieser lange Blick auf die Welt hat nur ein Ziel: die Einsicht (V. 27–30), dass alles, was lebt, sein nicht isoliertes, sondern gemeinsames Leben der großzügig gebenden Hand, dem zugewandten Angesicht und dem Leben spendenden Atem des Schöpfers verdankt.

König der Könige

Der Hauptteil des Psalms eröffnet mit einem Bild, das JHWH in königlichem Ornat und in herrscherlichem Lichtglanz auf dem Thron sitzend zeigt. „Du bist mit Hoheit und Pracht bekleidet. / Du hüllst dich in Licht wie in ein Kleid“. (V. 1–2) Der kosmische Himmel wird als ein Ort geschildert, von dem aus JHWH seine Königsherrschaft ausübt, mit Königspalast, Thronwagen und Hofstaat. Diese drei Pfeiler der göttlichen Majestät sind jedoch nicht Selbstzweck, sondern haben zum gemeinsamen Ziel, der Erde Leben zu geben, vor allem durch die Gabe des dramatisch wichtigen Lebens-Mittels Wasser.

Du hast den Wassern eine Grenze gesetzt

Nun blickt der Psalm auf die Erde. Wasser brauchen die Lebewesen; ohne Wasser sind sie vom Tod bedroht. Wasser ist aber auch eine tödliche Macht. Wie in Genesis 1 steht hier die Vorstellung im Hintergrund, dass die Welt vor der Schöpfung ein Chaos-Meer war. Gott, der Schöpfer, lässt daraus die Erde entstehen, trockenes Land, vor den Fluten gesichert, gestaltet als Berg und Tal. „Du hast den Wassern eine Grenze gesetzt, / die dürfen sie nicht überschreiten; / nie wieder sollten sie die Erde bedecken.“ (V. 9)

Aus deinen Wolken wird die Erde satt

Die folgenden Verse 10–18 feiern den Schöpfer als guten und freigiebigen König, der aus dem himmlischen Wasservorrat die vielgestaltige Erde mit Quell- und Regenwasser versorgt. Die Erde wird so zu einem wundersamen Lebenshaus für Tiere und Menschen. Wildland und Kulturland werden gleichrangig in den Blick genommen, beide erfahren JHWHs reiche Zuwendung. „Du tränkst die Berge aus deinen Kammern“ (V. 13) und „lässt Gras wachsen für das Vieh, / auch Pflanzen für den Menschen, die er anbaut“ (V. 14). Brot, das das Menschenherz „stärkt“, und Wein, der es „erfreut“, sowie Öl zur Körperpflege, „damit sein Gesicht von Öl erglänzt“ (V. 15), werden als wunderbare Gaben für Alltag und Festtag genannt. Doch ebenso wird Gottes großzügig zumessende Fürsorge in der unbearbeiteten, menschlichem Wohnen und Wirken fernen Natur erkannt: „Die hohen Berge gehören dem Steinbock, / dem Klippdachs bieten die Felsen Zuflucht.“ (V. 18)

Die jungen Löwen brüllen nach Beute

Nach den unterschiedlichen Lebensräumen blickt der Psalm in den Versen 19–23 auf die unterschiedlichen Lebenszeiten.

Mond und Sonne ordnen die Zeit, sodass Wildtiere und Menschen in guter Ordnung nebeneinander leben und ihren Lebensunterhalt finden können. Wenn die wilden Tiere, ausdrücklich genannt sind die jungen Löwen, die in der Nacht „von Gott ihre Nahrung“ verlangen, bei Sonnenaufgang wieder ihre Verstecke aufsuchen, „geht der Mensch hinaus an sein Tagwerk, / an seine Arbeit bis zum Abend“ (V. 23).

Da ist das Meer, so groß und weit

Nach Himmel und Erde kommt nun noch das Meer zur Sprache, das, so die altorientalische Vorstellung, die Erdscheibe umschließt. Der durchschnittliche Israelit kannte das Meer nur vom Hörensagen, wohl darum ist der Abschnitt recht kurz (V. 25–26). Dem Psalmisten ist es aber wichtig, vom Meer zu sprechen, das durch Gottes Schöpfungshandeln seine ursprüngliche Chaosmacht verloren hat. Das Meer bleibt gefährlich, aber es ist nicht mehr dämonisch, sondern Teil der von JHWH umsorgten Schöpfung geworden, ein vielfältig reiches, von großen und kleinen Wassertieren belebtes Element, auf dem sogar die Schiffe der Menschen dahinziehen dürfen. Der Leviatan, der Chaosdrache der altorientalischen Mythologie, ist wie im Ijob-Buch (vgl. Ijob 40, 25–41, 26) entmachtet; der Schöpfer spielt mit ihm wie mit einem zutraulichen Delphin!

Gibst du ihnen, dann sammeln sie ein

In den Versen 27–30 bringt es der Psalm noch einmal auf den Punkt: Geschöpfliches Leben ist verdanktes Leben, und dies ist nicht nur punktuell-einmalige, sondern bleibende Wirklichkeit. Mit jedem Atemzug hat die Schöpfung an Gottes Atem Anteil. „Sendest du deinen Geist aus, so werden sie alle erschaffen“ – das hebräische Wort ruach, das hier mit Geist übersetzt wird, meint den Atem als Lebenskraft, sowohl Gottes als auch des

Menschen. Das Leben des Menschen und der ganzen Schöpfung verdankt sich Gottes belebendem Anhauch – und die ganze Schöpfung erhält diese belebende Lebenskraft nicht kärglich, sondern in Fülle, und nicht nach Verdienst, sondern gratis: aus Gnade. Damit ist die Differenz zwischen Schöpfer und Geschöpf nicht aufgehoben, im Gegenteil. Doch ebenso real wie die Differenz zwischen Gottes unerschöpflicher Lebendigkeit und seinem so rasch erschöpften Geschöpf ist die Unerschöpflichkeit seiner Fürsorge, seiner Großzügigkeit, seiner Zugewandtheit und Nähe.

Darum kann der Psalmist, bei aller realistischen Einsicht in die Fragilität und in die reale Gestörtheit des Lebens in der Schöpfung Gottes (V. 32.35), mit dieser Aufforderung an sich selbst und an seine Zuhörer enden: „Lobe den Herrn, meine Seele! / Halleluja!“

Susanne Sandherr

Mystikerin und Managerin: Teresa von Avila

Teresa von Avila gehört sicherlich zu den bekanntesten Heiligen. Bis heute geben ihre Gebete, ihre von Humor und tiefem Glauben geprägten Aphorismen und Texte vielen Menschen Kraft, Hoffnung und Zuversicht. Sie erscheint nicht als weltferne Nonne des 16. Jahrhunderts, auch wenn viele vielleicht Berninis berühmte „Ekstase der heiligen Teresa“ oder eines der vielen Porträts vor Augen haben, auf denen ein strenger Schleier das Gesicht der Ordensfrau rahmt. Teresa war auch Unternehmerin und Managerin, die kraftvoll ihre Stimme erhob, höchsten kirchlichen Würdenträgern trotzte und mit Stadträten, Bischöfen und Adligen verhandelte. Ihre zupacken-

de und praktische Art ist bis heute für viele das Vorbild eines lebendigen und lebensnahen Glaubens.

Aufgewachsen in Zeiten von Glaubenskriegen

Geboren wurde Teresa von Avila im Jahr 1515 in Avila. Die Zeit der entstehenden Konfessionen war von schweren Zerwürfnissen geprägt. Bis in die Familien hinein gingen die Spaltungen. In Spanien beherrschte die Angst vor der Inquisition das Leben der Menschen. Zahlreiche Bücher waren verboten, der Alltag von festen Regeln und Bestimmungen eingerahmt. An sie hielt sich auch streng der vom Judentum zum Christentum konvertierte Großvater Teresas, Juan Sanchez de Toledo Cepeda. Er hatte sich als Tuch- und Seidenhändler großen Reichtum erworben. Aber als „Converso“, als Konvertit, blieb er in seiner Zeit ein Mensch zweiter Klasse, wovon auch noch seine Kinder und Enkelkinder betroffen waren. Der Gedanke, sich mit entsprechenden Werken den Himmel verdienen zu müssen, prägte die junge Teresa so sehr, dass sie sich im Alter von sieben Jahren zusammen mit ihrem älteren Bruder zu den Mauren aufmachte, um dort als Märtyrerin zu sterben.

Christus als alltäglicher Ratgeber

Dieser Glaube änderte sich mit den Jahren. Nachdem Teresas Mutter früh gestorben war, brachte sie der Vater in das Augustinerinnenkloster Santa Maria de la Gracia in Avila, wo sie weiter erzogen werden sollte. Sie musste das Kloster aber bald aus gesundheitlichen Gründen wieder verlassen. Doch hatte sie die Zeit im Kloster geprägt. Bei Teresa wuchs mehr und mehr eine persönliche Christusbeziehung. „Seine Majestät“ nannte ihn Teresa liebevoll und bewegte alle ihre Entscheidungen im Gebet. 1535 trat sie in das Kloster der Karmelitinnen ein. Damals glich dieses Kloster eher einem Damenstift, denn es gab keine

Klausur und sogar Personal für die adeligen Ordensfrauen, zu denen auch Teresa gehörte. Aber in dieser Zeit prägte sich ihre innere Gottesbeziehung immer mehr aus. Sie pflegte das innere Gebet und die stille Andacht zu Gott, den sie als unsichtbaren Freund stets in ihrer Nähe wusste. Teresa vernahm auch seine Worte, die sie eifrig notierte. Es sind Worte des Trostes und der Ermutigung.

Bedürfnis nach den alten Regeln des Klosters

Im Alter von 39 Jahren erfuhr Teresa beim Betrachten eines Bildnisses des wundenbedeckten Jesus eine tiefe Erschütterung. Immer größer wurde ihr Wunsch, in strenger Askese und Armut zu leben. Im Gespräch mit dem Jesuiten Francisco de Borja und dem strengen Franziskaner Pedro de Alcantara reifte ihr Entschluss, einen eigenen Konvent zu gründen, in dem die ursprünglich strengen Regeln des Ordens gelebt werden konnten. Sie scheute sich schließlich nicht, entgegen den damals üblichen Gepflogenheiten, als Frau auch ein Kloster zu gründen, und spornte mit Einverständnis des Ordensgenerals zudem zwei Karmeliten an, den männlichen Zweig des Ordens zu reformieren. Einer von ihnen war ihr Freund und Vertrauter Johannes vom Kreuz. Bald nannten sich die reformierten Karmeliten „descalzas“, „die Unbeschuhten“. 1593 wurde diese Gruppierung, die zunächst als eigene Provinz im Karmeliterorden errichtet worden war, ein eigener Orden. Teresa gründete oder erneuerte schließlich vom Jahr 1562 an auf vielen Reisen in allen Teilen des Landes und trotz ihrer zarten Gesundheit insgesamt 17 Frauen- und Männerklöster. Dabei begegneten ihr massive Widerstände bis hin zur Verfolgung derjenigen, die sich der Reform anschlossen. Doch dann wurde sie von Papst Pius IV. unterstützt, der ihre Klostersatzung bestätigte.

Geistliche Lehrerin

Teresa zeigte ein großes Selbstbewusstsein, das sie aus ihrer inneren Vertrautheit mit Gott schöpfte, und trat energisch für ihre Anliegen auf. Außerdem war sie mit ihren Büchern sowie etwa 16 000 Briefen, von denen 400 erhalten sind, schriftstellerisch ungeheuer produktiv. Ihre Werke, darunter ihre Autobiografie „Das Buch meines Lebens“, zählen zu den Klassikern der geistlichen Weltliteratur. Am 4. Oktober 1582 starb Teresa auf der Rückreise ihrer letzten Klostergründung bei den Schwestern in Alba de Tormes. Bei sich trug sie das vermutlich von ihr stammende Gedicht „Nada te turbe“ (Nichts soll dich verwirren). Es endet mit der Zeile „sólo Dios basta“ (Gott nur ist genug). Teresas Lebensmotto war es, die göttliche Wirklichkeit mit Geduld und eigenem Einsatz in allem wirken zu lassen. 1614 wurde sie seliggesprochen und 1622 heiliggesprochen. Papst Paul VI. erhob sie am 27. September 1970 als erste Frau in der Geschichte der Kirche zur Kirchenlehrerin.

Marc Witzenbacher

Öle und Salbungen

Wer heute in eine Drogerie geht, wird dort mit einer Vielzahl von Pflegemitteln, Salben und Ölen konfrontiert, die uns schöner, entspannter und gesünder machen sollen. Längst haben auch Männer ihre abgestimmten Pflegeserien und überlassen das Feld nicht allein den Frauen. Grundlagen sind vielfach Olivenöle oder andere Pflanzenöle. Diese spielen zudem als Nahrungsmittel eine wichtige Rolle. All diese Verwendungsweisen kannte schon die Antike, daneben noch die Verwendung als Leuchtmittel, auf die das biblische Gleichnis von den klugen und törichten Jungfrauen (Mt 25, 1–13) anspielt; manch „Ewiges Licht“ vor einem Tabernakel leuchtet heute noch auf

Ölbasis. Die Einnahme von Ölen spielt liturgisch keine Rolle, wohl aber die äußere Anwendung von Salben und Ölen, wie wir sie auch medizinisch bis heute kennen. Gerade diese medizinische Dimension der Heilung, des Schutzes und der Stärkung spielen in die Zeichenhaftigkeit der liturgischen Öle hinein.

Krankenöl

Die bei uns verwendeten Öle sind schon im antiken Christentum in Gebrauch. Da haben wir zunächst das Krankenöl, das für die Krankensalbung verwandt wird. Schon im Jakobusbrief wird die Verwendung gefordert: Die Ältesten sollen über den Kranken beten „und ihn im Namen des Herrn mit Öl salben. Das gläubige Gebet wird den Kranken retten und der Herr wird ihn aufrichten; wenn er Sünden begangen hat, werden sie ihm vergeben“ (Jak 5, 14f.). Bewusst wurde die Jahrhunderte währende Deutung als „Letzte Ölung“, als Sterbesakrament, mit der letzten Reform fallen gelassen. Die erhoffte Wirkung der Krankensalbung wird in der Spendeformel umfassender, ganzheitlicher gesehen als allein in einer körperlichen Stärkung und Heilung: „Der Herr, der dich von Sünden befreit, rette dich, in seiner Gnade richte er dich auf.“

Katechumenenöl

Die beiden weiteren Öle haben ihren Platz in der Taufliturgie und sind schon bei den antiken Erwachsenentaufen bekannt. Das Katechumenenöl wird vor dem Taufakt angewandt und hat in alten Quellen einen exorzistischen Charakter. In der Vorstellungswelt dieser Zeit konnte das Böse durch die Salbung des Körpers abgewehrt werden. Gerne wurde das Bild des eingeölte Ringkämpfers bemüht, den ein Gegner nicht zu fassen bekommt. Auch heute steht in der Begleitformel der Schutz im Zentrum: „Durch diese Salbung stärke und schütze dich die

Kraft Christi, des Erlösers.“ Diese Salbung kann aber durch eine Handauflegung ersetzt werden.

Chrisamöl

Das Chrisam ist das Öl der Salbung nach der Taufe. Ihm können Duftstoffe zugesetzt sein, um seine besondere Wertigkeit zu kennzeichnen. Im „idealisierten“ Taufritus der spätantiken „Traditio Apostolica“ folgte diese Salbung, nachdem die Täuflinge aus dem Becken gestiegen waren. Die Salbung wurde zunächst durch den Priester „im Namen Jesu Christi“ durchgeführt und war wahrscheinlich eine Ganzkörpersalbung, nach der sich die Täuflinge anzogen. Erst danach gingen sie zum Bischof, der mit der Salbung des Kopfes diese abschloss. Im Westen blieb auch beim Übergang zur Säuglingstaufe dieser Abschluss der Eingliederung immer den Bischöfen vorbehalten, woraus unsere Firmung entstanden ist. In der Spendeformel wird die Salbung als Stärkung im Heiligen Geist mit all seinen Gaben gedeutet: „Sei besiegelt durch die Gabe Gottes, den Heiligen Geist.“

Dennoch wurde und wird auch bei der Kindertaufe selbst eine Chrisamsalbung unter den ausdeutenden Riten vollzogen, die erkennbar auf die Firmung anspielt. Die Begleitformel kennzeichnet die Aufnahme in das Volk Gottes, „damit du für immer ein Glied Christi bleibst, der Priester, König und Prophet ist in Ewigkeit“. Es ist die auf 1 Petr 2, 9 zurückgreifende Zusage, dass der oder die Getaufte nun am königlichen, dem gemeinsamen Priestertum aller Gläubigen Anteil hat. Mit „Priester, König und Prophet“ sind die drei Ämter genannt, die schon im Alten Testament mit der Salbung verbunden sind (Priester: vgl. Lev 8, 12, König: vgl. 1 Sam 16, 13), wobei dort bei Propheten nur im übertragenen Sinne von einer Salbung gesprochen wird (vgl. Jes 61, 1). Immer verdeutlicht die Salbung die mit der Taufe verbundene Geistgabe, aus der heraus die Getauften verantwortungsvoll leben sollen und können.

Auch in unseren Ordinationsriten spielt das Chrisam eine Rolle. Bei der Priesterweihe werden den Geweihten die Hände, bei der Bischofsweihe wird das Haupt mit Chrisam gesalbt. Und als es noch eine kirchliche Krönung von Königen gab, wurde auch dort eine Chrisamsalbung durchgeführt.

Es gibt noch einen letzten Ritus, bei dem das Chrisam verwandt wird. Denn die Kirchen- und Altarweihe ist an vielen Stellen so gestaltet, als würde ein Mensch die Initiationssakramente empfangen. Zunächst werden Altar und Kirchenwände mit Weihwasser besprengt, quasi getauft. Bevor dann die eigentliche Eucharistiefeyer beginnt, wird der Altar und werden auch die Kirchenwände an zwölf Stellen (den Apostelleuchtern) mit Chrisamöl gesalbt, quasi gefirmt.

Weihe der Öle

Die Weihe der Öle ist zunächst Aufgabe des Bischofs. Katechumenenöl und Chrisamöl werden in der sogenannten Chrisammesse am Gründonnerstag geweiht, eventuell auch an einem vorhergehenden Tag. Die Weihe des Krankenöls wird oft damit verbunden. Da diese Messe immer eine ist, die der Bischof mit seinem „Presbyterium“, seinen Priestern oder wenigstens einer Abordnung, feiert, kommt es hier zu einer weiteren sinnfälligen Zeichenhaftigkeit. Während Katechumenenöl und Krankenöl notfalls von einem Priester vor dem Gebrauch geweiht werden können, ist die Weihe des Chrisams ausdrücklich dem Bischof vorbehalten. Bei der Weihe strecken auch die Priester als Konzelebranten ihre Hände aus und weihen das Öl mit dem Bischof zusammen. Anschließend nehmen die Priester die Öle mit in die Gemeinden für den Gebrauch während des Jahres, sodass zeichenhaft über das Öl die Verbindung zum Bischof als dem erstberufenen Spender der Sakramente deutlich werden kann.

Friedrich Lurz

Bischof und Politiker: Heribert von Köln

Heribert von Köln wurde im Jahr 970 in Worms geboren und in der dortigen Domschule erzogen. Später ging er in das Kloster Gorze bei Metz, das sich als Reformkloster bereits einen Namen gemacht hatte. Seinen Wunsch, im Kloster zu bleiben, lehnte Heriberts Vater ab. So kehrte er zurück nach Worms, wo ihn Bischof Hildebald zum Dompropst erhob und als seinen Nachfolger aufbauen wollte. Doch Otto III. (980–1002), mit 16 Jahren schon zum römischen Kaiser gekrönt, hatte viel von Heribert gehört und ernannte ihn zu seinem Hofkanzler. Heribert empfing die Priesterweihe und sollte nun als Geistlicher im Staatsdienst wirken.

Enger Berater des Kaisers

Otto hatte sich viel in Italien aufgehalten und wollte eine Reichsreform durchsetzen, um das riesige Reich besser zusammenhalten zu können. Bei den zahlreichen Verhandlungen war Heribert stets an der Seite des Kaisers. 998 wurde Heribert schließlich mit Zustimmung des Kaisers zum Erzbischof von Köln gewählt. Heribert lief barfuß im Winter nach Köln, um dort am Weihnachtsfest 999 zum Bischof geweiht zu werden. Gleichwohl unterstützte Heribert den Kaiser weiter, reiste mehrere Male mit ihm nach Italien, wo Otto 1002 mit 22 Jahren starb. Heribert empfing die Reichsinsignien, um sie dem Nachfolger, Heinrich von Bayern, zu übergeben. Zurück in Köln brachte er das Bistum zu großer Blüte. In Deutz gründete er ein Kloster, in dem er am 16. März 1021 starb. Sein Gedenktag ist der 16. März, in Köln wird er am 30. August begangen. An diesem Tag wurden die Gebeine in die 1170 errichtete Heribert-Kirche in Deutz übertragen. Die Gebeine ruhen dort in einem prächtig gestalteten Schrein.

Marc Witzenbacher

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

Die Heilige Woche 2018

Wie wir leben können
Freigiebigkeit · Habgier

Heilt Kranke, weckt Tote auf,
macht Aussätzige rein, treibt Dämonen aus!
Umsonst habt ihr empfangen,
umsonst sollt ihr geben.

Evangelium nach Matthäus – Kapitel 10, Vers 8

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© **Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

ZUM TITELBILD

Fußwaschung

Albani-Psalter,
St. Alban's, Hertfordshire, Anfang 12. Jahrhundert,
Dombibliothek Hildesheim, HS St. God. 1 (Eigentum der
Basilika St. Godehard), Seite 38, Foto: Ulrich Knapp,
© Bildarchiv Foto Marburg / Dom-Museum Hildesheim /
Ulrich Knapp

Der Albani-Psalter enthält als Kernstück die 150 Psalmen, davor aber befinden sich ein Kalender und 40 ganzseitige Miniaturen ohne Text (in dieser Reihe ist unser Titelbild enthalten). Weitere Texte und Miniaturen zeigt er vor und hinter dem Psalterium.

Die verschiedenen Teile des Albani-Psalters sind wahrscheinlich nicht zeitgleich entstanden. Sicher ist er in der Abtei von St. Alban's in Hertfordshire, nördlich von London, im Auftrag von Abt Geoffrey geschaffen worden. Diesen verband eine intensive geistliche Freundschaft mit der Einsiedlerin und späteren Priorin Christina von Markyate, für die er den Codex anfertigen ließ und vermutlich Teile selbst geschrieben hat. Wahrscheinlich ist das Buch nach 1121 entstanden, als die beiden sich kennenlernten. Ihr Gelübde legte Christina um 1131 ab, was der Anlass für die Fertigstellung des Buches gewesen sein mag.

Es kam wahrscheinlich im 17. Jahrhundert in die Abtei Lamspringe, südlich von Hildesheim, die 1643 von vertriebenen englischen Benediktinern besiedelt wurde. Hierzu gibt es einen Eintrag auf dem Vorsatzblatt, der 1657 datiert ist. Mit der Säkularisation wurde 1803 auch das Kloster Lamspringe aufgelöst und die Handschrift gelangte in die Basilika St. Godehard (ehemaliges Benediktinerkloster in Hildesheim), der sie noch heute gehört. Betreut und verwaltet wird der Psalter aber von der Dombibliothek in Hildesheim.

Unser Titelbild zeigt den Herrn, wie er an den zwölf Aposteln den Sklavendienst der Fußwaschung vollzieht. Der Sohn Gottes schaut den Menschen von unten in die Augen.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

Gut könnte jemand Befremden darüber äußern, dass wir – Habgier zum Thema machen. Was das mit der Karwoche zu tun hat? Sehr viel, meine ich, das Ostergeheimnis reicht in den Kern der Frage. Denn wie lebt jemand, der freigiebig ist, und wie jemand, der in erster Linie *haben* will? Antoine de Saint-Exupéry hat Letzteres einprägsam auf den Punkt gebracht, als er den kleinen Prinzen auf seiner Reise dem Geschäftsmann begegnen ließ. Der verbrachte seine Zeit damit, am Schreibtisch zu sitzen und jeden Stern, den er am Himmel entdecken konnte, in seinen Büchern zu verzeichnen – in der Überzeugung, ihn damit in sein Eigentum überführt zu haben. Aber freigiebig leben?

Das heilige Triduum verdichtet in 36 Stunden, wie Jesus von Nazaret am Ende seines Lebens gehandelt hat: Beim Mahl mit seinen Freunden dankt er für die Gaben der Schöpfung und reicht sie den Seinen als Speise und Trank. In diesem Gestus nimmt er, zeichenhaft deutend, seine bevorstehende Lebenshingabe vorweg, ja, er zieht die Quintessenz seines Lebens: Ganz und gar war er Brot, Quelle der Kraft für die Schwachen, hatte sich mit Fleisch und Blut für die eingesetzt, die zu kurz gekommen, die aus der Gemeinschaft ausgeschlossen waren. So will er sein Sterben am Kreuz verstanden wissen: als Gabe seines Lebens für die, denen das Leben nicht lebte.

Freigiebig leben: Bis dahin, dass man das eigene Leben gibt? Dies ist wohl in letzter Konsequenz der messianische Weg. Den freilich Jesus nicht allein gegangen ist, sondern dank seiner viele andere nach ihm, wie etwa das Gebet aus dem KZ Ravensbrück bezeugt (siehe S. 126). Eine Überforderung für Menschen wie dich und mich? Vielleicht dann nicht, wenn man sich mit Jesus freigiebig zu *leben* bemüht.

Ihr Johannes Bernhard Uphus

Ganz tief unten

Joh 13, 1–20

Die Miniatur der Fußwaschung aus dem Albani-Psalter überrascht mit ihrer radikalen Darstellung des Dienens Jesu. Auf einer Bank sitzen aufgereiht acht der Apostel und wenden dem Betrachter den Rücken zu, die Gesäße werden auf diese Weise ungewöhnlich stark betont. Die farbliche Gestaltung der Gewänder, Haare und Heiligenscheine folgt dem formalen Prinzip der Alliteration, das heißt, sie sind abwechselnd gestaltet. Die hinteren drei Apostel tragen keinen Nimbus und werden in ihrer Größe reduziert, nicht um sie perspektivisch darzustellen, sondern um sie in den architektonischen Rahmen einzupassen. Sie alle schauen aber nach links, um das ungewöhnliche Geschehen zu beobachten, das sich dort vollzieht. Die erste Person wird in Größe, Haltung und Ausrichtung stark von ihnen abgesetzt. Es ist Petrus, traditionell mit weißen Haaren und weißem Bart dargestellt.

Der dienende Gott

Der weit unter ihm kniende Herr hat seinen rechten Fuß ergriffen, Petrus fasst sich an die Stirn. Es ist jener Moment des Gesprächs, in dem Jesus zu ihm sagt: „Wenn ich dich nicht wasche, hast du keinen Anteil an mir,“ und Petrus antwortet: „Herr, dann nicht nur meine Füße, sondern auch die Hände und das Haupt“ (Joh 13, 8 f.). Die hohe Bank, auf der Petrus sitzt, macht es dem Künstler möglich, Jesus zu zeigen, wie er seinem Jünger von ganz tief unten in die Augen schaut. Diese extreme Haltung macht etwas deutlich von dem Sklavendienst, der das Waschen der von Reise und Hitze schmutzigen Füße damals war. Unter der kleinen Bank, auf die Petrus den linken Fuß aufstützt, sehen wir das Wasserbecken. Das Leinentuch hat

Jesus um seine Hüften gegürtet, es bedeckt die Oberschenkel (vgl. Joh 13, 4). Sein Gewand ist aber kaum anders gestaltet als die Gewänder der Jünger, lediglich der Nimbus wird mit einem Kreuz unterschieden. Es ist der Gottessohn, der diesen Sklavendienst vollzieht, der dienende Gott.

Dabei kniet Jesus sozusagen in der Luft. Der Maler hat es nicht für nötig gehalten, ihm eine klare Unterlage unter die Knie zu geben. Es befindet sich dort eine zweite, sehr viel niedrigere und stärker verzierte Bank, auf der vier weitere Apostel sitzen, die keine anderen Gewänder und Nimben zeigen als die anderen auf der oberen Bank. Aber hier hat der Maler für Abwechslung und Spannung gesorgt: Alle sind mit ihren Füßen beschäftigt, bereiten sich sozusagen auf die Fußwaschung vor. Der vordere Apostel schaut Jesus an, der zweite ist auf seinen Fuß konzentriert, während die hinteren beiden anscheinend aufgereggt miteinander diskutieren und dabei gestikulieren. Der vorletzte Apostel entspricht seinem Aussehen nach dem, wie der Apostel Paulus (der bei der Fußwaschung natürlich noch nicht dabei war) traditionellerweise dargestellt wird.

Fußwaschung und Abendmahl

Die Fußwaschung Jesu findet sich nur beim Evangelisten Johannes. Während die anderen drei Evangelisten vom Abendmahl Jesu mit seinen Jüngern berichten, erzählt Johannes, wie Jesus seinen Jüngern die Füße gewaschen hat. Das Abendmahl setzt er voraus („es fand ein Mahl statt“, Joh 13, 2; Jesus „stand vom Mahl auf“, Joh 13, 4), beschreibt es aber nicht. Dies hat theologische Konsequenzen. Wie Jesus seinen Tod unter den Zeichen von Brot und Wein als Selbsthingabe für die Menschen deutet, so versteht er bei Johannes die Zeichenhandlung des Fußwaschens als Selbsthingabe für seine Jünger. In beidem schenkt er Gemeinschaft mit sich. „Wenn ich dich nicht wasche, hast du keinen Anteil an mir“ (Joh 13, 8), so sagt Jesus zu Petrus. Wenn

die Jünger sich von Christus das Brot reichen lassen, das sein Leib ist, dann haben sie Anteil an ihm. Wenn sie den Sklavendienst der Fußwaschung an sich vollziehen lassen, dann haben sie auch Anteil an Christus. Aber dabei dürfen sie nicht stehen bleiben. „Wenn nun ich, der Herr und Meister, euch die Füße gewaschen habe, dann müsst auch ihr einander die Füße waschen“ (Joh 13, 14). Er hat ihnen ein Beispiel gegeben, damit auch sie so handeln, wie er an ihnen gehandelt hat (vgl. Joh 13, 15). Und wenn wir diese inhaltliche Linie weiterführen, so kommen wir zum Bild vom Weltgericht beim Evangelisten Matthäus, wo Christus sagt: „Was ihr für einen meiner geringsten Brüder [und Schwestern] getan habt, das habt ihr mir getan“ (Mt 25, 40). Jesus identifiziert sich auf ganz radikale Weise mit den Menschen in Not, und jeden Dienst an ihnen charakterisiert er als einen Dienst an ihm. Er schenkt dem Dienenden Gemeinschaft mit ihm. Menschendienst ist Gottesdienst.

Den Notleidenden die Füße waschen

Die Miniatur beschränkt sich, wie es in der christlichen Kunst üblich ist, ganz auf die Darstellung der Szene der Fußwaschung, wie Johannes sie uns schildert. Es gibt keine Andeutung dessen, worauf es Jesus eigentlich ankommt: Dass die Jünger seinem Beispiel folgen und einander die Füße waschen. Die Fußwaschung Jesu diente ja nicht in erster Linie der Säuberung der Füße, sondern sie sollte ein Beispiel sein, das seine Jünger nachahmen sollten. Es geht um einen Dienst im viel umfassenderen Sinne, um Hilfe da, wo Hilfe gebraucht wird. Wenn der Maler in einem Teil der Miniatur gezeigt hätte, wie die Jünger einander die Füße waschen, so hätte er den historischen Rahmen gesprengt und eher zur Verunklarung beigetragen. Und doch geht es genau darum: dem Beispiel Jesu zu folgen und einander zu dienen. Mit der Bildrede vom Weltgericht (vgl. Mt 25, 31–46) im Hinterkopf können wir sogar noch einen Schritt weiterge-

hen: Die Jünger sollen nicht nur einander die Füße waschen, sondern vor allem denen, die in Not sind. Den Hungernden, Durstigen, Fremden, Obdachlosen, Nackten, Kranken und Gefangenen sollen sie dienen. Dies ist eine Aufgabe, die in unserer heutigen Zeit nicht weniger aktuell ist als vor 2000 Jahren. Wenn wir uns für die Armen, die Flüchtlinge, die Kranken und die Menschen in Geiselhaft einsetzen, dann folgen wir dem Gebot Jesu, einander zu lieben. Denn dieses handfeste Engagement, bei dem man die Ärmel hochkrempeln muss und sich die Hände schmutzig macht, ist genau das, was er unter Liebe versteht.

Heinz Detlef Stäps

Freigiebigkeit – Habgier

Gerne geben

Wenn die Familien, hier wie dort vier Kinder, einmal (Ausnahme, nicht Regel) zum Essen gingen, rangen unser Vater und Onkel Peter darum, wer die Rechnung begliche. Der Zahnarzt verdiente sicherlich mehr als der Jurist. Es war wurscht. Ich finde den kleinen Streit nach wie vor normal, sogar gut, noch heute. Heute freue ich mich sehr, wenn ich einmal eingeladen werde; vermutlich ungleich stärker ist mein Impuls, die Zeche zu zahlen. Gelernt ist gelernt.

Gerne geben

Die Griechen des Altertums kannten die Freigiebigkeit als Kennzeichen der von ihnen *eleuteriotes* genannten Tugenden, der sittlichen Qualitäten eines freien Mannes. Das freudige Geben gehörte dazu. Freigiebigkeit ist da keine Frage von Geldbeträgen, sondern eine Frage der Haltung. Geben, ohne auf den eigenen kleinen oder auch einmal nicht so kleinen Vorteil zu schauen, darum geht es. Das lateinische Wort dafür ist *liberalitas*. Ambrosius von Mailand hat im Christentum die römische *liberalitas* mit dem Pauluswort zusammengebracht, einen freudigen Geber liebe Gott (2 Kor 9, 7).

Milde

Im Germanentum begegnet der Sachverhalt der Freigiebigkeit unter dem Begriff der Milde. Milde meint Freundlichkeit, Güte, Großzügigkeit. Sie wurde als hochgeschätzte Haltung des Gefolgsherren gegenüber seinen Gefolgsmännern, aber auch gegenüber den freien Bauern verstanden. Milde, Freigiebigkeit gegenüber Unfreien war im germanischen Raum wie in der

griechisch-römischen Antike wenn nicht gänzlich undenkbar, so doch unterhalb des gesellschaftlichen und darum begrifflichen Radarschirms. Sie fand nicht ins Wort.

Weitsinnigkeit

Thomas von Aquin erklärt, dass es dem Freigiebigen eigentlich sei, weggebend zu sein. Die Freigiebigkeit werde darum auch Weitsinnigkeit genannt, „denn was weit ist, ist nicht an sich haltend, sondern weggebend“. Freigiebig, weitsinnig sein; nicht alles bei sich behalten wollen, sondern weggeben können. „Wenn nämlich jemand etwas von sich weggibt, gibt er es gewissermaßen aus seiner Obhut und Herrschaft frei und zeigt, dass sein Herz von Anhänglichkeit daran frei ist.“

Wovor haben wir solche Angst

Gut gebrüllt, Löwe, dem großen Thomas können wir da nur von Herzen beipflichten. Aber wie frei ist unser Herz? Das fängt doch schon da an, wo wir unsere übervollen Speicherräume, sei es im Keller oder auf dem Dachboden, oder unsere überquellenden Kleiderschränke erleichtern wollen. Das und das und das brauche ich nun wirklich nicht mehr – in den letzten zwei, vier, sechs, 16 Jahren habe ich dieses Werkzeug nicht mehr verwendet, dieses Kleidungsstück nicht mehr getragen. Weg damit. Anderen aber wird es vielleicht gefallen oder nützen. Aber es könnte doch sein ... Dass sich die Mode ändert und gerade dieser Mantel angesagt ist; dass ich einmal genau diesen Hammer, diese Schraube benötige. Und dann sind sie nicht mehr da! Schreckliche Vorstellung. O.k., wir sind die Nachkriegsgeneration, belastet von Not- und Mangelereben wohl auch wir. Schon das augenscheinlich Überflüssige wegzugeben macht uns Angst. Und unser schönes großes, unser freigiebiges, jedenfalls unser pragmatisches „simplify-your-life“-Vorhaben sackt in sich

zusammen wie ein praller Fahrradreifen, aus dem man die Luft gelassen hat. Pfffff ...

Geben ist seliger als nehmen

Der Dogmatiker Josef Wohlmuth hat vor 15 Jahren in seiner Abschiedsvorlesung von der Bonner katholisch-theologischen Fakultät über das Wort der Apostelgeschichte: „Geben ist seliger als nehmen“ (Apg 20, 35) vor dem Hintergrund zeitgenössischer Philosophie nachgedacht. Die persische und griechische Kultur aristokratischer Wohltätigkeit habe diesen Grundsatz gekannt, doch im Neuen Testament sei daraus eine Praxis demokratischer Gemeinwohlthätigkeit geworden. „Durch Arbeit und Fasten wurden kleine Leute zu Wohltätern füreinander“, so sagt es der evangelische Neutestamentler Gerd Theißen. Wohltätigkeit nicht von oben, sondern von unten.

Wohlhabend

Makários, das mit „selig“ übersetzte Wort aus der Apostelgeschichte, habe damals auch „wohlhabend“ bedeutet. „Wohlhabend, wer nicht habgierig, sondern freigiebig ist.“ Das klingt noch einigermaßen gut. Das klingt idealistisch, das klingt edel. „Wohlhabend, wer nicht wohlhabend ist“ allerdings, das fordert unseren Widerspruch heraus. Solche Paradoxien sind etwas für deutlich Besserverdienende. Und die geben sich damit vermutlich nicht lange ab, ohne ihren Steuerberater zu fragen. Wohlhabend, wer nicht wohlhabend ist. Das klingt absurd. Das ist doch wohl zynisch. Selig, wohlhabend. Irgendetwas daran gefällt mir dennoch. Das Gute, das Wohl haben; wohlhabend, selig sein ohne Hab- und Glücksgier?

König Midas

Vom sagenhaften König Midas hören wir, dass sein Wunsch erfüllt wurde: Was auch immer er anfassen würde, es würde zu Gold. Wunderbar. Doch was, wenn nicht nur, wie im Märchen vom Rumpelstilzchen, das gesponnene Stroh, sondern auch Essen und Trinken, die verlockenden und lebensnotwendigen Nahrungsmittel auf dem Tisch, und sogar unsere Liebsten, Frau und Kind, Vater und Mutter, in unserer Berührung zu Gold würden? Das wäre der Tod. Die Habgier also ist der Tod. Das Unglück, der Gegenpol zur Seligkeit. Unser Bauchgefühl, unser normaler Lebenskompass sagen uns das Gegenteil.

Er war wie Gott

Gott ist Geber und Gabe und nicht Kredithai, er gibt gratis, aus Gnade, aber nicht frustra, vergeblich, sondern, liebend, „umsonst“. Sich selbst, und nicht nur dies oder das, was im Keller oder Speicher seines Wohnhauses ein Schattendasein führt. Der Philipperbriefhymnus bekennt die Furchtlosigkeit des Menschgewordenen, seine Gottgleichheit loszulassen. Keine Habgier, keine Mehr-haben-Gier, keine Festhaltgier. Keine tödlichen König-Midas-Phantasien. Eben darum. Nicht furchtsam, sondern heilsam. „Er war wie Gott.“

Susanne Sandherr

Lazarus

Wege ins Leben

Ein Reicher lebt sein Leben. Lebt seinen Reichtum, trägt kostbare, ja königlich kostbare Kleidung, gibt, und gewiss nicht sich allein, täglich Festmähler. Vor dem Tor des Reichen: die Kontrastfigur, ein Armer, krank, elend, allein. Die Haut statt von Kleidung von Geschwüren bedeckt.

Abfall

Der Arme würde seinen Hunger gerne mit den Abfällen stillen. Mit den Abfällen vom Tisch des Reichen. Unter den Tisch fielen hauptsächlich die Brotstücke, mit denen die Mahlgäste ihre Finger abwischten. Doch wie beim verlorenen Sohn (Lk 15, 16) gibt ihm niemand davon. Vielmehr machen sich die Haus- und Hofhunde über die Tischabfälle her (vgl. die Episode von der syrophönizischen Frau, die Jesus gegenüber sich und ihr Kind mit den Haushunden vergleicht, die die Abfall-Brotreste des Tisches ihres Herrn fressen: Mk 7,27; Mt 15,26 f.) und lecken danach noch an den Geschwüren des Wehrlosen. Lazarus kann sie sich nicht vom Leibe halten.

Kontrast

Größer könnte der Kontrast nicht sein: Hier der wohlgenährte, wohlgekleidete, sich selbst und seinen Reichtum in glänzenden Festen Inszenierende, da der Arme, der Darbende, der Kranke, der nackt allen und allem Ausgesetzte, der hilflos Leidende. Heillos die Lage. Wäre da nicht ein weiterer Gegensatz. Im Unterschied zu dem namenlosen Reichen trägt im Gleichnis des Lukasevangeliums (Lk 16, 19–31) der Arme einen Namen:

Lazarus. Der hebräische Name Lazarus, eigentlich: El-asar, bedeutet: Gott kommt zu Hilfe. Gott hilft.

In Abrahams Schoß

Gott hilft. Oder hat Gott doch nicht geholfen? Der Arme stirbt. Von einer Bestattung kann keine Rede sein. Doch der Tote wird von Engeln in Vater Abrahams Schoß gebracht. Das erste, machtvolle Zeichen von Zuwendung, das Lazarus erfährt. Er wird in Abrahams Schoß gelegt, um mit diesem verehrten Glaubens-Vater und allen anderen gestorbenen jüdischen Gerechten Gott verbunden zu bleiben bis zum Weltgericht, und bis zur ewigen Seligkeit.

Unterwelt

Auch der Reiche stirbt. Er wird statusgemäß bestattet. Der Hades (griechisch), hebräisch: die Scheol (Unterwelt), in der sich der Reiche wiederfindet, ist traditionell kein Strafort. Die Unterwelt ist eigentlich ein Ort ohne Qualen, aber auch ohne Freuden. Erst im Frühjudentum, aber auch bei hellenistischen Autoren, entsteht, hier unter dem Einfluss der Apokalyptik, die Vorstellung von der Unterwelt als Ort der Qualen. Das Feuer des Weltgerichts brennt schon jetzt. Aus dieser hitzigen Unterwelt sucht der Reiche einen Ausweg bei Lazarus und Abraham.

Abgrund

Der Reiche erbittet von Abraham die Linderung seines quälenden Durstes. Lazarus könnte doch ... Nein, Lazarus kann nicht. Da der Reiche dem hilflosen Lazarus die Werke der Barmherzigkeit verweigert (Jes 58, 7) und ihm die notwendige Nahrung wie die Versorgung seiner schwärenden Wunden vorenthalten hat, vermag Lazarus keine Werke der Barmherzigkeit an ihm zu

tun. Da ist objektiv ein Abgrund zwischen ihnen, der Hilfeleistung verhindert.

Wir wissen es

Der Reiche hört das harte Wort und gibt doch nicht auf. Family first. Wenn ich als Toter verloren sein soll, dann müssen wenigstens meine lebenden Angehörigen gerettet werden. Meine fünf Brüder. Lazarus oder sonst einer von den Toten möge als Bote zu ihnen gehen und sie warnen. Ihnen sagen, was für Reiche Sache ist. Aber auch diesen Wunsch muss Abraham ablehnen. Die Reichen. Sie wissen es doch. Wir wissen es doch. Haben wir nicht alles, was wir zum guten, zum gerechten Leben brauchen? Unterweisung. Glaubhafte, beglaubigte Zeugen und Zeuginnen. Mose und die Propheten. Wegweisung von Gott her, wieder und wieder von Gottes Menschen unter die Menschen gebracht. Aber was geht es mich an? Das geht vorbei. Die anderen sind gemeint.

Wege ins Leben

Totenbeschwörungen, um die Lebenden zu warnen, sind kein Ausweg, sondern ein Irrweg. Mit tausend Gründen würden solche Erscheinungen der Lächerlichkeit preisgegeben. Unsere Abwehr steht. Nur damit wir nichts verändern müssen. Damit wir uns nicht ändern müssen.

Wer's glaubt, wird selig

Beraubung? Bedrückung? Nein, Befreiung. – Wer's glaubt, wird selig. Eben. Die mutige, die vertrauensvolle Auslegung der Schriften, und das gemeinsame Mahlhalten (Lk 24, 13–35), sie weisen, allen, den Weg ins Leben.

Susanne Sandherr

Auferstehung Jesu: Zentrum des Glaubens

Ohne die Auferstehung Jesu ist der christliche Glaube sinnlos, schreibt der Apostel Paulus im ersten Korintherbrief (1 Kor 15, 15). Die Auferstehung Jesu begründet den christlichen Glauben und bildet den Ausgangspunkt der Geschichte des Christusbekenntnisses. In ihr wird bestätigt, dass Jesus Christus der Messias ist. Erst von der Auferstehung her lässt sich begründet sagen, dass in Jesus Christus Gott Mensch geworden ist. Und ohne die Auferstehung wäre der Tod Jesu am Kreuz ein bloßes Scheitern. Erst durch die Auferstehung lässt sich das Ostergeheimnis erkennen: Durch seinen Tod befreit uns Christus von der Sünde, durch seine Auferstehung eröffnet er uns den Zugang zu einem neuen Leben. Die Auferstehung Jesu ist also das tragende Fundament des christlichen Glaubens. Der ganze Zusammenhang seines irdischen Wirkens und die Erwartung seines Kommens in Herrlichkeit kommt erst von der Auferstehung Jesu her in den Blick.

Die Auferstehung – ein historisches Ereignis?

Die Auferstehung ist ein wirkliches Geschehen, das sich nach dem Zeugnis des Neuen Testaments als überwältigende Erfahrung ereignet hat. In der Auferstehung kehrt Jesus nicht einfach in das Leben zurück, sein Leib wurde nicht einfach „wiederhergestellt“. Vielmehr kann man die Auferstehung als eine Verwandlung zu einem ganz anderen, transzendenten Leben verstehen. So drückt es Paulus aus, wenn er von der Auferstehung als einer radikalen Verwandlung spricht (1 Kor 15, 35–56). Die Auferstehung hat niemand gesehen, es gibt keinen historischen Bericht über dieses Ereignis. Das leere Grab ist auch kein Beweis für die Auferstehung. Auch für Paulus nicht. Bei ihm kommt das leere Grab nicht vor, wenn es um Auferstehung geht. Es geht um die neue Seinsweise. Die Nachricht, dass der tote Jesus an-

geblich aus dem Grab auferstanden sein sollte, hätte auch die Jünger damals nicht zum Glauben bringen können, wenn sie nicht selbst die Erfahrung seiner Gegenwart gemacht hätten. Und selbst dann glauben nicht alle daran, dass es wirklich Jesus ist, dem sie begegnen. Erst als Jesus mit ihnen spricht, sie seine Worte hören, erkennen sie ihn wahrhaftig (Joh 20, 24–29). Im Osterlicht des dritten Tages sahen die Jünger auf einmal, dass alle Taten und Worte Jesu auf seinen Tod und seine Sendung hindeuteten. Die Begegnung mit dem Auferstandenen, der völlig verwandelt und doch erkennbar unter die Jünger tritt, war eine wirkliche Erfahrung, die sie verwandelt und zu Zeugen des Auferstandenen gemacht hat. Gleichwohl lässt sich von dieser Erfahrung nur mit dem Bekenntnis sprechen „Jesus Christus ist auferstanden und lebt“, wie wohl auch die ältesten Bekenntnisse der Auferstehung lauteten (1 Kor 15, 3–5).

Auferstehung heißt: Gott ist gegenwärtig

Die Auferstehung Jesu ist ein Geschehen, das in seinem Ablauf, in seinem „Wie“ nicht nachvollziehbar ist, das sich aber auf ein historisches Geschehen bezieht, von dem die Apostel Zeugnis ablegen. Diese revolutionäre Gewissheit kam nicht in ihr Leben, weil sie an die Auferstehung geglaubt hätten. Sondern das Neue kam in ihr Leben, weil sie an den Auferstandenen glauben lernten. Jesus Christus lebt und ist auch heute gegenwärtig, darum geht es in der Auferstehung. Wir erreichen Jesus nicht durch die Konstruktion historischer Ereignisse, auch nicht durch ein leeres Grab, sondern der Glaube ermöglicht uns die Erfahrung seiner Nähe und erweist die Auferstehung als Geschehen, das auch für uns wirklich ist. So feiern wir jeden Sonntag dieses Geheimnis der Auferstehung und geben die Botschaft weiter: „Jesus lebt!“

Marc Witzenbacher

Kreuz, auf das ich schaue

Ein Kreuz-Weg

Den Text des Liedes finden Sie auf Seite 123.

Zu den historisch gesicherten Momenten im Leben Jesu gehört sein Kreuzestod unter dem römischen Prokurator Pontius Pilatus. Wegen ihrer physischen und psychischen Grausamkeit durfte die Kreuzesstrafe an römischen Bürgern nicht vollstreckt werden, fand aber aufgrund der ihr zugeschriebenen Abschreckungskraft in den unterworfenen Gebieten reiche Anwendung. Der römische Anwalt Marcus Tullius Cicero spitzt es so zu: „Selbst die Bezeichnung ‚Kreuz‘ sei nicht nur vom Körper römischer Bürger, sondern auch von ihren Gedanken, Augen und Ohren fern!“

Im Kriegsgebiet

Palästina war Provinz dritter Klasse, wurde also in den Augen Roms wie ein Kriegsgebiet eingestuft. Das Kreuz war hier ein Mittel staatlichen Terrors. Probates Mittel gegen Terroristen, gegen alle, die die staatliche Vormacht und das stets prekäre religions-politische Gleichgewicht in den Provinzen bedrohten oder zu bedrohen schienen. Deserteure, Banditen, Piraten, aber eben auch Aufrührer aller Art. Auch Jesus von Nazaret, für den die Gottese Erfahrung Israels auf einen Weg der Gewaltlosigkeit und Feindesliebe führte, wurde als Aufrührer zum öffentlichkeitswirksamen Tod am Kreuz verurteilt. Ausgerechnet Jesus?

Senfkorn, Sauerteig – Gottes Herrschaft, heimlich, unwiderstehlich am Werk

Gewiss, Konflikte hatte Jesus genug. Innerhalb seines eigenen Anhängerkreises, und mit den Dorfbewohnern in Galiläa. Doch

zu einer römischen Verurteilung, gar zum Tod am Kreuz, reichte das bei Weitem nicht aus. Den universalen Machtwechsel – den Anbruch der Gottesherrschaft – hatte er ja gerade nicht im engen Sinne politisch interpretiert. Das Gottesreich, so lässt sich das Gleichnis von der selbst wachsenden Saat deuten, lässt sich nicht herbeizwingen. Und man braucht es auch nicht herbeizuzwingen; es kommt. Gottes Herrschaft, Gott selbst, ist verborgen machtvoll nah.

Karriere des Kreuzes

Das Kreuz, Werkzeug einer auf schwerste körperliche Qual und äußerste soziale Erniedrigung angelegten Tötungsform, hat eine erstaunliche Karriere gemacht. Es ist zum Hoffnungssymbol des Christentums geworden. In der österlichen Bußzeit und in der Heiligen Woche, zumal an Karfreitag, richtet sich der Blick in besonderer Weise auf das Kreuz. Das Lied „Kreuz, auf das ich schaue“ ist ein noch junges Kreuzlied (Worte: Eckart Bücken 1982, Musik: Lothar Graap 1982) und nun erstmals im „Gotteslob“ zu finden (GL 270). Eckart Bücken (geb. 1943) war evangelischer Diakon und wirkte als Chorleiter und Autor. Bekannte Lieder aus seiner Feder sind „Gott gab uns Atem, damit wir leben“ und „Liebe ist nicht nur ein Wort“. Lothar Graap (geb. 1933) war als Kirchenmusiker tätig und trat als fruchtbarer geistlicher Komponist hervor.

Der, dem ich vertraue

Drei Strophen, drei Stufen, drei Momente – vor dem Kreuz, zum Kreuz, vom Kreuz her. Schauen auf das Kreuz (erste Strophe), Fliehen zum Kreuz, Zuflucht Suchen beim Kreuz (zweite Strophe), Gehen, mehr Ausgehen denn Weggehen, vom Kreuz: in den neuen Tag (dritte Strophe). Das Kreuz, auf das ich schaue, steht „als Zeichen da“. In diesem Zeichen ist der Vertrauens-

würdige, „der, dem ich vertraue“, nahe. Der, dem ich vertraue, ist das JHWH, der sich in seinem treuen Boten und lieben Sohn, dem am Ende Gekreuzigten, selbst aufs Spiel setzt? Der seinen toten Messias nicht im Tode lässt, sondern der, unerschöpflich liebender Gott, der „die Toten lebendig macht“ (Röm 4, 17) und „Jesus ... von den Toten auferweckt hat“ (Röm 4, 24), nach dem Ende? Oder ist „der, dem ich vertraue“, Christus, der auferweckte Herr? Und ist das Kreuz, hartes Kreuzesholz, Zeichen, oder unendlich mehr als ein Zeichen? Das Lied lässt die Fragen offen. Das Lied lässt Zeit.

Aus der Dunkelheit

Zum Kreuz fliehen aus der Dunkelheit, das ist paradox und wird im Auferstehungslicht doch klar. Kreuz bedeutet ja zunächst Dunkelheit und bedeutet, als Kreuz des Auferweckten, zugleich Licht und Leben. Der Tod hat nicht das letzte Wort. Das sagt sich leicht, aber Ostern ist nicht leicht. Der Gekreuzigte lebt, lebt neu, anders, unerhört. Lebt in Gottes Leben, Liebe, Licht. Gott hat in Jesus sein eigenes Leben dem Tod ausgeliefert und doch nicht oder gerade so nicht aufgehört, Urheber des Lebens zu sein. Da ist Gott, das ist Gott – unbedingte Liebe. So ist die Flucht zum Kreuz, die Zuflucht beim Kreuz, nicht furchtsame Flucht vor dem Leben, sondern Flucht ins Leben.

In den neuen Tag

Die dritte Strophe erhofft Kraft vom Kreuz für den neuen Tag. Vom Kreuz sich abwenden, um in den neuen Tag zu gehen, das ist keine Fahnenflucht. Ein neuer Tag ist eine Herausforderung, nicht im Sinne des universalen Lebenskampfes, des Schneller – Höher – Weiter. Das kennen wir alle, und das alles wäre letztlich lähmend und nur scheinbar die Spur ins Leben. Und doch kennen wir alle nicht nur die Freude auf den neuen Tag,

sondern auch die Müdigkeit und Lähmung vor dem neuen Tag. Kann das Kreuzes-Zeichen, das Zeichen der Armut und Demut, der Verwundung Gottes, und seiner unverhofften Heilkraft zugleich, uns Mut machen – zur Hingabe und Freude, zu Friedensbereitschaft, Mut und Solidarität?

Der Weg ist nicht leicht, aber er macht leicht: „Kreuz, auf das ich schaue“.

Susanne Sandherr

Strategie der tätigen Nächstenliebe: Vinzenz von Paul

Als Genie der Nächstenliebe wird Vinzenz von Paul gerne bezeichnet. Und das zu Recht, denn der französische Priester, der zu Beginn des 17. Jahrhunderts wirkte, hat Abertausende Menschen vor dem sicheren Tod gerettet, Arme und Kranke versorgt und einen Orden gegründet, der seine Arbeit bis heute fortführt. Mit seiner strategisch ausgesprochen wirksamen Arbeit und effektiven Organisation der kirchlichen Nächstenliebe gilt Vinzenz als Gründer der neuzeitlichen Caritas. Doch nicht nur das: Vinzenz von Paul bemühte sich auch um die Ausbildung der Geistlichen und hat damit zur Konsolidierung der Kirche in Frankreich zu seiner Zeit wesentlich beigetragen. So wurde Vinzenz zu einer nationalen Gestalt in Frankreich. Noch heute gilt er dort als eine Art Nationalheiliger. Rund 200 Jahre nach seinem Tod wurde er 1885 zum „Patron aller Vereinigungen der christlichen Liebe“ ernannt.

Sohn einer Bauernfamilie

Vinzenz kam am 24. April 1581 in Pouy in der Gascogne zur Welt. Er war das dritte von sechs Kindern der Familie, die durch

die französischen Bürgerkriege schwer gebeutelt war. Doch der Vater ermöglichte dem begabten Sohn das Theologiestudium, indem er drei Ochsen verkaufte und damit für seine Verhältnisse ein riesiges Vermögen in die Ausbildung seines Sohnes investierte. Nicht ohne Hintergedanken, denn der studierte Sohn sollte später die Familie versorgen können, wenn er als Pfarrer eine gut ausgestattete Pfarrei erhalten hatte. Diesen Auftrag nahm Vinzenz auch sehr ernst und knüpfte bereits während seines Studiums in Toulouse viele Kontakte zu wohlhabenden Familien. Schon im Jahr 1600 wurde Vinzenz zum Priester geweiht. Eine Anstellung fand der strebsame Jungpriester allerdings nicht. So arbeitete er zunächst in einem Internat in Toulouse. Da er schlecht verdiente, lieh er sich von zwielichtigen Händlern Geld. Die Schulden konnte er aber nicht zurückzahlen und musste vor den Gläubigern fliehen. In seinen Briefen schildert er, welche Abenteuer er auf dieser Flucht erlebte, sogar von Seeräubern wurde er gefangen und als Sklave nach Tunis verkauft. Dort schlug er sich als Aushilfe eines Fischers und bei einem Alchemisten durch und kam schließlich als Diener zu einem muslimisch gewordenen ehemaligen Franziskaner. Diesen bekehrte er wieder zur katholischen Kirche und floh mit ihm in einem Boot über das Meer zurück nach Frankreich.

Pfarrer in Paris

1609 kam Vinzenz schließlich nach Paris. Dort lernte er Pierre de Bérulle kennen, den Begründer der „Französischen Schule der Spiritualität“ und eines Oratoriums, das dieser in Paris nach dem Vorbild Philipp Neris errichtet hatte. De Bérulle ermöglichte es Vinzenz, Almosenpfleger der Königin Marguerite zu werden. Als Vinzenz nun endlich in einer Stellung am französischen Hof war, vollzog sich in ihm eine innere Wandlung. Die Karriere war ihm nicht mehr wichtig. Vielmehr führte ihn die Begegnung mit den Armen der Stadt dazu, sein ganzes Leben

der tätigen Nächstenliebe zu widmen. Dazu legte er ein Gelübde ab und schrieb es auf ein Stück Papier, das er fortan immer bei sich trug. 1612 wurde Vinzenz auf Veranlassung von de Bérulle Pfarrer in Clichy, einem Vorort von Paris. Voller Leidenschaft kümmerte er sich um seine verarmten Gemeindeglieder, erneuerte den Gottesdienst und brachte die heruntergekommene Gemeinde zum Blühen. Doch musste er die Gemeinde bald verlassen, weil er Geistlicher und Erzieher am Hof des Galeerengenerals de Gondi werden sollte. In dieser Zeit, in der er sich vor allem um Galeerenhäftlinge und Gefangene kümmerte, festigte sich umso mehr sein Vorsatz, die Hilfe für Arme und Kranke in der Stadt noch besser zu organisieren. 1617 gründete er die erste „Bruderschaft der Damen der Liebe“, eine karitative Frauenvereinigung, die sich um Arme und Kranke kümmerte. Sein Ruf als Organisator der Nächstenliebe verbreitete sich rasch. In zahlreichen französischen Städten wurden ähnliche Bruderschaften der Nächstenliebe gegründet.

Gründung des Vinzentinerordens

Vinzenz lag aber nicht nur die materielle, sondern insbesondere auch die geistliche Versorgung der verarmten Menschen am Herzen. So entschloss sich Vinzenz dazu, nicht mehr als Gemeindepfarrer tätig zu sein, sondern sich ganz um die Organisation seiner Gemeinschaften zu kümmern. „Den Armen die Frohe Botschaft verkünden“ wurde zum Leitwort einer Priestergemeinschaft, die Vinzenz ins Leben rief und aus der schließlich die „Kongregation der Mission“ (Gemeinschaft der „Vinzentiner“ oder „Lazaristen“) hervorging. 1633 folgte die Gründung der Frauengemeinschaft der „Töchter der christlichen Liebe“ (Gemeinschaft der Vinzentinerinnen). Auch die geistliche Ausbildung hatte Vinzenz im Blick und hielt regelmäßig Exerzitien und Einkehrtage für Weihekandidaten ab. Vinzenz starb am 27. September 1660. Sein Lebenswerk schien menschliche Kräfte

fast zu übersteigen. 1729 wurde Vinzenz selig- und 1737 heiliggesprochen. Begraben ist Vinzenz in der Kapelle des Mutterhauses der Vinzentiner in Paris (Rue de Sèvres). Bis heute berufen sich neben den vinzentinischen Gemeinschaften zahlreiche karitative Einrichtungen auf das „Genie der Nächstenliebe“ und arbeiten nach seinem Motto: „Gott zu lieben genügt nicht. Man muss auch dafür sorgen, dass andere ihn lieben.“

Marc Witzenbacher

Liturgische Kleidung und Farben

Biblich gesehen liegt der Ursprung der Kleidung in der Erkenntnis der eigenen Nacktheit und dem Bedürfnis, diese zu verbergen (Gen 3,7). Und tatsächlich dürfte die Bedeckung der eigenen Scham ein wichtiger Antrieb sein, aber auch die Notwendigkeit, sich vor Kälte und Hitze zu schützen, was durch variable Kleidung leicht möglich ist.

Alltägliche Kleidung

Auch wenn das Sprichwort „Kleider machen Leute“ in unserer Gesellschaft wohl nicht mehr gilt, konnte man über Jahrhunderte den Beruf, den sozialen Rang, aber auch die familiäre Stellung einer Person an der Kleidung ablesen. Denn die Farbigkeit der Kleidung, ihre Zweckmäßigkeit, ihr Schnitt und ihre Reinheit oder Verschmutzung konnten viel über den oder die Trägerin aussagen. Als das Bürgertum in der Moderne an die Macht kam, setzten die wohlhabenderen Männer sich mit dem einheitlich dunklen Anzug gegenüber dem angeblich „dekadenten“, modebewussten Adel ab. Demgegenüber stand der schmutzige Arbeitskittel der Bauern und der „Blaumann“ der

Arbeiterschaft. „Mode“ wurde nur noch den Frauen zugestanden.

Noch heute gibt es Berufe mit spezieller Kleidung oder Dresscode, ansonsten sind wir wesentlich freier in dem, was wir anziehen. Zugleich ist der Bekleidungssektor eine umsatzstarke Branche. Vor allem unter jungen Menschen trifft man ständig wechselnde Moden an, mit deren Befolgung man sich als „in“ oder „out“ klassifiziert, man aber auch bestimmte Lebensentwürfe kennzeichnet. Daher müsste das Sprichwort heute eher lauten: „Kleider zeigen, wer man sein möchte.“

Das Christentum teilt in der Regel die jeweiligen Bekleidungs-sitten einer Zeit und einer Kultur. Eher behält es Bekleidungsformen gegen einen Wechseltrend bei und grenzt sich so von der Umwelt ab.

Taufkleid

Die grundlegende Symbolik der Kleidung wird im Christentum aus der Taufe abgeleitet. Die Taufe als Wiedergeburt aus Wasser und Geist macht die Neugetauften mit Christus gleichförmig, da die Taufe die Hineinnahme in Tod und Auferstehung Jesu Christi ist. Schon in paulinischen Briefen findet sich die Deutung, dass die, die zum Glauben kommen und sich taufen lassen, den alten Menschen ablegen und Christus als Gewand anziehen (vgl. Röm 13, 14; Eph 4, 23 f.). Antike Quellen berichten, dass die Täuflinge nach ihrer Taufe weiße Gewänder überziehen und diese bis zum Weißen Sonntag tragen.

Der heutige Taufritus kennt dieses Bekleidungsritual als ausdeutenden Ritus. Ein weißes Taufgewand wird angezogen oder übergelegt. Bei Erwachsenen kann auch ein sogenannter „Taufschal“ verwandt werden, ein weißer Schal, den Gläubige bei bestimmten Feiern über ihre Zivilbekleidung legen – ähnlich den Tüchern auf Katholiken- und Kirchentagen –, damit ihre Würde als Getaufte deutlich wird. Das Christentum tendiert also in der

Kleidungsfrage zunächst nicht zur Differenzierung, sondern zur Gleichheit, weil wir alle eins sind in Christus. Ansonsten zeigt sich die Gleichheit der Würde im Gottesdienst darin, dass alle ihre normale Zivilkleidung zum Gottesdienst tragen, vielleicht in Form einer eigenen Sonntagskleidung, die in manchen Regionen noch anzutreffen ist.

Gewänder der Liturgie

Alle Gewänder unserer Liturgie bestehen aus Kleidungsformen, die sich durch Beibehaltung antiker Kleidungsitten herausgebildet haben. Erst indem im Frühmittelalter die fränkisch-germanische Umwelt sich von den römischen Bekleidungsitten unterscheidet (Hosen und Hemden statt Gewänder), bildet sich eine eigene liturgische Kleidung heraus. Sie besteht zunächst aus der Albe, dem weißen Untergewand, das sich aus der Tunika ableitet. Über diesem tragen Priester und Bischöfe in der Eucharistiefeyer die Kasel, die glockenförmig gestaltet ist. Diese schrumpft im Lauf der Jahrhunderte immer mehr zusammen, sodass im Barock die sogenannte „Bassgeige“ übrig bleibt. Heute wird wieder primär die weite Kasel verwandt. Die Diakone hingegen tragen eine Dalmatik, die Ärmel hat.

Den Rang lassen daneben als Insignien verstandene Bekleidungs-elemente erkennen, wie z. B. die Stola, die Priester und Bischof mit den Enden nach vorne hängend tragen, Diakone aber seitwärts über die linke Schulter ziehen. Andere Insignien, wie Mitra und Stab, kennzeichnen den Bischof im liturgischen Vollzug.

Außerhalb der Eucharistiefeyer ist der Chormantel die liturgische Kleidung, die nicht an Weihestufen gebunden ist. In der Frage der liturgischen Kleidung für Laien in besonderen Diensten besteht noch immer Unsicherheit. Erste Versuche mit Schnitten, die auch von Frauen gut getragen werden können, sind nur begrenzt rezipiert worden.

Das Tragen all dieser Kleidungsformen ist auf die gottesdienstlichen Vollzüge begrenzt. Darüber hinaus haben sich bestimmte Bekleidungstraditionen des Klerus entwickelt, die nicht selten Standesbekleidungen darstellen. Im Gottesdienst selbst kennzeichnet die liturgische Kleidung den Rang und die Funktion eines Amtsträgers. Zugleich kann sie aber auch eine Hilfestellung für den die Kleidung Tragenden sein, um sich selbst als Person zurückzunehmen und stärker den liturgischen Dienst in den Vordergrund treten zu lassen.

Liturgische Farben

In der katholischen Kirche gibt es ab dem zweiten Jahrtausend eine eigene Farbsymbolik der liturgischen Kleidung, in die auch andere Stoffelemente einbezogen sein können, wie das Antependium an Altar oder Ambo oder Verhüllungstücher für Kreuze. Die liturgische Farbe, nach der sich zumindest das Messgewand des Priesters in der Messe richtet, zeigt die Stimmung und den Charakter eines Tages oder einer liturgischen Zeit an. Weiß wird in der Oster- und der Weihnachtszeit verwandt, rot an Palmsonntag, Karfreitag, Pfingsten und beim Gedächtnis von Aposteln und Märtyrern, grün im Jahreskreis und violett in Advent- und Fastenzeit. Am 3. Advents- und am 4. Fastensonntag kann altrosa verwandt werden, bei der Totenliturgie auch schwarz. Über die Farben der Stoffe werden somit schon grundlegende Inhalte im Gottesdienst veranschaulicht.

Friedrich Lurz

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

April 2018

Wie wir leben können
Glaube

Jesus sagte zu ihnen:
Warum habt ihr solche Angst?
Habt ihr noch keinen Glauben?
Evangelium nach Markus – Kapitel 4, Vers 40

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© **Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

ZUM TITELBILD

Emmausgang und -mahl

Der Goldene Münchner Psalter,
Oxford (?), um 1200,
Bayerische Staatsbibliothek München, Clm 835, fol. 27v,
© Bayerische Staatsbibliothek München

Nachdem im frühen Mittelalter Handschriften mit den 150 Psalmen vor allem für das Chorgebet der Mönche in den Skriptorien der Klöster hergestellt wurden, ließen ab dem späten 12. Jahrhundert vermehrt auch wohlhabende Adelige Psalterien für ihre Andacht anfertigen, die nicht mehr in Klöstern, sondern in den nun entstehenden Buchwerkstätten der Städte prachtvoll ausgestattet wurden.

Der Goldene Münchner Psalter ist wegen der Betonung biblischer Frauen (Rut, Ester, Judit, Susanna) im Bildprogramm und wegen der weiblichen Endungen eines Gebetstextes (fol. 163v) wahrscheinlich für eine Frau angefertigt worden. Man vermutet, dass Walter de Lacy ihn als Geschenk für seine Braut Margaret de Briouze anlässlich ihrer Hochzeit im Jahr 1200 oder 1201 in Auftrag gab. Als möglicher Entstehungsort wird vor allem Oxford genannt. Drei verschiedene Maler arbeiteten an dem Codex. Seine 169 Pergamentblätter bieten 91 ganzseitige Miniaturen, auf denen 176 Szenen zum Alten und 60 Szenen zum Neuen Testament zu sehen sind. 24 Bildmedaillons zieren den Kalender zu Beginn des Buches. Damit ist der Codex eines der prächtigsten Psalterien seiner Zeit. Er markiert den englischen Übergangsstil von der Romanik zur Frühgotik. Wann er nach Deutschland gelangte, ist nicht bekannt; sicher nachweisbar ist er in München erst seit dem 17. Jahrhundert. 1782 zeigte man ihn dem durchreisenden Papst Pius VI., wie ein Eintrag auf fol. IIv dokumentiert.

Unser Titelbild zeigt den Herrn mit den beiden Emmausjüngern, als er sich beim gemeinsamen Mahl ihren Blicken entzieht.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

In einem Radiointerview gegen Ende ihres Lebens hat die Philosophin Hannah Arendt berichtet, dass sie als junges Mädchen in Königsberg dem Rabbiner in der Religionsstunde gesagt habe: „Wissen Sie, ich glaube nicht.“ Darauf habe der Rabbiner geantwortet: „Aber wer fragt Sie danach?“ – Für mich steckt viel drin in diesem kurzen Wortwechsel, den der jüdische Denker Emmanuel Lévinas einmal in einem Gesprächsbeitrag erwähnt hat (vgl. Zeitgewinn. Messianisches Denken nach Franz Rosenzweig, hg. v. G. Fuchs und H. H. Henrix, Frankfurt/Main 1987, 167). Denn ja, der Glaube ist uns, die wir Jesus von Nazaret folgen, die Lebensmitte. Gott zu kennen und ihm zu trauen, zeichnet den messianischen Menschen aus, der biblisch gesprochen Gottes Weisung im Herzen trägt und dafür lebt, in seinem Sinn zu handeln. Doch wie steht es mit Menschen, die Gott bisher *nicht* kennen? Muss so jemand *glauben*, bevor er, bevor sie zu dem Zugang finden kann, um was es im Christentum geht?

Lévinas hat die Antwort des Rabbiners an seine später so bedeutende Schülerin wie folgt gedeutet: Im Judentum steht das *Tun* im Mittelpunkt, das moralische Handeln ebenso wie das Tun des Rituals. Mit dem ganzen Leib werde geglaubt, so lehrten es die Psalmen. Darin liegt eine große Chance, ein Zuspruch an alle, die sich vom Anspruch des Glaubens überfordert fühlen: Komm und sieh, nimm teil. Lass dich ein, den Weg der Bibel zu gehen, Psalmen zu lesen, für andere da zu sein. Und zugleich ein Wink an die, die schon glauben: Seht die andern, nehmt die Funken wahr, die in ihnen schon glühen. Es ist an euch, Wege miteinander zu gehen, Raum für das ganz Andere zu schaffen. Denn gerade in der Weggemeinschaft, so lehrt es die Bibel von Anbeginn, offenbart sich Gott seinen Menschen.

Ihr Johannes Bernhard Uphus

Dann seht ihr mich nicht mehr

Lk 24, 13–35

Der Goldene Münchner Psalter zeigt zu Beginn des Codex, noch vor den Psalmen, 46 Seiten mit blattfüllenden Miniaturen zur Heilsgeschichte von der Schöpfung bis zum Jüngsten Gericht. Darin ist die Miniatur mit den Emmausjüngern erhalten. Sie zeigt zwei Bildstreifen: Im oberen gehen die beiden Jünger mit Jesus nach Emmaus (*s. Innenkarte*), im unteren halten sie Mahl mit ihm, doch er entzieht sich ihren Blicken (*s. Titelbild*).

Von Gott begleitet

Die beiden Jünger sind als Reisende gezeigt. Beide tragen knielange Tuniken, der rechte darüber einen roten Mantel. Er stützt sich auf einen Wanderstab; der linke hat einen Stock geschultert und trägt seinen Mantel auf diese Weise mit sich. Eine kleine Pilgertasche trägt er an der Seite. Ungewöhnlich ist, dass beide mit Schuhen gezeigt sind (im Gegensatz zu Jesus), was auf eine lange Reise hinweist. Beide haben einen blauen Heiligenschein. Nach Lk 24, 18 hieß einer der beiden Kleopas. Der Tradition zufolge starb er als Märtyrer. Hippolyt von Rom berichtet sogar, er sei der zweite Bischof von Jerusalem gewesen. In jedem Fall wird er als Heiliger verehrt (sein Gedenktag ist der 25. September). Der Name des zweiten Jüngers ist nicht überliefert, doch er wird hier auch als Heiliger gekennzeichnet. Während der rechte, sicher ist hier Kleopas gemeint, lange weiße Haare und einen ebensolchen Bart trägt, ist der andere Jünger mit etwas kürzeren und dunklen Haaren von ihm unterschieden. Jesus geht in ihrer Mitte. Er trägt eine kurze rote Tunika mit einem blauen Mantel, auch er hat eine Pilgertasche umhängen. Sein Heiligenschein ist heller (nicht golden, damit er sich vom golde-

nen Hintergrund abhebt) und zeigt ein Kreuz. An den Blicken und den erhobenen Händen sieht man, dass Jesus und Kleopas gerade miteinander sprechen. Wir wissen aus der Erzählung, die nur Lukas uns überliefert, dass die beiden Jünger den Auferstandenen nicht erkennen und ihm ihr Leid klagen. Sie erzählen ihm von den Hoffnungen, die sie in Jesus gesetzt hatten, und von der abgrundtiefen Enttäuschung, dass er nun tot ist. Jesus begleitet sie auf ihrem Weg und teilt mit ihnen ihre Hoffnungen und Sorgen, aber er gibt ihnen auch eine neue Perspektive: Als sie von den Frauen erzählen, die in der Frühe am Grab waren, aber den Leichnam nicht fanden, sondern von einem Engel sprachen, der behauptete, Jesus lebe, da macht ihnen Jesus deutlich, dass dies alles geschehen musste, weil es schon in den Büchern Mose und bei den Propheten so angekündigt wurde. Doch sie erkennen Jesus immer noch nicht.

Sehnsucht nach Gemeinschaft

Die beiden Jünger sind so fasziniert von ihrem Wegbegleiter, dass sie Jesus drängen, bei ihnen zu bleiben und mit ihnen zu essen: „Bleib doch bei uns; denn es wird bald Abend, der Tag hat sich schon geneigt.“ (Lk 24, 29) Das Mahl sehen wir auf dem Titelbild. Eine lange Tafel mit gemusterter Tischdecke und ornamentalen Falten bildet den unteren Teil der Miniatur. Zwei Brote, zwei goldene Gefäße, eines mit einem Fisch, ein Messer und weitere Speisen stehen auf dem Tisch. Nach oben wird der Bildstreifen durch einen großen Bogen abgeschlossen, der auf romanischen Kapitellen aufliegt. Über dem Bogen befinden sich große Kuppeln und basilika-ähnliche Gebäude, wodurch deutlich gemacht wird, dass das Mahl in einer Stadt, in Emmaus stattfand. In der Mitte sehen wir vor Goldgrund die beiden Jünger ähnlich wie im oberen Bildstreifen (nun hat der linke Jünger aber seinen Mantel umgelegt). Zwischen den beiden ist die Mitte leer. Sie weisen mit den rechten Händen nach oben,

wo gerade noch die Füße und der Gewandsaum (viel tiefer als oben) von Jesus zu sehen sind. Der linke Jünger zeigt mit der linken Hand sein Erstaunen; er schaut Jesus hinterher, während der andere in die leere Mitte starrt.

Sie haben Jesus eingeladen, bei ihnen zu bleiben, weil sie mehr haben wollten von ihm und seinen wohlthuenden Worten. Sie wollten Gemeinschaft haben mit ihm. Er hat ihnen diese Gemeinschaft geschenkt. Beim Mahl saß er in ihrer Mitte, war ihnen ganz nah. Sie erkannten ihn, als er das Brot brach (vgl. Lk 24, 31; auf dem Tisch ist allerdings kein gebrochenes Brot zu sehen). In der Begegnung mit dem Auferstandenen kann diese Nähe aber nicht mehr von Dauer sein. Er muss sich dieser konkreten menschlichen Nähe wieder entziehen. Der Bibeltext sagt schlicht: „dann sahen sie ihn nicht mehr“ (Lk 24, 31). Der unbekannte Maler hat dies aber wie eine Himmelfahrt dargestellt, als ob Jesus sich in den Himmel erhoben hätte und wir gerade noch seine Füße sehen, bevor er ganz in die Höhe entschwindet.

Nähe und Distanz

Der Herr schenkt den beiden Emmausjüngern Gemeinschaft mit ihm, wie sie diese während seines irdischen Lebens genießen konnten. Dies hilft ihnen, ihn zu erkennen. Aber er kann in dieser konkreten Gemeinschaft nicht bei ihnen bleiben. Als sie ihn erkannt haben, entzieht er sich ihren Blicken; eine vorweggenommene Himmelfahrt. Der Auferstandene schenkt den Menschen, die ihn lieben, Nähe, aber er mutet ihnen auch Distanz zu. Exemplarisch sind hierfür die Apostelin Maria Magdalena und der Apostel Thomas, die wir im Münchener Psalter auf den Miniaturen vor und nach den Emmausszenen finden. Thomas, der an dem, was die anderen Apostel ihm sagen, zweifelt, darf Jesus berühren, Maria Magdalena darf es nicht. Nach der Himmelfahrt Jesu ist auch die konkrete berührbare

Gemeinschaft mit ihm nicht mehr möglich. So sind wir Nachgeborenen auf die geistliche Gemeinschaft angewiesen, die er uns im heiligen Mahl schenkt, in seinem Wort, in den Menschen, die uns von ihm künden. Wir müssen immer wieder aushalten, dass er der ferne Gott ist, der uns nicht nahe sein kann wie ein Mensch. Und doch schenkt er uns immer wieder Augenblicke der Nähe. Und wir können uns stützen auf die Zeugnisse jener, denen er noch als Auferstandener eine ganz menschliche Nähe geschenkt hat. Die meisten von ihnen waren Frauen. Nach dem Lukasevangelium waren die Emmausjünger überhaupt die ersten Männer, denen er die Osterbotschaft anvertraute.

Heinz Detlef Stäps

Glaube

Für jetzt bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei

Der Begriff der Tugend ist in der antiken griechischen Moralphilosophie zentral, biblisch spielt er eine untergeordnete Rolle. Der Grund für die biblische Zurückhaltung gegenüber dem moralphilosophischen Tugendbegriff dürfte im Leistungsgedanken liegen, der ihm innewohnt. Die Heiligen Schriften des Alten wie des Neuen Testaments aber wollen zuerst und zuletzt die Taten Gottes, nicht Leistungen und Verdienste des Menschen, bezeugen.

Frucht des Geistes

Im Christentum werden die philosophischen Tugendlehren der Griechen in der Umdeutung durch Denker wie Aurelius Augustinus und Thomas von Aquin anschlussfähig. Ohne die Ausrichtung auf den wahren Gott müssten sie eher als Laster – der Überheblichkeit – denn als Tugenden gelten, urteilt Augustinus. Die Tugenden nehmen in biblischer Prägung Geschenkcharakter an. Dies gilt für alle Tugenden. Die Tugendkataloge des Neuen Testaments weisen die aufgeführten Tugenden als Gnadengaben, Früchte des Geistes, aus. „Die Frucht des Geistes aber ist Liebe, Freude, Friede, Langmut, Freundlichkeit, Güte, Treue, Sanftmut und Selbstbeherrschung; dem allem widerspricht das Gesetz nicht.“ (Gal 5, 22)

Eingegossene Tugenden

Seit Gregor dem Großen werden den vier Kardinaltugenden – Klugheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Maß – drei sogenannte theologische Tugenden hinzugefügt. Insbesondere der Gabecha-

rakter dieser nicht eigenmächtig erworbenen, sondern „eingegossenen“, durch die Gnade gewirkten Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, von denen Paulus im 1. Korintherbrief spricht, wird hervorgehoben. „Für jetzt bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; doch am größten unter ihnen ist die Liebe.“ (1 Kor 13, 13) Weil Gott in sich selbst und die menschliche Gottesbeziehung, der Glaube, Liebe ist, wird die Liebe (caritas) zur Wurzel und zur Form aller anderen Tugenden.

Glaube, ein Verhältniswort

Joseph Ratzinger hielt 1968 in Tübingen Vorlesungen vor Hörern aller Fakultäten, aus denen sein bis heute aktuelles und bedeutsames Werk „Einführung in das Christentum“ hervorging. Überlegungen über die Natur des Glaubens stehen am Anfang dieser Vorlesungen, die am Leitfaden des Apostolischen Glaubensbekenntnisses in das Christentum einführen wollen. Das kleine Wort Credo schließe, so betont Ratzinger, „eine grundlegende Option gegenüber der Wirklichkeit als solcher ein“. Es gehe hier nicht um diese oder jene Einzelaussage über die Wirklichkeit, sondern um eine „Grundform, sich zum Sein, zur Existenz, zum Eigenen und zum Ganzen der Wirklichkeit zu verhalten“.

Glauben als Lebenswende

Joseph Ratzinger bringt in seiner einleitenden Meditation über den besonderen Charakter des Glaubens die persönliche, existenzielle Option für ein neues Sehen, das nicht routiniert sichten und begreifen, sondern in dem sich der Mensch vom Unsichtbaren erkennen und ergreifen lassen will, mit dem biblischen Begriff der Kehre, der Umkehr zusammen. Die natürliche

Schwerkraft lasse uns Menschen zunächst unausweichlich auf das zugehen, was wir sehen, in die Hand nehmen und uns aneignen können. Der Mensch müsse sich erst „innerlich herumwenden, um zu sehen, wie sehr er sein Eigentliches versäumt“, wenn er „nur dem traue, was seine Augen sehen. Ohne diese Wende der Existenz, ohne die Durchkreuzung des natürlichen Schwergewichts, gibt es keinen Glauben.“

Sein Herz geben

Das englische Wort believe und das deutsche Verb glauben haben eine gemeinsame Wurzel, die „lieb haben, loben“ bedeutete. Das lateinische credere, glauben, setzt sich aus cor, Herz, und dare, geben, zusammen: sein Herz geben, seine ganze Existenz auf etwas setzen. So stehen unsere Glaubenswörter dem hebräisch-biblischen „aman“ nahe, das Martin Bubers Deutung des jüdischen Glaubensverständnisses als Du- und Vertrauens-Glaube inspirierte. Glauben in diesem ursprünglichen Sinne ist eine Grundoption, ein Akt des Vertrauens, der den ganzen Menschen in seiner Freiheit, seiner Offenheit und freien Verfügbarkeit, seinem Verhältnis zu sich selbst, zum anderen Menschen, zur ganzen Wirklichkeit betrifft und verwandelt. Glauben ist so dem Lieben vergleichbar und verwandt.

Glaubenslicht

Glaube ist die Erste der drei theologischen, der unmittelbar gottbezogenen Tugenden: Glaube, Liebe, Hoffnung. In christlicher Deutung steht Glaube in der Spannung von Tun Gottes und Tugend als Habitus, feste Haltung, sichere Disposition. Glauben ist Vertrauen auf ... und Bauen auf ..., Sich-Festmachen-an ... Diese feste Disposition aber fixiert nicht, sondern disponiert zum Aufbruch, wie Abraham, wie Mose und das Volk, zum Wagnis des Hörens, zur Umkehr. Glaube lässt sich nicht erzwingen,

sondern setzt Freiheit voraus. Er ist aber nicht einfach menschliche Leistung, sondern bleibt „eingegossene Tugend“. Dass dem Menschen das Licht des Glaubens aufgehe, dazu bedarf es, wie es die christliche Tradition sagt, des „Glaubenslichts“. Gott schenkt es jedem Menschen – sehen muss er selbst.

Susanne Sandherr

Pascals *Wette*

Gründe des Herzens

Das Herz hat seine (Vernunft-)Gründe, die die Vernunft nicht kennt.“ Ein Wort des genialen französischen Mathematikers, großen Philosophen und Theologen Blaise Pascal (1623–1662). Schon als Kind zeigte er überragende mathematische Begabung; so entdeckte der Zwölfjährige selbstständig die ersten 32 Lehrsätze des Euklid. Pascals Hochschätzung der Vernunft des Herzens hatte also gewiss nichts mit eigener Denkfaulheit oder Denkschwäche zu tun. In seinem Fragment gebliebenen Hauptwerk „Pensées“, Gedanken, unternimmt Pascal eine Verteidigung des Christentums gegen dessen gebildete zeitgenössische Verächter. Klarheit der Sprache, Schärfe des Gedankens, Welt- und Menschenkenntnis und tiefe Frömmigkeit zeichnen das Werk aus. Pascal dachte von der Vernunft nicht klein, doch er erkannte, dass das menschliche Herz tiefer und umfassender zu erkennen vermag als die Vernunft. Unsere theoretische Vernunft ist, nicht nur in Glaubensdingen, aber dort unabweisbar, auf die Logik des Herzens angewiesen; eben dies legt er scharfsinnig, leidenschaftlich, manchmal auch spielerisch: vernünftig dar.

Eine Münze werfen?

„Den einen genügt es, dass Gott nicht widerlegt werden kann, um an ihn zu glauben. Den anderen genügt es, dass Gott nicht bewiesen werden kann, um ihn zu ignorieren“, bemerkte der Medienwissenschaftler und Philosoph Norbert Bolz pointiert. Die einen sehen die Sache mit Gott so, die anderen anders. So ist das eben? Blaise Pascal argumentiert in einem „Unendlich nichts“ überschriebenen Textfragment, das die berühmte *Wette* enthält, nüchtern auf dem Boden der natürlichen Erkenntnis. Als endliche Wesen können wir nur die Existenz und das Wesen von Endlichem erkennen; vom Unendlichen nur seine Existenz, nicht sein Wesen. Schließlich gelte im Blick auf die Gotteserkenntnis: „Wir kennen weder die Existenz noch die Natur Gottes.“ Die theoretische Vernunft könne die Frage: Ist Gott, oder ist er nicht, aus eigener Kraft nicht entscheiden. Müssen wir also in der Gottesfrage würfeln? Glauben oder nicht glauben, das ist hier die Frage. „Nehmen wir an: Gott ist oder er ist nicht. Die Vernunft kann hier nichts bestimmen.“ In Pascals *Wette*, einem literarischen Dialog, fordert der eine den anderen darum zu einer Wahl auf wie bei einem Münzwurf: Kopf oder Zahl?

Worauf wollen Sie setzen?

„Worauf wollen Sie setzen?“ Beide Gesprächspartner sind von der theoretischen Unentscheidbarkeit der Gottesfrage überzeugt, sind Agnostiker. Dennoch sucht der eine den anderen mit Leidenschaft und größtem Scharfsinn davon zu überzeugen, dass es gute, unabweisbare, existenzielle Gründe gibt, bei einer Wette auf Gottes Existenz zu setzen.

Wenn Sie gewinnen, gewinnen Sie alles

„Wenn Sie gewinnen, gewinnen Sie alles, wenn Sie verlieren, verlieren Sie nichts.“ Denn unter den Gütern, die bei der *Wette*

auf dem Spiel stehen, befindet sich die Seligkeit des Menschen, das ewige Leben. Das Unendliche kommt ins Spiel – und eine vernünftige Überlegung zur Anwendung: „Überall, wo das Unendliche ist und keine große Wahrscheinlichkeit des Verlustes der des Gewinns gegenübersteht, gibt es nichts abzuwägen, muss man alles bringen.“

Berühmt – und berüchtigt

Die *Wette* gehört zu den berühmtesten, aber auch zu den berüchtigtsten Texten Blaise Pascals. Eine Wette auf Gott und das ewige Leben schließen? Ist das nicht Lästerung? Die Herausgeber fügten einen relativierenden Satz hinzu, der erste Kommentator, Abbé Villars, fand den Text skandalös, Voltaire schlicht kindisch. Das größte Befremden rief hervor, dass Pascal, der Denker der Gottesliebe, nun in religiösen Grundfragen Nützlichkeitsdenken und Gewinnstreben zu propagieren schien. Doch zugleich empfingen Philosophen – von John Locke über Immanuel Kant bis zu Maurice Blondel – von dem Fragment bedeutende Denkanstöße.

Begründete Entscheidung – Gründe des Herzens

Um zum Kern der *Wette* zu kommen, sollte man den Aufsehen erregenden metaphorischen Hintergrund des Dialogs – mathematische Fragen des Glücksspiels, mit denen sich Pascal in der Zeit der Abfassung des Textes befasste – wohl nicht zur Hauptsache machen; darauf hat der hervorragende Pascal-Kenner Albert Raffelt hingewiesen. Zentral ist die existenzielle Dimension. Es geht um eine Lebens- und Glaubensfrage, die eine Entscheidung verlangt, ohne dass ihre Bedingungen und Folgen vollständig durchschaut werden könnten. Der eine Dialogpartner ringt mit allen Mitteln der Klugheit darum, dem anderen vor Augen zu führen, was Klugheit allein nicht erkennen kann: Dass, nach

Abwägung aller vorliegenden Gründe, alles dafür spricht, alles auf eine Karte zu setzen. Die Erkenntnis der Unerkennbarkeit Gottes stand am Anfang der *Wette*, die – Gründe des Herzens! – begründete Entscheidung für das unendlich Gute steht an ihrem Ende. Weil dieses Gute mehr ist als alle Güter, und weil es sich in seiner Güte immer schon für uns entschieden hat.

Susanne Sandherr

Dogmen aus katholischer und evangelischer Sicht

Das griechische Verb, von dem sich das Substantiv „Dogma“ ableitet, bedeutet ursprünglich „scheinen“, es konnte aber auch die Bedeutungen „lehren, glauben, meinen, beschließen“ tragen (dokein). Das Nomen changierte zwischen „Meinung, Lehre“ und „Befehl, Beschluss, Erlass“. Dogma im Sinne der katholischen Theologie ist eine von der Kirche für verbindlich erklärte Glaubenswahrheit mit verpflichtendem Charakter. Wenn das Neue Testament das Wort gebraucht, liegt noch eine ganz unspezifische und vom aktuellen kirchlichen Gebrauch abweichende Verwendung vor (Lk 2, 1; Eph 2, 15; Apg 16, 4). Die spätere Funktion des Dogmas erfüllten die neutestamentlichen Bekenntnisformeln (Mt 16, 16; 1 Kor 12, 3). Erst 1850 wurde der Begriff „Dogma“ in die kirchenamtliche Sprache übernommen und durch das Erste Vatikanische Konzil zur Geltung gebracht.

Präzisierung und Verdeutlichung der Glaubensbotschaft

Dogmen können nicht isoliert betrachtet werden. Sie stehen im größeren Zusammenhang des kirchlichen Glaubens und Lebens. Das Dogma gehört zu den sogenannten „Fundorten des

Glaubens“ (loci theologici), zu denen Schrift und Tradition zählen, die allgemeine kirchliche Glaubensverkündigung, die Liturgie und das Zeugnis der Heiligen. Dogmen sind aber weder der absolute Ausgangspunkt des Glaubens, denn dieser Ausgangspunkt ist Gottes in Schrift und Tradition grundgelegte Offenbarung, noch das letzte Ziel, denn dies ist die Gemeinschaft mit Gott, noch der Weg, denn dies ist das Leben aus dem Glauben und in der Nachfolge. Dogmen sind vielmehr Wegweiser, die unter den Gläubigen Gemeinschaft stiften und, in bleibender Geltung und je neu, Menschen auf ihrer Glaubens- und Lebensreise Orientierung und Klarheit schenken.

Dogmatik und Frömmigkeit evangelisch nicht zu trennen

Nach evangelischem Verständnis sind Dogmen lehrmäßige Satzungen der Kirche, die sich im Laufe der Geschichte gebildet haben. Die Satzungen beschreiben nicht das strömende Leben selbst, sie grenzen dieses Leben aber ab und geben dem Strom eine Richtung. Sie bilden das Knochengestell im Leib der kirchlichen Lehre und Verkündigung. Die erste reformatorische Dogmatik legte Philipp Melanchthon im Jahre 1521 vor. Er legte den Grund für eine „praktische“ Dogmatik, die sich immer nach dem elementaren Vollzug des Glaubens ausrichtet. Der Glaube soll für den Glaubenden elementar verstehbar und nachvollziehbar sein, das ist der eigentliche Sinn der Dogmen. So ist das Liedgut des Evangelischen Gesangbuchs voll von Versuchen dogmatischer Elementarisierung. Die Dogmatik fragt nach den Kriterien christlicher Verkündigung, indem sie sich auf das in der Heiligen Schrift offenbarte Wort Gottes zurückbezieht. Die Dogmen bilden sich aus dem lebendigen Bekenntnis der Kirche heraus, das sich auf die Heilige Schrift beruft. Dogma heißt daher nicht „Gesetz“, sondern eine Form des kirchlichen Konsenses. Der Bezug auf die Heilige Schrift verdeutlicht, dass es nicht um pures Lehrgebäude gehen kann, da ja schon in der

Bibel selbst eine Vielfalt von Einzelaussagen zu finden ist. Diese bedürfen der Interpretation und der Frage nach der „Mitte der Schrift“. Dogmen interpretieren also das Schriftzeugnis, indem sie vom Zeugnis der Gemeinde ausgehen. Im Kern und im Ziel ihrer Aussage sind sich demnach evangelische und katholische Dogmatik also durchaus einig, die Bedeutung der Dogmen in der kirchlichen Praxis unterscheidet sich aber.

Susanne Sandherr/Marc Witzenbacher

Jesu, geh voran

Leitlied – Lebensbegleitlied – Liebeslied

Den Text des Liedes finden Sie auf Seite 232f.

Ein Lied aus Liedern des Grafen Ludwig Nikolaus von Zinzendorf (1700–1760), der charismatischen, hoch kreativen und geistlich-literarisch produktiven, tatkräftigen Gründergestalt Herrnhuts, und zugleich verdankt es sich der sichtenden, wählenden, ordnenden und neu verknüpfenden Hand Christian Gregors (1723–1801), des mit bedeutenden Leitungsaufgaben in Herrnhut und anderen Niederlassungen betrauten Musikers und Organisten der Brüdergemeine.

Seelenbräutigam – Christus, unsere Mutter

In einem „Seelen=Bräutigam“ überschriebenen Christus-Lied des jungen, 21-jährigen Zinzendorf, dessen dritte, zehnte und die elfte Schlussstrophe, verändert, in das Lied „Jesu, geh voran“ eingegangen sind, hieß es in der letzten, der in der Fassung des „Evangelischen Gesangbuch“ dann zur vierten gewordenen Strophe: „Ordne meinen Gang, / Liebster, lebenslang: / Führst du mich durch trockne Wüsten; / schenke mir aus deinen Brüs-

ten, / tu mir nach dem Lauf / eine Türe auf.“ Der Seelenbräutigam, der Liebste – weiblich-mütterliche Nährerin und Retterin? Diese Form der Jesus-Minne – in mystischer Tradition scheint hier das Bild der lactatio mystica durch, der lebensspendenden Ernährung der Seele durch die Milch des mütterlichen Jesus – schien später nicht mehr vermittelbar und wurde durch die Formulierung ersetzt: „Führst du uns durch raue Wege, / gib uns auch die nöt'ge Pflege“. Auch das innige „der Liebste“ als Jesuanrede wurde getilgt, ebenso wie die Intimität der ersten Person Singular. In den landeskirchlichen evangelischen Gesangbüchern wurde der brautmystische Ursprung der Strophe offenbar als lästiger, vielleicht gefährlicher Ballast angesehen, der über Bord zu werfen war. „Ordne unsern Gang, / Jesu, lebenslang.“

Zu der Sterne Steg

Die zweite Strophe des heutigen Liedes „Jesu, geh voran“ stammt aus einem mit „Morgen=Gedanken“ überschriebenen Gedicht „Glanz der Ewigkeit“, das Zinzendorf ebenfalls 1721, bei einem Aufenthalt in Berlin, verfasste. Sie lautete als elfte Strophe des Morgengedichts ursprünglich, hier in ebenfalls leicht angepasster Rechtschreibung: „Soll's uns harte gehen, / lass uns feste stehn, / Und sogar in schweren Tagen / Niemals über Lasten klagen; / Denn das ist der Weg, / Zu der Sterne Steg.“ Per aspera ad astra, durch das Harte, Widrige, Raue zu den Sternen, lautet die lateinische Devise, die hier Pate stehen mag. 1721 war der junge Reichsgraf volljährig geworden. Ihm steht der Staatsdienst bevor, vor dem er sich scheut, weil er sich als leidenschaftlicher Jesusjünger vor den unvermeidlichen Kompromissen fürchtet, zu denen ihn das Amt nötigen würde. Zugleich fasst er in diesem Jahr den Entschluss, um die gleichaltrige Erdmüthe Dorothea Gräfin Reuß zu werben. Welcher Weg ist richtig? Welcher ist geboten? Welche Wege verschließen

sich? Welche öffnen sich? Welcher Weg trägt? Jesu, geh voran. Diese Bitte ist keine Floskel.

Ordne unsern Gang

In den Fassungen der landeskirchlichen evangelischen Gesangbücher des 19. und 20. Jahrhunderts hat „Jesu, geh voran“ zu höchster Popularität gefunden. Vor allem zu den Lebenslaufkasualien Geburtstag, Konfirmation, Trauung und Ehejubiläum hat sich das Lied aus Liedern des jungen Zinzendorf eingebürgert. Jesu, geh voran – Zinzendorfs Liebes-Lied hat viele Lebenswege begleitet und geleitet. Bürgerliche Lebensläufe, so sehr der junge Dichter unter der zerreißenden Spannung zwischen der ihm von Jesus eröffneten Lebensbahn und dem ihm vorgeschriebenen Lebenslauf gelitten und um den rechten Weg gerungen hat.

Jesu, geh voran – dass dieses Lied volkstümlich werden konnte, verdankt es wohl nicht allein den Glättungen und Anpassungen, die ihm widerfuhren. Trotz aller Verluste, sein geistliches Potenzial zur Neuordnung unseres, meines Ganges blieb im Kern unverletzt. Jesu, geh voran.

Susanne Sandherr

Autor eines Weltbestsellers: Thomas von Kempen

Seine „Nachfolge Christi“ (De imitatione Christi) ist nach der Bibel der weltweit erfolgreichste Longseller schlechthin. In unzählige Sprachen wurde das Buch übersetzt und in aller Welt gelesen. Theologen wie Ignatius von Loyola oder Dietrich Bonhoeffer, Politiker wie Dag Hammarskjöld oder Thomas More oder Schriftsteller wie C. S. Lewis oder Aldous Huxley lasen fast täglich in dem vierteiligen Andachtsbuch. Bis heute wird Tho-

mas von Kempens Schrift immer wieder neu aufgelegt und hat nichts von ihrer geistlichen Dichte und Aktualität eingebüßt. Dabei ist die „Nachfolge“ schon fast 600 Jahre alt. Trotz dieses Erfolgs blieb die Person Thomas von Kempen aber meist im Hintergrund.

Das „Hämmerchen“ vom Niederrhein

Thomas von Kempen hieß eigentlich „Hemerken“, was auf Plattdeutsch „Hämmerchen“ bedeutet. Diesen Namen hatten seine Eltern gewählt, da der Vater vermutlich Silber- oder Goldschmied war. Ende des Jahres 1379 oder zu Beginn 1380 erblickte Thomas in Kempen als zweites Kind der „Hemerkens“ das Licht der Welt. In der gebildeten Familie war es selbstverständlich, dass Thomas genauso wie sein älterer Bruder Johannes die Lateinschule in Kempen besuchte und ihm dann auch ins niederländische Deventer nachfolgte, um dort an der Stadtschule die Ausbildung fortzusetzen. Deventer galt als Zentrum der „Devotio moderna“, einer von Geert Groote (1340–1384) gegründeten Reformbewegung, die eine Rückkehr zur Innerlichkeit des Glaubens forderte. Thomas fühlte sich von der Bewegung angezogen und wurde in das älteste Bruderhaus der Devotio moderna aufgenommen. Auch sein Bruder Johannes schloss sich den „Brüdern des gemeinsamen Lebens“ der Devotio an und gründete zusammen mit einigen Mitbrüdern das erste Kloster der Bewegung im nahe gelegenen Windesheim. Sie folgten der Regel der Augustiner-Chorherren. Andere Kongregationen schlossen sich mit dem Kloster zusammen. Johannes von Kempen übernahm als Prior die Leitung des dazugehörenden Klosters St. Agnetenberg bei Zwolle. 1399 entschloss sich Thomas, ebenfalls in das Kloster einzutreten. Dennoch scheint sich Thomas den endgültigen Schritt in das Klosterleben nicht leicht gemacht zu haben. Erst 1406 wurde er als Novize eingekleidet, nachdem er in Zwolle zunächst noch weiter zur Lateinschule

ging. 1407 legte er seine Profess ab und wurde 1413 oder 1414 zum Priester geweiht.

Als Mönch ein geistlicher Lehrer der Welt

Rund 70 Jahre lebte Thomas als Mönch im Kloster St. Agnetenberg. Nur zwei Mal musste er das Kloster verlassen. Das erste Mal floh er zusammen mit dem ganzen Konvent ins Exil nach Friesland, weil die Chorherren des Agnetenberges während der Utrechter Kirchenspaltung dem Papst treu bleiben wollten. Beim zweiten Mal verbrachte Thomas in einem Kloster bei Arnheim einige Monate am Bett seines sterbenden Bruders, den er bis zum Tode pflegte. Doch darf man sich die übrigen Jahre nicht nur rein beschaulich vorstellen. Thomas übernahm im Kloster zahlreiche Aufgaben. Mehrere Jahre war er Ökonom des Klosters und hatte damit für das wirtschaftliche Auskommen seiner Mitbrüder zu sorgen. Zwei Amtszeiten fungierte er als Subprior, zudem war er Novizenmeister und hatte dadurch viel zu unterrichten und zu predigen. Einen Großteil seiner Zeit verbrachte Thomas zudem mit dem Abschreiben von Büchern, da es zu dieser Zeit keine andere Möglichkeit der Vervielfältigung gab. Thomas schrieb nicht nur für seine Schüler und für eigene Zwecke; das Kloster verdankte einen großen Teil seiner Einkünfte den Kopien, die von den Mönchen für andere Klöster oder Privatleute angefertigt wurden. Viermal schrieb Thomas die Bibel ab, so kannte er sie nahezu auswendig und zitierte Schriftstellen meist aus dem Gedächtnis. Thomas verfasste Traktate, Predigten, Briefe, Gebete, Lieder und Übungstexte. Insgesamt 38 Werke sind erhalten geblieben.

Geistlicher Weltbestseller: Die „Nachfolge Christi“

Zwischen 1420 und 1427 verfasste Thomas seine vierteilige Schrift „De imitatione Christi“. Das Werk war als Übungs- und

Andachtsbuch für die Novizen gedacht und fand rasch auch in anderen Klöstern Verbreitung. Das Buch ist nicht in sich geschlossen, sondern eher eine Art Anthologie geistlicher Ratschläge. Im ersten Buch gibt Thomas verschiedene Anleitungen für Anfänger im geistlichen Leben, Buch zwei handelt vom inneren Leben und beschreibt die Tugenden wie Demut, Einfachheit und Friedfertigkeit, die im Gebet zu einer Begegnung mit Gott führen können. Im dritten Buch zeigt Thomas auf, wie tröstlich der tägliche Umgang mit Christus ist und welche innere Haltung daraus erwachsen kann. Das abschließende Buch beinhaltet Gebete und Betrachtungen, insbesondere zur Eucharistie. Obwohl das Werk bereits zu Lebzeiten bekannt war und es sich nach Erfindung des Buchdrucks geradezu explosionsartig verbreitete, zweifelte man später daran, ob Thomas von Kempen tatsächlich dessen Autor war. Heute weiß man, dass Thomas zwar auf traditionelle Texte zurückgriff, den Text aber selbst verfasst und zusammengestellt hat. Thomas starb im hohen Alter von 91 Jahren vermutlich am 25. Juli 1471. Im 17. Jahrhundert wurden seine Gebeine in Zwolle erhoben und feierlich neu bestattet. Seit dem 4. Juni 2006 ruhen sie in der dortigen Basilika Unserer Lieben Frau. Ein Seligsprechungsverfahren wurde nie abgeschlossen.

Marc Witzenbacher

Brot und Wein – Schöpfungsgaben und Früchte unserer Arbeit

Essen und Trinken sind grundlegende Notwendigkeiten, damit wir leben können. Entsprechend prägen Trink- und Essgewohnheiten die unterschiedlichen Kulturen. Praktisch alle Kulturen schätzen die gemeinsame Mahlzeit, weil sie nie reiner Selbstzweck ist, sondern immer Gemeinschaft stiftet. Die

entscheidende gottesdienstliche Feier der Christen, die Eucharistiefeier, ist aus einer Mahlzeit entstanden und hat weiterhin Mahlcharakter.

Brot und Wein als Nahrungsmittel

In unserer Speise- und Esskultur haben Brot und Wein unterschiedlichen Stellenwert. Brot ist das wichtigste Grundnahrungsmittel und steht für das zum Leben Notwendige, sodass wir ganz selbstverständlich im Vaterunser sprechen können: „Unser tägliches Brot gib uns heute“, und damit wesentlich mehr meinen als nur Brot. Der Wein gehört in einigen europäischen Ländern regelmäßig zum Essen (etwa in den Mittelmeerlandern), bei uns kennzeichnet er eher die festliche Mahlzeit, den Genuss und die Festfreude.

Brot und Wein sind für Christen immer auch Schöpfungsgaben. Bei der Gabenbereitung wird in der Antike noch eine Vielzahl von Nahrungsmitteln zum Altar gebracht; Brot und Wein aber werden für die Messe ausgesondert, während alles Übrige für die Armen bestimmt ist. Das Zusammenspiel von göttlichem und menschlichem Tun wird heute bei der Gabenbereitung gut deutlich, wenn wir Gott als Schöpfer preisen: „Du schenkst uns das Brot, die Frucht der Erde und der menschlichen Arbeit.“

Die eucharistischen Gaben

Christen verwenden für die Eucharistie zunächst das im Alltag übliche gesäuerte Brot, das von den Gläubigen mitgebracht wird. Die westliche Tradition wechselt um die Wende zum zweiten Jahrtausend hin zur Verwendung von ungesäuertem, reinem und hellem Weizenbrot, das weniger bröckelt. Zugleich ersetzt die Mund- die Handkommunion. Später nutzt man vorgefertigte runde Partikel (Hostien), die eine Teilung nicht mehr

nötig machen. Die Hostie für den Priester muss aber bis heute groß genug sein, um gebrochen werden zu können.

Ein ähnlicher, in den Auswirkungen nicht ganz so gravierender Wandel findet beim Wein statt. Zunächst verwendet man Rotwein, der das am Kreuz vergossene Blut Christi anschaulich darstellen kann. Der schwere Wein wird mit Wasser verdünnt – außer bei den Armeniern, und später den Reformierten. Im Mittelalter wechselt man im Westen vom Rot- zum Weißwein, um eine leichtere Reinigung der Kelchtücher zu ermöglichen. Eine Kelchkommunion der Gläubigen ist zwar noch bis ins Reformationsjahrhundert üblich, findet aber genauso selten statt (vier Mal im Jahr) wie der Empfang des konsekrierten Brotes.

Die Symbolik des Feierguschens

Die Christen, die die Eucharistie zunächst in ihren Häusern feiern, knüpfen an das jüdische Festmahl an, das immer auch eine Form von Gottesdienst ist. Dort wird über das Brot ein kurzer Segen gesprochen, es wird gebrochen und verteilt, und so die Mahlzeit feierlich eröffnet. Wein wird an mehreren Stellen des Mahls in Bechern serviert, nachdem zuvor Segensgebete darüber gesprochen werden. Im Segensgebet über den Becher am Ende der Mahlzeit dürfte eine der Wurzeln christlicher Eucharistiegebete liegen.

Das junge Christentum verändert die jüdischen Tischsitten und ihre Gebete aufgrund seines spezifischen Glaubens an Jesus, den Christus, den die jungen Gemeinden bei ihren Mahlzeiten in ihrer Mitte präsent wissen. Bald wird das eigentliche Mahl zum Sattessen aus dem gottesdienstlichen Gemeindemahl ausgesondert; der erste Korintherbrief markiert im 11. Kapitel diese Wende. Aus zuvor getrennten Brot- und Becherhandlungen wird ein eucharistisches Geschehen, das von einem einzigen großen Gebet, dem Eucharistiegebet, begleitet wird. Die

Zeichenhaftigkeit ist im Christentum etwas anders als im Judentum, denn während beim jüdischen Festmahl jeder aus seinem eigenen Becher trinkt, trinken die Christinnen und Christen aus einem einzigen Kelch, wie sie zunächst auch ein einziges Brot brechen und verteilen. Denn Brot- und Becherhandlung stehen ganz unter der Deutung der Gegenwart des Herrn Jesus Christus, der sich im Brot für alle brechen und teilen lässt und an dem alle Gläubigen beim Trinken aus dem Kelch Anteil erhalten. So werden die eucharistischen Gaben allen, die kommunizieren, zur „Seelenspeise“, zum „Manna“ (Ex 16; Ps 78, 24 f.) auf ihrem Weg durch die jeweils eigene „Wüste des Lebens“.

Die Zeichenhaftigkeit der Kommunion

Nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil wird versucht, eine veränderte Kommunionpraxis zu begründen, die sich gut auf liturgiegeschichtliche Vorbilder stützen kann, vor allem aber den Sinngehalt, der in den Zeichenhandlungen steckt, deutlicher werden lässt. Denn die Brotbrechung kann nun wieder ein wirklicher Akt sein, in dem Brot oder größere Hostien gebrochen werden. So wird erfahrbar, dass alle von dem einen Brot essen. Es geht ja um den Empfang des Leibes Christi, der sich für uns hingegeben, sich für uns hat brechen lassen. Aus gutem Grund ist der Begleittext oder -gesang zur Brechung das Agnus Dei: „Lamm Gottes, du nimmst hinweg die Sünde der Welt: erbarme dich unser.“ Hier wird die Verbindung zum Opferlamm im Tempel vollzogen, als das die Christen den gekreuzigten Herrn sehen.

Die Dynamik der Teilung kehrt sich in der Kommunion aber wieder um in Richtung Einheit. Denn das Ziel der Kommunion ist kein individuelles. Bereits im Hochgebet wird dies deutlich, wenn es in der sogenannten „Kommunionepiklese“ heißt: „Schenke uns Anteil an Christi Leib und Blut und lass uns eins werden durch den Heiligen Geist.“ (Zweites Eucharistisches

Hochgebet) Es geht in der Feier im Letzten darum, dass wir durch die Gemeinschaft mit Jesus Christus in der Kommunion untereinander „eins“ werden – im Heiligen Geist. Wir essen von dem konsekrierten, gebrochenen Brot und trinken aus dem Kelch, um so letztlich im Leib Christi aufzugehen und ihn als Gemeinde weiter aufzubauen.

Friedrich Lurz

Heilige des Monats: Juliana von Lüttich

Das Fronleichnamfest verdankt die Kirche einer Frau: der heiligen Augustiner-Nonne Juliana von Lüttich. Sie wurde in einem Dorf in der Nähe von Lüttich um 1192 geboren. Im Alter von fünf Jahren wurde sie zur Vollwaise und fortan im Leprosenhospital Mont Cornillon erzogen, das von Augustinerinnen und Augustinern betreut wurde. Sie erwarb sich dort eine beachtliche Bildung. Nach der Zeit ihrer Erziehung entschloss sich Juliana, im Kloster zu bleiben, und wurde im Jahr 1207 eingekleidet. Bereits zwei Jahre später setzten Visionen ein, die sich auf die Eucharistie bezogen.

Im Bild des Mondes entdeckt Juliana einen Mangel

In den Visionen sah Juliana einen Mond, der sich in vollem Glanz zeigte, jedoch von dunklen Streifen durchquert war. Im Gebet verstand sie schließlich, was Gott ihr damit sagen wollte: Der Mond symbolisierte das Leben der Kirche auf der Erde, die trüben Linien zeigten an, dass der Kirche ein liturgisches Fest fehle, mit dem die Einsetzung der Eucharistie sehr feierlich begangen werden soll. Für ein solches Fest sollte sich Juliana tatkräftig einsetzen. Fast 20 Jahre hielt Juliana diese Vision geheim. Dann vertraute sie sich zwei Schwestern an, die ebenso wie sie selbst leidenschaftlich die Gegenwart Christi in der Eu-

charistie verehrten. Eva lebte als Einsiedlerin und Isabella war eine Mitschwester in ihrem Kloster in Mont Cornillon. Die drei Frauen schlossen einen „geistlichen Bund“, dessen Anliegen es sein sollte, das Sakrament der Eucharistie zu verherrlichen.

Einführung des Fronleichnamsfestes

Nachdem Juliana im Jahr 1230 Oberin des Klosters geworden war, teilte sie dem Stiftsherrn Johannes, dem Dominikaner-Provinzial Hugo von Saint-Cher, dem Archidiakon Jakob Pantaléon von Lüttich, dem Bischof von Cambrai sowie einigen anderen theologisch gebildeten Männern ihre Visionen und den damit verbundenen Auftrag mit. Nach reiflicher Überlegung sprachen sie sich dafür aus. Robert von Thorote, Bischof von Lüttich, griff den Vorschlag schließlich auf und führte das Fronleichnamsfest in seiner Diözese ein. Als Jakob Pantaléon mit dem Namen Urban IV. zum Papst gewählt wurde, setzte er 1264 das Fronleichnamsfest als gebotenen Feiertag für die gesamte Kirche ein, es sollte am zweiten Donnerstag nach Pfingsten gefeiert werden.

Thomas von Aquin verfasste die Texte

Urban ging selbst mit gutem Beispiel voran und feierte das Fronleichnamsfest in Orvieto. Er bat Thomas von Aquin, die Texte für die Liturgie zu verfassen. Bis heute werden diese Texte bei der Feier des Fronleichnamsfestes verwendet (GL 493 und 494). Die Einführung des Festes in der gesamten Kirche aber erlebte Juliana selbst nicht mehr. Sie starb am 5. April 1258, der auch ihr Gedenktag ist. Es dauerte noch eine ganze Weile, bis sich das Fest in der Kirche etablieren sollte. Nachdem Papst Urban IV. seine Fronleichnamsbulle im Jahre 1264 erlassen hatte, kümmerten sich die zwölf folgenden Päpste nicht mehr um das eingeführte Fest. Erst Papst Clemens V. und das Konzil von Vienne (1311–1312) haben die Anordnung Urbans wieder-

holt. Der Brauch, am Fronleichnamfest in einer Prozession das Allerheiligste durch die Straßen zu tragen, kam allerdings erst später dazu.

Marc Witzzenbacher

Dem wachsenden Licht entgegen

Neues Chorbuch für den Osterfestkreis

An heutiger geistlicher Musik gibt es eine kaum übersehbare Fülle. Chorbücher sind ein inzwischen bewährter Weg, sich darin zu orientieren und Musikschaffenden auf die Spur zu kommen, von denen man gern noch mehr kennenlernen möchte. Im Limburger Dehm Verlag ist 2017 „Und dann kam der Morgen“ erschienen, das sich umfassend dem Thema Ostern widmet; mit seinen 142 Liedern, Rufen und Kanons spannt es den Bogen von der Fastenzeit bis Pfingsten. Viele davon lassen sich in unterschiedlichen Varianten ausführen. Neben drei- bis vierstimmigen Chorsätzen finden sich solistische Stücke, die eher für Bands geeignet sind. Die thematische Vielfalt von Stücken für Gottesdienste und Konzerte ist übersichtlich gegliedert nach den verschiedenen Teilen des Gottesdienstes sowie den inhaltlichen Schwerpunkten Passion – Ostern – Pfingsten – Konfirmation/Firmung.

Beträchtlicher Anteil Neuveröffentlichungen

Eine ansehnliche Zahl von Stücken sind in diesem Chorbuch erstmals veröffentlicht, zu einem bedeutenden Teil von Textern und Komponisten des ökumenischen Vereins inTAKT, der 2013 aus dem 40 Jahre erfolgreich wirkenden Arbeitskreis Kirchenmusik und Jugendseelsorge im Bistum Limburg hervorgegangen ist. Eugen Eckert und Thomas Gabriel, nur zwei der Beteiligten,

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

Mai 2018

Wie wir leben können
Hoffnung

Bei Gott allein kommt meine Seele zur Ruhe;
denn von ihm kommt meine Hoffnung.

Psalm 62, Vers 6

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© **Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

ZUM TITELBILD

Ausgießung des Heiligen Geistes

Perikopenbuch Heinrichs II.,
Reichenau, Anfang 11. Jahrhundert,
Bayerische Staatsbibliothek München, Clm 4452, fol. 135v,
© Bayerische Staatsbibliothek München

Das Perikopenbuch Heinrichs II., das dieser auf der Insel Reichenau für den Bamberger Dom anfertigen ließ, bietet insgesamt 194 Perikopen, die ausschließlich aus den vier Evangelien stammen. Alle Perikopen beginnen mit einer großen Initialen, zehn werden zu besonderen Festen durch eine Initialzierseite ausgezeichnet und 23 ganzseitige Miniaturen veranschaulichen den Text. Hinzu kommen das Widmungsbild mit der Krönung von Heinrich und Kunigunde und die vier Evangelistenbilder. Das Buch besteht aus 206 Kalbpergamentblättern im Format 42,5 x 32 cm und ist damit doppelt so groß wie die anderen Prachthandschriften des Bamberger Domes aus dieser Zeit. Das Pergament ist von sehr guter Qualität und zeigt kaum Schäden. Die Entstehung der Handschrift lässt sich eingrenzen, da das Bistum Bamberg auf Betreiben Heinrichs II. 1007 gegründet und der Dom 1012 geweiht wurde. Sicher ist es vor der Kaiserkrönung 1014 entstanden, da der Kaiser im Widmungsgedicht noch als „REX HEINRICUS“, als König Heinrich, titulierte ist. Man geht in dieser Zeitspanne von einer Beauftragung vor der Weihe des Domes aus.

Mit der Säkularisation kam der Codex 1803 von Bamberg in die Hofbibliothek nach München. Wie durch ein Wunder wurde der kostbare Einband im Gegensatz zu vielen anderen Handschriften geschont, denn eigentlich ging es bei dieser Überführung nicht um den künstlerischen oder historischen, sondern nur um den materiellen Wert.

Unser Titelbild zeigt die Pfingstszene: Der Heilige Geist kommt auf die Jünger herab und macht sie zu Aposteln, zu Boten der frohen Botschaft.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

Unser Hoffen bezieht sich meist auf die Zukunft: dass eine Krankheit überwunden werden kann; dass wir uns mit Menschen versöhnen können, mit denen wir uns zerstritten haben. Doch gibt es Hoffnung für die Vergangenheit? Für die Geschundenen, die Vergessenen?

Der jüdische Philosoph Walter Benjamin (1892–1940) war davon überzeugt. In seiner Geschichtsauffassung richtet er den Blick konsequent auf das Konkrete, den einzelnen Menschen, den unwiederbringlichen Gegenstand. Seine Leidenschaft war, das Vergessene zu retten. Karl Marx, der am 5. Mai vor 200 Jahren geboren wurde, stand er damit nahe, sah jedoch dessen Fortschrittsglauben äußerst kritisch. Für Benjamin spielte die jüdische Praxis des *Gedenkens* eine große Rolle, die das Vergangene lebendig im Jetzt erstehen lässt. Ja, er ging so weit, die *Theologie* in sein Denken einzubeziehen, besonders in seinem letzten Werk, den Thesen *Über den Begriff der Geschichte* von 1940. Diese vier spricht von einem Kampf zunächst „um die rohen und materiellen Dinge, ohne die es keine feinen und spirituellen gibt“. Gleichwohl seien Letztere in diesem Kampf als Mut, Humor, List und Standhaftigkeit lebendig und „wirken in die Ferne der Zeit zurück“. Gegen Ende der These schreibt er bildhaft: „Wie Blumen ihr Haupt nach der Sonne wenden, so strebt kraft eines Heliotropismus geheimer Art, das Gewesene der Sonne sich zuzuwenden, die am Himmel der Geschichte im Aufgehen ist.“ Hoffnung also für das Vergangene: weil das Ende der Unheilsgeschichte schon im Kommen ist. Der Anklang an die „Sonne der Gerechtigkeit“ (Mal 3, 20) ist unüberhörbar.

Und wir? An uns ist es, durch Gedenken im beschriebenen Sinn Vergangenes in unser Heute zu retten und zur Geltung zu bringen. Bildlich gesagt: Weil jene Sonne uns schon leuchtet.

Ihr Johannes Bernhard Uphus

Alle sollen eins sein

Apg 2, 1–13

Im Perikopenbuch Heinrichs II. befindet sich das Pfingstbild vor der Perikope vom Pfingstsonntag (Joh 14,23–31). Das geöffnete Buch zeigt an dieser Stelle eine Doppelseite mit der Darstellung der Verheißung des Heiligen Geistes an die Jünger (vgl. *MAGNIFICAT Februar 2014*) rechts neben der Pfingstdarstellung. Da es sich bei diesem Codex eigentlich um ein Evangelistar handelt, es also ausschließlich Abschnitte aus den vier Evangelien bietet, ist die Ausgießung des Heiligen Geistes am Pfingsttag, wie sie uns die Apostelgeschichte überliefert (Apg 2, 1–13), nicht in ihm enthalten. Trotzdem bildet sie natürlich die biblische Textgrundlage für diese Miniatur.

...vom Himmel her...

Unser Titelbild zeigt das Pfingstgeschehen als ein vom Himmel kommendes Phänomen. Aus einem blau und violett getönten Himmelssegment stürzt der Heilige Geist in Gestalt einer Taube (die in der Perikope der Apostelgeschichte nicht genannt wird, aber sich für den Maler durch die Erzählungen der Evangelisten von der Taufe Jesu wohl nahegelegt hat) senkrecht auf die zwölf Jünger herab. Der Kopf der Taube ist von einem goldenen Nimbus umgeben und zwölf goldene Strahlen verteilen sich fächerförmig über den oberen Teil der Miniatur, der mit zwei verschiedenen Blautönen als Himmel gekennzeichnet ist. Das gesamte Bild ist achsensymmetrisch angelegt und die Mittelachse war dem Maler so wichtig, dass er die zwölf Geiststrahlen asymmetrisch verteilte: eine in der Mitte, sechs auf der linken und fünf auf der rechten Seite. Gerade wegen der starken Betonung der Mittelachse ist die Verteilung der Apostel ungewöhnlich. Keiner sitzt in der Mitte. Sie sind in Gruppen zu je drei Aposteln ange-

ordnet und auf drei Kammern verteilt, wovon die untere größer ist, die gesamte Blattbreite ausfüllt und insgesamt sechs Apostel aufnimmt (vgl. hierzu die Innenkarte). Durch die Satteldächer mit zinnenartigen Bekrönungen sind die einzelnen Kammern zwar als eigenständige architektonische Einheiten aufgefasst, aber doch zu einer Einheit zusammengebunden. Zweifellos will der Maler hier „das ganze Haus, in dem sie waren“ (Apg 2, 2) darstellen, geht aber wohl davon aus, dass die Jünger in unterschiedlichen Räumen waren, als der Geist auf sie herabkam. Diese Komposition des Pfingstbildes ist einmalig und findet sich nur im Perikopenbuch Heinrichs II. Durch diese geometrisch klare Aufteilung gelingt es aber dem Maler, die Wirkung des himmlischen Phänomens zu steigern; die Ausgießung des Heiligen Geistes von oben wird zum eigentlich beherrschenden Bildelement. Dass sich auf dem Kopf eines jeden Apostels eine kleine rote Flamme niederlässt (dies ist die einzige Wirkung des Heiligen Geistes, die auf diesem Bild dem Bibeltext entspricht, vgl. Apg 2, 3), wird fast schon zur Nebensache. Viel wichtiger erscheint dies: Die goldenen Strahlen, mit denen das zentrale Geist-Motiv die Kammerarchitektur zu beherrschen scheint, tragen wohl dazu bei, dass auch die Kammern im Gegensatz zum Außenraum mit goldenem Licht gefüllt werden und die Apostel auf diese Weise sozusagen in den Heiligen Geist eingetaucht werden. Übrigens sind hier nur 12 Männer zu sehen, obwohl nach Apg 1, 14 eigentlich die Frauen und Maria, die Mutter Jesu, dabei gewesen sein müssten.

Gottes Gegenwart im Wort

Die drei Kammern sind alle ganz ähnlich ausgestattet mit je einer bildparallelen Sitzbank und drei- bzw. zweimal drei Jüngern in farblich voneinander abgehobenen Obergewändern. Auch die Farben der Sitzbänke (unten mit bogenförmigen Öffnungen), der Fußböden und der Außenmauern wollen Ab-

wechslung schaffen. Dementsprechend ist auch der „Himmel“ im unteren Teil der Miniatur anders eingefärbt als im oberen.

Wichtig ist aber, dass die Betonung der Mittelachse im unteren Teil der Miniatur einen weiteren inhaltlichen Schwerpunkt zur Folge hat. Hier findet sich nämlich ein geöffneter Codex, der von zwei jüngeren Aposteln gehalten wird, in der Mitte der Darstellung. Sicherlich steht er für das Wort Gottes, für die Gegenwart Gottes in seinem Wort inmitten der Gemeinde. Man darf hier aber auch an den Codex selbst denken, den der Betrachter dieser Miniatur im Original in Händen hält, und an die Ausbreitung des Evangeliums. Dazu sind ja die Apostel durch Jesus beauftragt, auch wenn dies hier ansonsten noch nicht angedeutet wird.

Unumgänglich ist es dann aber, dass auch in den oberen beiden Kammern andere Apostel Schriftrollen (eine geöffnet, eine geschlossen) und einen geschlossenen Codex in Händen halten (die beiden mittleren Apostel oben sind übrigens nach der klassischen Physiognomie von Petrus und Paulus gezeigt).

Getrennt und doch eins

Pfingsten ist die Geburtsstunde der Kirche. Mit dieser Miniatur hat uns der mittelalterliche Maler ein faszinierendes Bild von Kirche gezeigt, bei dem man gar nicht umhin kommt, es auf die Situation der Ökumene hin zu deuten. Die Gläubigen sitzen in verschiedenen Räumen, aber sie sind alle versammelt im einen Haus Gottes. „ALLE wurden mit dem Heiligen Geist erfüllt“ (Apg 2, 4) und alle haben das Wort Gottes als Garant der Gegenwart Gottes in ihrer Mitte. Wir würden heute am liebsten die Mauern, welche die Jünger im Bild voneinander trennt, einreißen, damit sie gemeinsam Kirche sein können. Aber das Bild scheint uns zu sagen: „Sie sind es!“ Vielleicht müssen wir uns noch mehr bemühen, das Gemeinsame nicht nur zu entdecken und zu erkennen, sondern es auch entsprechend zu gewichten.

Vielleicht kommt es gar nicht darauf an, Mauern einzureißen, sondern ist es viel wichtiger, gemeinsam Kirche zu sein, die Gemeinsamkeit des Wortes Gottes, der Ausgießung des Heiligen Geistes über allen, der gemeinsamen Taufe, des einen Herrn Jesus Christus, des einen Gottes und Vaters aller, des einen Glaubens in den Mittelpunkt zu stellen und zu leben ... und daraus die eine gemeinsame Hoffnung zu schöpfen (vgl. Eph 4, 4 f.).

Heinz Detlef Stäps

Hoffnung

Hoffen kommt von Hüpfen

Hoffen kommt von Hüpfen. So sehen es jedenfalls die Brüder Grimm. Und das ist kein Kinder- und Hausmärchen, sondern Sprachwissenschaft. Die aber auch nicht ohne Vermutungen auskommt. Im niederdeutschen Sprachraum, so Jacob und Wilhelm Grimm im zehnten Band ihres Deutschen Wörterbuchs, *„ist das hochspringen das bild für das ungeduldige spähen, erwarten, ausschauen gewesen, woraus der sinn sperare, wie er uns in dem worte seit alter zeit erscheint, sehr natürlich sich abblaszt“*. Diese wortgeschichtliche Ableitung hat etwas. Sie ist sinnlich und plastisch. Hoffnung als Aufspringen. Um besser sehen, um weithin Ausschau halten zu können. Für das, was kommt. Unverhofft, erhofft. Das englische Wort für Hoffnung, hope, hätte also etwas mit „Hoppe, hoppe, Reiter“ zu tun. Im Schwabenland heißt springen: hopfen. Hoffnung als Herzsprung.

Hoffnungsvolle Toren

Hoffnung ist frohe, ja beseligende, ist beseelend-belebende Erwartung. Ist Hoffnung eine Tugend? Für Johann Wolfgang Goethes „Prometheus“ ist Hoffnung nicht Tugend, sondern Torheit. Der zornige Rebell verachtet und verhöhnt die Götter: *„Ich kenne nichts Ärmeres / Unter der Sonn’ als euch Götter! / Ihr nähret kümmerlich / Von Opfersteuern / Und Gebetshauch / Eure Majestät / Und darbtet, wären / Nicht Kinder und Bettler / Hoffnungsvolle Toren.“* Prometheus nennt die erhabenen Götter armselig, da sie ihre Größe doch nur aus der Verehrung durch „Kinder und Bettler / Hoffnungsvolle Toren“ bezögen. Nicht die Menschen bedürfteten der Götter, die Götter bräuchten sie! Und nur, wer klein und ohnmächtig ist, sei es durch sein Le-

bensalter, sei es durch seine massiv missliche Lebenslage, müsse an törichten Hoffnungen festhalten – derer der erwachsene, mündige Mensch sich mannhaft entschlägt.

Hochsprung

Auch Franz Schuberts „Winterreise“ weiß vom vergeblichen Herzsprung. Gescheiterte oder gescheiterte Hoffnung? „Von der Straße her ein Posthorn klingt. / Was hat es, dass es so hoch aufspringt, / Mein Herz?“, fragt Wilhelm Müllers Gedicht. Da ist vernünftigerweise nichts zu erwarten, keine noch so stille Post; das Herz aber springt und drängt gar „wunderlich“, es will von der verständigen Verstandeswahrheit nichts wissen: „Die Post bringt keinen Brief für dich. / Was drängst du denn so wunderlich, / Mein Herz?“ Der Verstand versucht, „cool“ zu bleiben, das unverständige und unverständliche Herz zu verstehen. „Nun ja, die Post kommt aus der Stadt, / Wo ich ein liebes Liebchen hatt’, / Mein Herz!“ Und öffnet sich, wenn auch durch Ironie eingedämmt und gedimmt, einen Spalt weit der Logik der Liebe, der Sehnsucht, der Hoffnung des Herzens. „Willst wohl einmal hinüberseh’n / Und fragen, wie es dort mag geh’n, / Mein Herz?“

Hoffnung hält

Hoffnung, Tugend oder töricht? Großer Aufschwung oder untauglicher Versuch, sich an den Härten des Daseins vorbeizuschummeln, über sie hinwegzutrösten? „Hoffnung ist eine Tugend des begründeten Glaubens an etwas“, schreibt der Moralphilosoph Martin Seel. Im Unterschied zur blinden Hoffnung wisse sie um die Unwägbarkeiten, die ihrer Erfüllung entgegenstehen. Hoffnung gerate dann auf die schiefe Bahn, wenn sie sich der Gewissheit an den Hals werfe. Hoffnung als Gewissheit zu verkaufen, sei zwar allerdings heute gang und gäbe. „Es wird

ein schwunghafter Handel mit der Droge des ‚positiven Denkens‘ betrieben – einem Betäubungsmittel, das früher oder später jede klare Orientierung zersetzt.“ Hoffnung sei kein Heilsversprechen. Was man versprochen hat, das muss man auch halten, heißt es im „Froschkönig“ der Brüder Grimm. „Hoffnung hingegen hält und erhält einen auch dann (und manchmal besonders dann), wenn sie sich nicht oder noch nicht erfüllt.“

Auf Hoffnung hin

Was ist aus biblischer und christlicher Sicht zur Hoffnung zu sagen? Vor allem dies: Hoffen ist nicht selbstverständlich. Es ist Geschenk, ist Himmels- und Gottesgabe. „Es gehört zum begnadeten Menschen, hoffen zu lernen, zum vollendeten Menschsein aber: guter Hoffnung geworden zu sein.“ (Friedrich Wilhelm Marquardt) Im Römerbrief schreibt der Apostel Paulus: „Denn auf Hoffnung hin sind wir gerettet.“ Nicht von Hoffnung auf Rettung ist hier die Rede, sondern von Rettung auf Hoffnung hin! Hoffen zu können, ist ein Gnadenstand. Um hoffen zu können, müssen wir erst befreit werden, und nach christlicher Überzeugung dient Gottes Wirken in Jesu Leben, Sterben und Auferweckung dazu, uns zu Menschen zu machen, die frei auf Gott hoffen können. Wie Kinder und Bettler – und als mündige, als befreite Menschen zugleich. Christ werden heißt hoffen lernen.

Aus Gnade

Hoffenkönnen, ein höchstes Gut. Zu dem wir, so der christliche Glaube, befreit sind, weil der Befreier Israels in Christus auch uns von dem befreit hat, was unser Leben licht- und glanzlos und darum uns traurig und träge werden lässt – von allen inneren und äußeren Mächten und Machtverhältnissen, die Menschen zu hoffnungslosen Wesen machen. Nicht der alte

Mensch – der neue hofft. Nicht aus dem Mangel hoffen Christen, sondern aus der Fülle. „Sie hoffen *aus* Gnade, nicht *auf* Gnade.“ (Friedrich Wilhelm Marquardt)

Susanne Sandherr

Guter Hoffnung sein

Guter Hoffnung sein. Ein Online-Lexikon erklärt „guter Hoffnung sein“ treffend mit „schwanger sein“ und ergänzt lakonisch: „veraltet“. Nach-Fragen ist hoffentlich erlaubt. Ist „guter Hoffnung sein“ tatsächlich eine hoffnungslos veraltete, verhüllende Beschreibung für Schwangerschaft? Oder ist guter Hoffnung sein auch heute eine wichtige, eine zuinnerst zutreffende, stärkende Umschreibung des immer wieder Unvorstellbaren, des „Zwei-in-eins“? Trifft guter Hoffnung sein nicht gerade das Geschenk des Wachsens und Werdens neuen Lebens?

Auch wenn wir über das Wort der guten Hoffnung als schöne Chiffre für Schwangerschaft nachdenken – und es so in gewisser Weise wiederentdecken –, kann es nicht angehen, die ängstigende und bedrohliche, ja zerstörerische Dimension, die eine Schwangerschaft für Frauen haben kann, zu übersehen. Schwangerschaft als lebens-bedrohliche Last. Auch das ist Realität für viele Frauen dieser Erde. Was für einen Schmerz muss es bedeuten, schwanger zu sein und eben nicht guter Hoffnung sein zu dürfen! Doch auch jenseits von schwer bedrohlichen Lebenssituationen, von real beunruhigenden persönlichen Umständen einer Schwangerschaft, gibt es in unserer wohlhabenden Gesellschaft eine Tendenz zur Problematisierung, ja zur Pathologisierung dieser besonderen Zeit.

Vorsorgekarussell

Auch Frauen und Paare, die sich ein Kind von Herzen wünschen und denen die Feststellung einer Schwangerschaft eine große Freude ist, erfahren nicht selten eine Trübung dieser Freude durch eine Mentalität, die das Gefahrenpotenzial betont und sozusagen *ab ovo* auf Fehlersuche geht. Die Mühlen der Pränatal-Medizin mahlen unaufhaltsam. Natürlich ist Vorsorge wichtig, keine Frage, auch wenn im Einzelfall über Sinn und Unsinn bestimmter Maßnahmen zu diskutieren ist. Die Problematik scheint eher in der Gewichtung und Haltung zu liegen. Die Fixierung auf Testergebnisse, Vergleichsgrößen und Werte lässt eines außer Acht: das Wohlbefinden von Mutter und Kind. Heute entdecken wir ja tatsächlich wieder, nicht zuletzt durch Erkenntnisse in Medizin und Psychologie, wie bedeutsam die emotionale Innenwelt, wie wichtig die stabile seelische Befindlichkeit, das *Wohlergehen* der Mutter und des Paares für die Gesundheit, für die seelische Stabilität wiederum des Kindes ist. Dieses Wissen gehörte zum Erfahrungsschatz früherer Generationen. Uns ist es abhandengekommen. Genau dieser Blick auf das *Wohlergehen* fehlt leider fast immer in der Mühle der Untersuchungen und Labore. Hier wäre eine Renaissance des Begriffs bzw. des Inhalts dessen, was „guter Hoffnung sein“ im Tiefsten meint, hilfreich: eine Erneuerung des ganzheitlichen Blicks auf Schwangere und ihre Schwangerschaft.

Beunruhigung oder Vertrauen

Vorsorge ist wichtig. Aber was ist gute Vorsorge? Welches Ziel hat sie? Gesundheit ist, auch laut der Definition der Weltgesundheitsorganisation WHO, mehr als „das Fehlen von Krankheit und Gebrechen“. Gesundheit ist etwas Ganzheitliches. Und doch steht die Überwachung und somit leider vielfach die Beunruhigung von Schwangeren durch immer neue und ande-

re Vermessungen des werdenden Lebens im Vordergrund. Hier sollte Sensibilität wachsen für das, was Vorsorge leisten, aber auch für das, was sie anrichten kann. Wenn Sorge und Besorgnis der werdenden Eltern in der Vorsorge trotz völlig unauffälligen Schwangerschaftsverlaufs dominieren, dann läuft etwas gründlich schief. Frauen sollten in einer Schwangerschaft nicht verunsichert werden, sondern die Möglichkeit haben zu erfahren, dass sie ihrem Körper vertrauen können. Frauen sollten in der Zeit der guten Hoffnung am eigenen Leib, im eigenen Leibe, erfahren können, dass Schwangerschaft ein natürliches Geschehen und keine Krankheit ist. Eine neue Kultur der Bestärkung von Frauen, von werdenden Eltern in der Zeit ihrer Schwangerschaft tut not. Damit sie tatsächlich guter Hoffnung sein können. Die Erfahrung der Fähigkeiten des eigenen Leibes, das wachsende Vertrauen in die „Kompetenz“, in die faszinierenden Möglichkeiten des eigenen Körpers sind so wichtig; und sie ermöglichen es werdenden Müttern schließlich auch, der Geburt ihres Kindes, diesem besonderen Ereignis, hoffnungsvoll entgegenzusehen.

Der erzgescheite Leib

Die Dichterin Christine Lavant spricht in einem ihrer Gedichte von der Weisheit des „erzgescheiten Leib(es)“. Dieser lyrische Blick hat für mich Erkenntniswert: Ja, so ist es. Unser Körper weiß oft viel mehr, als wir so wissen. Wenn dieses Vertrauen von Frauen in das Geschenk ihres eigenen Leibes und des darin wunderbar wachsenden Lebens gestärkt würde, das immer schon „künstlich [im Sinne von kunstvoll] und fein ... bereitet“ ist (GL 392, 3), dann, ja dann könnten sie wahrhaft guter Hoffnung sein.

Machbarkeit oder Möglichkeit

Hoffnung ist ein positiver, ein guter Zustand, und doch ein Zustand in der Schwebe. Christen glauben, dass Leben ein Geschenk ist. Leben ist nicht machbar, es ist kein wohlfeiles, und das heißt schließlich auch, kein mit noch so viel Geld zu erwerbendes Produkt. Die Optimierung, die perfekte Machbarkeit des Menschen ist ein unmenschlicher Trugschluss, dessen letzte Konsequenz die Selektion von Leben ist. Guter Hoffnung sein heißt darum, Leben in Vielfalt willkommen zu heißen. Auch hier kann und darf es nicht um ein Ausblenden und Schönreden gehen, das Belastung und Leiden von Eltern und Kindern mit Krankheit und Behinderung letztlich doch ausblendet. Unsere Aufgabe als aufmerksame, mitfühlende Menschen, als Christinnen und Christen, und als säkulare und zugleich christlich geprägte Gesellschaft, ist es hier, solidarische Rahmenbedingungen zu schaffen, nennenswerte Hilfestellungen zu leisten, auch unser eigenes Werten, und vielleicht unser reflexhaftes Abwerten, unser eigenes Denken und Fühlen immer wieder neu zu überprüfen und zu weiten, damit Leben in Vielfalt und Fülle möglich wird. Dass gute Hoffnung – und Leben guter Hoffnung wachsen kann.

Dorothee Sandherr-Klemp

Das schöpferische Wirken des Heiligen Geistes

Im dritten Artikel des Glaubensbekenntnisses bekennt die Kirche den Heiligen Geist. Von ihm ist dabei im Zusammenhang mit der Kirche, der Gemeinschaft der Heiligen, der Vergebung der Sünden und der Auferstehung der Toten die Rede. Das apostolische Glaubensbekenntnis rückt also die Rolle des Heiligen

Geistes in der christlichen Gemeinde und bei der Vollendung der Schöpfung in den Blick: Gott erweckt durch seinen Geist die Sünder zu neuem Leben (Apg 2, 38; 2 Kor 5, 17). Das Leben des Christen ist ein Leben in der Kraft des Heiligen Geistes.

Der Heilige Geist als Schöpferkraft

Nach dem biblischen Zeugnis beschränkt sich das Wirken des Geistes nicht nur auf die soteriologische Dimension, also die Errettung und Heiligung des Menschen und der Welt, sondern der Heilige Geist wird als die Schöpferkraft Gottes verstanden, die bereits bei der Erschaffung der Welt das Leben hervorruft (Gen 1, 2). Der Geist gibt allem das Leben und erweckt das Geschaffene zum eigenen Wirken (Ps 104, 30). Das biblische Wort „Geist“ bedeutet Wind oder Atem. Ohne Atem kann es kein Leben geben, und nur wer atmet, lebt. Durch den Geisthauch des Mundes Gottes werden der Himmel und sein Heer, der Kosmos und die Gestirne, ins Leben gerufen (Ps 33, 6). Geist ist dynamische, ja „stürmische“ Realität. Bewegung, die Bewegung bewirkt, und zwar ganz elementar: die Gotteskraft, die Leben hervorruft, und zwar das geschöpfliche Leben in der leiblich-seelischen Ganzheit, wie es in der Bibel überall verstanden wird.

Der Geist geht nicht in das Geschaffene ein

Dass Gott durch seinen Geist bereits in der Erschaffung der Welt gehandelt hat, kam in der alten Kirche zunächst nur am Rande vor. Das schöpferische Wirken des Geistes steht dort meist im Zusammenhang mit der Entstehung der Trinitätslehre. Gott vollbringt alle seine Taten als Vater, Sohn und Heiliger Geist. Der im Wort wirksame Geist geht aber nicht ins Geschaffene ein, sondern er bleibt ein Gegenüber, das mir ständig neu geschenkt wird. Wir „haben“ nicht den Heiligen Geist, sondern die Kirche betet: „Veni, creator spiritus!“ (Komm Schöpfer Geist, besuche

die Herzen der Deinigen, erfülle mit Gnade von oben die Herzen, die du geschaffen hast, *Hrabanus Maurus*, vgl. *GL 342*).

Neues Verständnis des schöpferischen Wirkens des Geistes

Der schöpferische Aspekt der Pneumatologie, der Lehre vom Heiligen Geist, wurde erst in den letzten Jahrzehnten wieder mehr entdeckt, auch das Zweite Vatikanische Konzil hat das Thema aufgegriffen (vgl. *Lumen Gentium* 1, 4, 8). Es war vor allem der evangelische Theologe Jürgen Moltmann, der ein neues Verständnis des Geistes im Zusammenhang mit den biblischen Aussagen zur Schöpfung forderte. Denn nur so könne die Theologie auch ein geordnetes Verhältnis zur Natur bekommen. Für Moltmann erhält die Welt ihre Wirklichkeit erst dadurch, dass der Geist Gottes sie schöpferisch auf die Möglichkeiten ihrer Zukunft hin öffnet. Das schöpferische Wirken von Beginn der Schöpfung bis zu ihrer Vollendung zeigt eine wesentliche Perspektive auf. Es ist eine Zukunft, die Gott für diese Schöpfung bereitet hat. Erlösung ist nicht nur das Seelenheil Einzelner, die aus einer ihrem Verderben überlassenen Welt herausgerettet werden, sondern das Heil für seine ganze Schöpfung, die jetzt noch „seufzt“ (Röm 8,19ff.) und auf Gottes Zukunft wartet.

Marc Witzenbacher

Simone Weil: Das Tor

**„Die Erfahrung zeigt, dass dieses Warten
Erfüllung findet“**

Den Text des Gedichtes finden Sie auf Seite 119–120.

Wer ist Simone Weil (1909–1943)? Leo Trotzki rät einem Freund, sie zu vergessen, da sie ja doch „allen Glauben

an das Proletariat und den Marxismus verloren“ habe. Ingeborg Bachmann und Nelly Sachs, T.S. Eliot, Albert Camus und Maurice Blanchot, Susan Sontag und Heinrich Böll, Erich Przywara, Dorothee Sölle und Czesław Miłosz, sie alle kommentieren das Phänomen Simone Weil. Sie alle würdigen das konsequent an der Wahrheit orientierte Leben der jung verstorbenen Französin und die helllichtige Kraft eines Denkens, das, wie Sontag sagt, von „ätzender Originalität“ ist, ohne jemals nach Originalität zu schielen.

Universale Bereitschaft zum Mitleiden

Universale Bereitschaft zum Mitleiden und die Leidenschaft für Gerechtigkeit bestimmen den Weg der hochbegabten politischen Analytikerin und Aktivistin. Ihr Wille zum Einsatz für andere ist zugleich der Wille zum Ausgesetztsein. Die als Tochter jüdischer, ethisch und intellektuell anspruchsvoller, freidenkender Eltern aufgewachsene Philosophin, praktisch engagierte politische Theoretikerin Simone Weil zeigt sich in ihren letzten Lebensjahren einem leiderfahrenen und intellektuell unbestechlichen Christentum nahe, das sich nicht auf die Seite der Macht schlägt, sondern bei den Ohnmächtigen steht. Sie bekennt sich zu einem in Wahrheit katholischen – im ursprünglichen Sinne des Wortes, einem universal dem Menschen geöffneten –, und so erst wahrhaft evangelischen, evangeliumsgemäßen Christentum.

Zeugin des Absoluten

Nicht nur unter ihren Zeitgenossen hat Simone Weil sowohl Bewunderung und Hochachtung als auch Irritation und Abwehr hervorgerufen. Auch auf heutige Leserinnen und Leser wirkt ihre kompromisslose Suche nach Wahrheit und Gerechtigkeit, eine Suche nicht nur im Kopf, sondern in der Aktion und Passion des ganzen Lebens, befreiend und verunsichernd zugleich.

Wegen ihres unablässigen Einsatzes für Gerechtigkeit und ihrer unbedingten Weigerung, den Herren dieser Welt zu dienen, hat der Philosoph Gabriel Marcel Simone Weil eine „Zeugin des Absoluten“ genannt. Und er fügt hinzu: „Das ist es, wodurch sie uns, was immer sie selbst darüber denken mochte, vor allem als eine Tochter Israels erscheint.“

Sprache der Dichtung

Das Gedicht „La Porte“, „Das Tor“, verfasste Simone Weil im Herbst 1941 in Marseille vor ihrer Ausreise nach Amerika. Sie sollte bald schwersten Herzens den durch Hitlers Eroberungskriege und durch seinen Krieg gegen die europäische Judenheit geschlagenen Kontinent verlassen, um ihre Eltern in Sicherheit zu bringen. Simone Weil hat nur wenige literarische Texte verfasst, einige Gedichte und Dramen. La Porte ist ein herausragendes Zeugnis ihres Strebens, von der wissenschaftlich-diskursiven Sprache zu einer Sprache der Dichtung zu finden, um ihre spirituellen, mystischen Erfahrungen und zugleich theologisch-philosophischen Einsichten zu Wort kommen zu lassen.

Erobern

Lässt sich aus menschlicher Kraft das Tor erobern, das uns einzig von einem paradiesischen Leben trennt? Fruchtbare Gärten und kühles Wasser, Blumen, die die Sinne erfreuen. Jenseits des Tores: eine Wirklichkeit, die aufhilft, die aufleben lässt. Erlösung von einem Pilgern, das längst für so viele, für „uns“, zur grausamen Irrfahrt geworden ist. Doch Simone Weil sieht die Initiative allein auf der anderen Seite des Tores. Der Mensch hat die Aufgabe, zu warten, zu hoffen, den Blick nicht zu lösen vom Tor, das sich nicht bewegt, und vom vergeblich Erwarteten.

Reines, leeres Verlangen

Es geht darum, so sagt es Simone Weil in ihren Notizbüchern, „die verschiedenen Erscheinungsformen des Guten im Verhältnis zu unserem Verlangen in eine Ordnung zu bringen, und dazu muss man die Fülle der Aufmerksamkeit an unser reines, leeres Verlangen gehängt haben“. Es gehe darum, in dieser Haltung auszuharren, ohne den aufmerksamen Blick vom ersehnten Guten abzuziehen. „Die Erfahrung zeigt, dass dieses Warten Erfüllung findet.“ Diese Erfüllung der Hoffnung bezeugt Simone Weils Gedicht „Das Tor“.

Die Last der Zeit

Es gilt, die Last der Zeit auf sich zu nehmen. Dann wird etwas geschehen. „Warten ist die äußerste Passivität. Es heißt, der Zeit gehorchen. Die vollkommene Unterwerfung unter die Zeit verpflichtet Gott, die Ewigkeit zu senden“, schreibt Simone Weil pointiert in ihren philosophisch-theologischen Notizbüchern. In „La Porte“ wird eben dies Wirklichkeit.

Aufgegebene Hoffnung

Das Wünschen, Wollen, Zweifeln und Verzweifeln, das Drängen und Hämmern, das Hoffen und der Verlust der Hoffnung, dass sich das Tor öffne – sie sind vergebens. Und gerade so gibt es, gibt sich das Erhoffte: als Unverhofftes. Erwartet und wider Erwarten öffnet sich das Tor. Durch die Verzweiflung gereinigte Hoffnung – und die Antwort der reinen Gabe.

Passage

Das Tor öffnet sich, doch nicht der erwartete, durch unsere Hoffnungen ausgemessene Paradiesgarten wartet hinter der Mauer, sondern, ungemessen, unermesslich, Leere und Licht.

Nicht die Sprache unserer Wünsche, sondern ihr Schweigen, ein Schweigen, das kein Verschweigen unserer Sehnsucht ist, öffnet das Tor. Und es geschieht.

Susanne Sandherr

Religiöser Salon in der Aufklärung: die „Familia sacra“

In der Aufklärungszeit am Ende des 18. Jahrhunderts entstanden zahlreiche literarische Kreise, in denen man sich nicht nur über Literatur unterhielt, sondern sich auch mit Wissenschaft, Philosophie und Musik beschäftigte. Mittelpunkt dieser häufig „Salons“ genannten Zusammenkünfte waren meist adelige Gönner und Gönnerinnen. Der sogenannte „Kreis von Münster“, der auch „Familia sacra“ genannt wurde, scheint von diesen äußerlichen Kennzeichen her ein solcher Salon gewesen zu sein, unterscheidet sich aber deutlich. Der Kreis um Amalia Fürstin von Gallitzin und den Generalvikar des Bistums Münster, Franz Friedrich Wilhelm von Fürstenberg, widmete sich zwar auch wissenschaftlichen Fragen und der Literatur, war aber mehr an Religion interessiert und verstand sich bewusst als katholischer Kreis. Man sah in der Religion eine Alternative zur Diktatur der Vernunft, auch das karitative Handeln spielte eine wesentliche Rolle.

Der Generalvikar und eine Fürstin gründeten den Kreis

Amalia Fürstin von Gallitzin, Tochter aus einer altungarischen Familie, und Franz von Fürstenberg, Generalvikar und leitender Minister für den in Bonn residierenden Kurfürsten, hatten den „Kreis von Münster“ ins Leben gerufen. Fürstenberg, 1729 in Herdringen bei Neheim geboren, studierte in Köln, Würz-

burg, Salzburg und Rom. Er wurde nach seiner Priesterweihe Domherr in Paderborn und Münster, von 1770 an war er Generalvikar des Kurfürsten und Fürstbischofs Maximilian Friedrich von Königsegg und Rothenfels, der in Köln und Münster zum Bischof gewählt war. Fürstenberg leitete zahlreiche Reformen ein, darunter reformierte er auch das Bildungswesen. Seine 1776 veröffentlichte Schulordnung wurde sehr berühmt. Sie folgte humanistischen Idealen und wollte den Kindern und Jugendlichen möglichst viel Raum zur eigenen Entfaltung geben. Diese Schulordnung veranlasste Amalia Fürstin von Gallitzin, nach Münster umzusiedeln. Sie suchte eine adäquate Bildung für ihre beiden Kinder. Amalie wurde 1748 in Berlin geboren und war Tochter eines preußischen Feldmarschalls. Sie wurde protestantisch getauft, aber in einem Kloster nach katholischen Prinzipien erzogen. Sie war sehr umfassend gebildet und wurde zunächst Hofdame am preußischen Hof. 1768 lernte sie auf einer Reise den russischen Diplomaten Fürst Gallitzin kennen und heiratete ihn. Als ihr Mann Abgesandter für Den Haag wurde, zogen sie in die niederländische Residenzstadt. Sie trennte sich jedoch von ihrem Mann und kam schließlich mit ihren beiden Kindern nach Münster. Amalie von Gallitzin pflegte einen regen Austausch mit vielen berühmten Zeitgenossen, unter anderem mit Goethe, der sie auch besuchte. 1786 konvertierte sie schließlich zum Katholizismus und bildete mit Fürstenberg den „Kreis von Münster“.

Religiöse Bildung stand im Vordergrund

Dem Kreis schlossen sich rasch zahlreiche einflussreiche Persönlichkeiten aus Münster an. Man beschäftigte sich auf den Sitzungen, die im Haus der Fürstin stattfanden, mit verschiedenen sozialen, aber dann auch vor allem religiösen Fragestellungen. Ganz im Geist der Frühromantik prägte den Kreis eine tiefe religiöse Innerlichkeit. Der Kreis machte es sich zur Aufga-

be, den katholischen Glauben zu verbreiten, und pflegte einen asketischen Lebensstil. Doch auch die Auseinandersetzung mit pädagogischen, philosophischen und mystischen Strömungen stand auf der Tagesordnung des Kreises. Amalia Fürstin von Gallitzin stand zudem in engem Kontakt mit dem Königsberger Philosophen und Schriftsteller Johann Georg Hamann, der sich mehrfach in Münster aufhielt, dort auch überraschend starb und im Garten der Fürstin begraben wurde. Aber auch der Priester und Schulreformer Bernhard Overberg gehörte dem Kreis an. Zunehmend prägte der Kreis das geistige Klima in Münster und Umgebung. Einige Persönlichkeiten bekehrten sich durch die Gespräche in dem Kreis zum Katholizismus, unter ihnen auch Friedrich Leopold von Stolberg, der auf Anregung des Kreises seine „Geschichte der Religion Jesu“ veröffentlichte.

Spottnamen wurden zum Programm

Doch gab es auch zahlreiche Kritiker, die den einflussreichen Kreis um die charismatische Fürstin argwöhnisch beobachteten. Man nehme zu viel Einfluss auf die politischen und pädagogischen Verhältnisse, warf man dem Kreis vor. Aufgrund des klaren religiösen Profils des Salons nannte man den Kreis spöttisch „Familia sacra“ (Heilige Familie). Doch machte sich dieser den Namen zu eigen und verstand ihn als Programm. Man wollte als eine geistliche Gemeinschaft leben, die eben mehr als nur das pure Interesse an der Literatur verband. Und der Kreis wollte bewusst Einfluss nehmen, um die Rechte der Kirche zu stärken und dem immer stärker werdenden Laizismus zu wehren. Doch die Mitglieder des Kreises widmeten sich nicht nur diesem geistig-politischen Engagement, sondern versuchten, den Armen und Ausgegrenzten in Münster konkret zu helfen. So setzte sich der Kreis besonders für die französischen Migranten in Münster ein. Als Amalie Fürstin von Gallitzin 1806 starb, verlor der Kreis seine Mitte. Zwar bestand der Kreis noch wei-

ter, löste sich aber dann einige Jahre später auf. An den Kreis erinnert heute die Gallitzin-Stiftung, die junge Wissenschaftler in Literatur- und Kunstwissenschaften fördert.

Marc Witzenbacher

Die Handauflegung

Im noch schwarz-weiß gedrehten Film „Der Wolfsjunge“ (1970) von François Truffaut findet sich eine anrührende Szene. Ein Pädagoge zieht einen im Wald gefundenen, verwilderten Jungen auf, aber Versuche, ihm das Sprechen beizubringen, bleiben erfolglos. Immer wieder berührt deshalb der Pflegevater den Kopf des Jungen mit der Hand, und der Junge nimmt sich immer wieder die Hand und drückt sie an seinen Kopf und auf sein Gesicht. Die Berührung mit der Hand ist ein Austausch von Gefühlen und Gedanken, eine Form der Zuwendung, die auch ohne Worte verstanden wird. Es ist die Grundlegende unserer „Gebärden“ (in dem Wort steckt „gebaren“ = „verhalten“), die in jeder Eltern-Kind-Beziehung eine große Rolle spielt.

Biblische Wurzeln

So ist nicht verwunderlich, dass die Berührung mit der Hand und die Handauflegung auch fundamentale Ausdrucksformen des Religiösen sind. Im Alten Testament findet wir die Segnung durch Handauflegung (Gen 48, 14–16) und als Zeichen der „Ordination“, der dauerhaften Indienstnahme (Num 8, 10). Aber auch die negative Form der Übertragung von Sünden und Schuld durch Handauflegung auf ein Opfertier (Lev 1, 4) oder den in die Wüste zu schickenden Sündenbock (Lev 16, 21 f.) treffen wir hier an.

Jesus selbst legt Kindern zum Segen die Hände auf (Mk 10, 16) und heilt durch Auflegen (Lk 13, 13) oder Berühren mit der Hand (Lk 14, 4). Die Handauflegung wird neutestamentlich als besondere Form der Vermittlung des Heiligen Geistes verstanden (Apg 8, 17). Selbst die Indienstnahme für ein Amt geschieht durch Handauflegung mit Gebet (Apg 6, 6).

Handauflegung bei den Ordinationen

Wohl am eindrücklichsten ist die Handauflegung in den kirchlichen Weiheriten. Werden Diakon, Priester oder Bischof ordiniert, dann steht im Zentrum immer die Handauflegung durch einen Bischof, zusätzlich durch alle anwesenden Bischöfe (Bischofsweihe) bzw. durch alle anwesenden Priester (Priesterweihe). Sie ist aber nicht eine „Übertragung“ von Macht von einer Person auf die andere, sondern ein „epikletischer“ Gestus; in „Epiklese“ steckt das griechische Wort für „an- oder herbeirufen“. Es ist die Anrufung Gottes oder speziell des Heiligen Geistes um sein Wirken an der Person, der die Hände aufgelegt werden. Diese Anrufung geschieht auch mit Worten im Weihegebet, das der schweigend vollzogenen Handauflegung folgt. Nachdem jahrhundertlang in der Theologie über den zentralen Ritus bei der Ordination gestritten worden war, hat Papst Pius XII. autoritativ die Handauflegung zusammen mit dem Weihegebet zum zentralen Akt erklärt. Die Übergabe der „Arbeitsinstrumente“, etwa von Kelch und Patene bei der Priesterweihe, sind als ausdeutende Riten erhalten. Bei der Bischofsweihe aber unterstützt ein weiterer Gestus das epikletische Weihegebet: Während diesem wird das geöffnete Evangeliar auf das Haupt des zu Weihenden gelegt und gehalten.

Handauflegung in den Sakramentenfeiern

Eine andere Form ist die Handauflegung bei der Firmung, die in die Salbung der Stirn eingegangen ist. Das vorausgehende Gebet über die Firmlinge wird unter Ausstreckung der Hände gesprochen. Diese Handausstreckung ist von der Symbolik her distanzierter als eine Handauflegung, aber es ist quasi die „Handauflegung“ bei einer ganzen Gruppe von Empfängern. Im Gebet kommt die zentrale Bitte der Kirche zum Ausdruck: „Sende ihnen den Heiligen Geist, den Beistand. Gib ihnen den Geist der Weisheit und der Einsicht, des Rates, der Erkenntnis und der Stärke, den Geist der Frömmigkeit und der Gottesfurcht.“

Auch bei der Trauung, für die nach katholischer Tradition das Eheversprechen der Brautleute konstitutiv ist, gibt es eine Ausstreckung der Hände über die Brautleute. Dabei spricht der Zelebrant den „feierlichen Trauungssegen“, der den früheren Brautsegen ersetzt hat. Er gehört zu den Riten der Bestätigung der Vermählung, drückt aber wieder die zentralen Segenswünsche aus: „Dein Geist schenke ihnen Einheit und heilige den Bund ihres Lebens. Er bewahre ihre Liebe in aller Bedrohung; er lasse sie wachsen und reifen und einander fördern in allem Guten.“ In den Ostkirchen wird der Brautleutesegen wesentlich höher eingestuft als im Westen und stellt zusammen mit einer Krönung der Brautleute den eigentlichen sakramentalen Akt dar.

Dass eine Handauflegung im Laufe der Zeit verkümmern kann und damit ihres Zeichencharakters beraubt wird, zeigt sich beim Bußsakrament. Denn noch bis zur Reformationszeit war die Auflegung der Hände bei der Lossprechung durch den Priester möglich, die dem Geschehen eine autoritative, aber auch körperlich erlebbare Dimension gab. Als die Beichtstühle eingeführt wurden, wurde die Handauflegung unmöglich. Sie wurde auf eine Handausstreckung reduziert, die dann in das Kreuzzeichen einging. Mit der Liturgiereform ist zumindest eine Ausstreckung der Hände über das Haupt des Gläubigen

wieder eingeführt, die natürlich nur außerhalb des Beichtstuhls wirklich erfahrbar ist. Es ist eine Zeichenhandlung, die ganz grundlegend die Rekonziliation, die Vergebung und erneute Annahme des Sünders erlebbar macht.

Handausstreckung

Schließlich finden wir noch bei vielen sakramentalen Akten eine Handausstreckung während des zentralen Segensgebets. Bei der Segnung des Taufwassers außerhalb der Osternacht berührt der Zelebrant sogar das Wasser mit der Hand. Beim Eucharistischen Hochgebet streckt der Hauptzelebrant bei der Herabrufung des Geistes die Hände über Brot und Wein. Konzelebrieren mehrere Priester, so strecken sie ebenfalls eine Hand aus und beteiligen sich so nicht nur am Gebet, sondern an der ganzen Zeichenhandlung.

Gleichgültig, ob es sich um eine Handauflegung oder eine Handausstreckung handelt, so wird an der konstitutiven Verbindung von Zeichen und Gebet deutlich, dass wir um eine Macht und Kraft bitten, die niemand aus sich selbst heraus hat, sondern die allein durch die Güte Gottes geschenkt werden kann. Das Zeichen lässt erfahren, dass diese Güte beim Menschen ankommt und heilsam wirkt.

Friedrich Lurz

„Click To Pray“ – Die offizielle Gebets-App des Papstes

Ein frommer Mann fragt einen Priester: „Darf man beim Beten rauchen?“ Der Priester: „Nein, das gehört sich nicht.“ Ein weiterer Priester hört das Gespräch beiläufig mit und fragt: „Sagen Sie, lieber Mitbruder, was meinen Sie: Darf man beim

Heilige des Monats: Jeanne d'Arc

Jedes Kind in Frankreich kennt sie. Als junges Mädchen hoch zu Ross in Rüstung und die Fahne schwenkend ist Jeanne d'Arc, auch Johanna von Orléans genannt, in zahlreichen Städten Frankreichs in Bronze gegossen als Reiterstandbild zu sehen. Sie gilt als die Nationalheilige Frankreichs, da sie für ihr Land im Hundertjährigen Krieg, den England und Frankreich 1337–1453 führten, wichtige Schlachten gewann und die Krönung eines neuen Königs ermöglichte. So schnell wie ihr rasanter Ruhm kam aber auch ihr jähes Ende auf dem Scheiterhaufen. Um Jeanne d'Arc ranken sich zahlreiche Legenden. Von der Kirche wurde sie verurteilt und nach ihrem Tod wieder rehabilitiert.

Eine alte Prophezeiung

Jeanne d'Arc kam am 6. Januar 1412 in Domrémy in Lothringen zur Welt. Ihre Familie gehörte zu den wohlhabenden Bauernfamilien, die es sich sogar leisten konnten, ein Steinhaus für die Familie zu errichten. Ihr Geburtshaus kann heute noch besichtigt werden. Jeanne galt als fleißig und fromm, mehrmals in der Woche besuchte sie die Messe. Doch behütet war diese Kindheit nicht. Schrecklich wütete der englisch-französische Krieg, auch ihr Dorf wurde zwei Mal in Schutt und Asche gelegt. Trost suchte Jeanne im Glauben. Im Alter von 13 Jahren hörte sie Stimmen, die von ihr ein heiliges Leben forderten. Sie erkannte in den Stimmen den Erzengel Michael, die heilige Katharina und die heilige Margarete. Von ihnen erhielt sie in den Visionen schließlich den Auftrag, den Dauphin Karl VII. zum König zu krönen und damit Frankreich zu retten. Jeanne deutete dies als die Erfüllung einer alten Prophezeiung, nach der eine Jungfrau aus einem Eichenwald kommen würde, um Frankreich zu erlösen.

Befreiung von Orléans

Die Rettung Frankreichs machte Jeanne schließlich zu ihrer eigentlichen Lebensaufgabe. Sie machte sich zunächst auf den Weg zum Stadthauptmann von Vaucouleurs und verlangte von ihm, ihr Truppen zur Verfügung zu stellen. Von ihm erhielt sie jedoch eine barsche Abfuhr. Aber Jeanne blieb hartnäckig, scharte immer mehr Anhänger um sich, die ihrer Mission glaubten, und erhielt schließlich die nötigen Männer, um die Stadt Orléans von den Engländern zu befreien. Jeanne zog eine Männerrüstung an, scherte sich die Haare und ritt mit einer Standarte in der Hand mit der Truppe nach Orléans. In der Schlacht, der ihr den Beinamen einbrachte, wurde sie zwar verwundet, eroberte die Stadt aber zurück. Doch sie kämpfte ja für einen weiteren Auftrag. Der Dauphin Karl VII. war wegen innerfamiliärer Streitigkeiten nicht auf den Thron gelangt. Nach dem Tod seines Vaters wurde Heinrich VI., der erst einjährige Sohn des englischen Königs, in Paris als englischer und französischer König gekrönt. Jeanne wollte Karl als rechtmäßigen König von Frankreich einsetzen und damit die Unabhängigkeit von den Engländern erreichen. In einer Audienz überzeugte sie Karl VII. von ihrer Mission. Sie zog mit ihm nach Reims, dem rechten Ort der Königskrönung, und ließ ihn dort zum französischen König krönen. Der Krieg schien sich zugunsten der Franzosen zu wenden.

Gefangennahme und Prozess

Als Jeanne glaubte, ihre Aufgabe erfüllt zu haben, hörte sie von den Stimmen, sie werde bald in die Gefangenschaft der Engländer geraten. Tatsächlich wurde Jeanne während der Belagerung von Paris gefangen genommen und nach Rouen gebracht. Dort wurde sie vor ein englisches Gericht geführt. Man warf ihr Ketzerei und Hexerei vor und drangsalierte sie in aufreibenden Verhören, von denen zahlreiche Akten bis heute erhalten ge-

blieben sind. Jeanne wurde schuldig gesprochen und zum Tod auf dem Scheiterhaufen verurteilt. Karl VII. wandte sich von ihr ab und ging ein Bündnis mit den Engländern ein. Am 30. Mai 1431 wurde Jeanne auf dem Marktplatz von Rouen verbrannt.

Aufhebung des Urteils und Rehabilitation

Im Jahr 1456 bemühte sich Karl VII., die Ehre der Jeanne d'Arc wiederherzustellen. Schließlich hatte sie ihn zum Thron und damit auch am Ende dem Krieg zu einem glücklichen Ende verholfen. Tatsächlich wurde das Urteil aufgehoben und Jeanne rehabilitiert. Im Jahr 1909 wurde sie zunächst seliggesprochen, ihre Heiligsprechung durch Papst Benedikt XV. folgte im Jahr 1920. Ihr Fest wird am 30. Mai, ihrem Todestag, begangen. Vieles im Leben der Jeanne d'Arc ist bis heute ungeklärt geblieben, viele Mythen machen die Runde, und häufig wird ihre Geschichte auch im französischen Wahlkampf bemüht. Ohne Zweifel ist Jeanne d'Arc jedoch eine der bemerkenswertesten Frauen des späten Mittelalters.

Marc Witzenbacher

„Suche Frieden“: Katholikentag findet in Münster statt

Das der Katholikentag in diesem Jahr in Münster Station macht, ist kein Zufall. Bewusst greifen die Veranstalter das Ende des Dreißigjährigen Krieges auf, der mit dem Friedensschluss von Münster und Osnabrück im Jahr 1648 beendet werden konnte. „Suche Frieden“ heißt demnach auch das Motto des Katholikentreffens, das vom 9. bis 13. Mai stattfindet. Damit kommt der Katholikentag zum zweiten Mal nach Münster. Das letzte Treffen in Münster fand 1930 statt, damals waren

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

Juni 2018

Wie wir leben können
Keuschheit · Wollust

Du sagtest: Es ist nicht gut,
dass der Mensch allein ist.
Darum, Herr, nehme ich diese meine Schwester
auch nicht aus reiner Lust zur Frau,
sondern aus wahrer Liebe.

Buch Tobit – Kapitel 8, Vers 6 und 7

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© **Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

ZUM TITELBILD

Geburt Johannes des Täufers

Jean Fouquet, Stundenbuch des Étienne Chevalier,
Tours, um 1453–1456,

Musée Condé, Chantilly, Ms 71, fol. 28r,

© bpk – Bildagentur für Kunst, Kultur und Geschichte/RMN –
Grand Palais/René-Gabriel Ojéda

Mit Jean Fouquet (um 1420 – um 1481) erreichte die französische Malerei des 15. Jahrhunderts ihren Höhepunkt. Der Künstler, der sowohl aus der französischen als auch der flämischen und der italienischen Malerei schöpfte (als junger Maler verbrachte er mindestens drei Jahre in Italien), hat auch als Tafelmaler gearbeitet, der Schwerpunkt seines Wirkens lag aber auf der Buchmalerei. Sein Hauptwerk ist das Stundenbuch für Étienne Chevalier (um 1410–1474), Sekretär und Finanzminister von König Karl VII. von Frankreich. Chevalier war als königlicher Hofbeamter zu großem Einfluss und Reichtum gelangt und wollte dies durch die Beauftragung eines entsprechend prächtigen Stundenbuchs dokumentieren.

Dieses Stundenbuch muss eine der schönsten Handschriften des 15. Jahrhunderts gewesen sein, doch es erlitt ein schlimmes Schicksal. Ende des 18. Jahrhunderts wurden die Miniaturen auf barbarische Weise aus dem Buch herausgeschnitten und auf Holztafeln geklebt. Die Textseiten gingen bis auf zwei verloren. Die 47 erhaltenen Miniaturen sind heute auf mehrere Museen und Bibliotheken verteilt. Wie das Buch einmal ausgesehen hat, kann heute nicht mehr sicher rekonstruiert werden. Trotzdem kann jede der erhaltenen Miniaturen als ein eigenständiges Kunstwerk gewürdigt werden.

Unser Titelbild zeigt ein herrschaftliches Schlafgemach des 15. Jahrhunderts. Unmittelbar nach der Geburt Johannes des Täufers wird dieser im Vordergrund von Maria gehalten, während seine Mutter, die heilige Elisabet, ermattet im Wochenbett liegt.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

Im Herbst brachte der Hashtag #Metoo eine Lawine der Empörung ins Rollen. Auslöser war das sexuell übergriffige Gebaren eines Hollywood-Produzenten, gegen das sich betroffene Frauen zur Wehr setzten. Es mag Menschen geben, denen das widersinnig erscheint in einer Welt, in der sexualisierte Reize zum Alltag gehören. Gleichwohl hat das Aufbegehren von Millionen weltweit zu einer breiten Debatte über das Verhältnis der Geschlechter geführt, und so könnte sich in Zukunft ein Wandel hin zu einem respektvollen Umgang miteinander vollziehen. Im Christentum andererseits ist ein unverkrampfter Umgang mit der menschlichen Geschlechtlichkeit noch nicht lange (und für manch einen noch lange nicht) selbstverständlich.

Bei allen Debatten um Gefährdungen und Beeinträchtigungen: es gibt in seiner Größe und Tiefe nichts Faszinierenderes als die Liebe zwischen zwei Menschen, die einander in allen Dimensionen ihrer Persönlichkeiten annehmen und ergänzen. Wie schwer der Umgang miteinander sein kann, weil Menschen in heutiger Zeit vielfältig beansprucht sind und weil es stets darum geht, aneinander auch die Abgründe zu ertragen, wissen die meisten, die eine Beziehung bewusst und engagiert leben. Doch in allem zu erfahren, dass die Partner füreinander da sind, der eine die andere trägt, dass die Kinder als Unterpfänder und Zeugen des Bundes ihrer Eltern hineinwachsen in deren Einsatz für und Hingabe an die schöpferische Gestaltung ihrer (unserer) Welt – das ist angesichts des auch unter Gläubenden so verbreiteten Scheiterns ein Zeichen der Hoffnung. Ja, im zugewandten leibhaften Miteinander kann Nähe spürbar werden, Nähe, die an Jesu Zuspruch erinnert: „Selig, die reinen Herzens sind; denn sie werden Gott schauen.“ (Mt 5, 8)

Ihr Johannes Bernhard Uphus

Du, Kind, wirst Prophet des Höchsten heißen

Lk 1, 57–80

Am 24. Juni feiert die Kirche das Hochfest der Geburt des Heiligen Johannes des Täuflers. Während die anderen Heiligen an ihrem himmlischen Geburtstag, das heißt an ihrem Todestag, geehrt werden, gilt dies nur für Johannes den Täufer und die Gottesmutter Maria auch an ihrem irdischen Geburtstag. Nicht zufällig liegt dieser Geburtstag des heiligen Johannes genau sechs Monate vor dem Geburtsfest Jesu. Er gilt als Vorläufer des Herrn, und sein Geburtstag liegt kurz nach der Sommersonnenwende, wo die Tage kürzer werden; kurz vor Weihnachten aber werden sie dann wieder länger. Dies erinnert an den Satz des Johannes: „Er muss wachsen, ich aber muss kleiner werden“ (Joh 3, 30).

Ein herrschaftliches Schlafgemach

Der Maler Jean Fouquet gewährt uns auf unserem Titelbild einen Einblick in ein herrschaftliches Schlafgemach des 15. Jahrhunderts. Wir sehen ein mit blütenweißen Laken überspanntes Bett, das wiederum von weißen Tüchern an den Wänden hinterfangen und von einem weißen Baldachin gekrönt wird. Kleine Bilder hängen über der Kopfseite des Bettes. Links daneben ist ein großer Holzstuhl zu sehen, wahrscheinlich ein Toilettenstuhl. Daneben ist ein großer Kamin dargestellt, dessen Feuer im Juni aber sicher nicht der Heizung des Schlafgemachs dient, sondern Wasser in einem schwarzen Kessel erhitzt, das wiederum mit einem Krug in einen großen Holzbottich gegossen wird.

Das Neugeborene – Johannes der Täufer – sitzt rosig und frisch mit einem Nimbus um den Kopf auf den Knien von Ma-

ria, der zukünftigen Mutter Jesu, die ebenfalls einen Heiligenschein trägt und ganz in blau gewandet ist. Nach Lk 1, 56 blieb Maria drei Monate bei ihrer Verwandten Elisabet, um ihr in der Zeit der Schwangerschaft zu helfen. Viele Künstler haben vorausgesetzt, dass sie auch bei der Geburt des Johannes noch anwesend war, obwohl die Bibel dies nicht klar sagt.

Im Hintergrund steht die Taufe

Die dargestellte Szene lässt der Maler aber wohl acht Tage nach der Geburt des Johannes spielen, als die Nachbarn und Verwandten zur Beschneidung des Knaben kamen (vgl. Lk 1, 58 ff.). So sehen wir außer den Zofen auch mehrere prächtig gekleidete Frauen das Bett der Elisabet umstehen, welche, das Gesicht von einer weißen Haube gerahmt, ermattet im Wochenbett liegt. Eine von diesen Frauen trägt einen Spinnrocken, eine andere eine goldene Schale, die sie zum Munde führt. Wohl weniger Geschenke zur Beschneidung des Kindes als Zeichen, dass sie direkt aus ihrer alltäglichen Handarbeit zu Besuch kommen. Eine ältere Zofe streicht das Bett glatt, eine andere spannt ein weißes Tuch vor dem Feuer aus und schaut einer dritten zu, die das Wasser in den Bottich gießt. Sie bereitet offensichtlich ein Bad für das Kind. Von der Beschneidung wird nichts angedeutet. Dieses jüdische Ritual war dem mittelalterlichen Maler nicht mehr wichtig. Es ging ihm vielmehr um eine Andeutung der Taufe hinter der Bereitung des Bades. Zu seiner Zeit war die Kindertaufe schon lange der Normalfall der Aufnahme in die Jüngerschaft Jesu. Johannes hat zwar selbst viele Menschen getauft, unter ihnen auch Jesus, aber dass er selbst getauft wurde, davon berichtet die Bibel nichts. Dieses „Manko“ haben die Künstler im Mittelalter oft ausgeglichen, indem sie das Bad des Kindes darstellten und damit seine Taufe evozierten.

Der Vater des Kindes, Zacharias, ist ebenfalls zu sehen. Er sitzt am Fußende des Bettes auf einer Holzbank und schreibt

mit einem Griffel in ein Buch. Nach Lk 1,63 schrieb er den Namen des Kindes auf eine Schreibtafel.

Der Auftraggeber

Étienne Chevalier, der Auftraggeber des Stundenbuches, aus dem diese Miniatur stammt, ist hier präsent. Seine Initialen „E C“ in gotischer Textura finden sich auf den Borten über dem Bett und über dem Kamin. Auch unter der Miniatur (rechts von einer Treppe) hält ein Soldat in der Initiale D einen Schild mit den Initialen des Finanzministers des französischen Königs (vgl. dazu die Innenkarte). Daneben befindet sich ein Bild des Lammes Gottes, wie Johannes der Täufer Jesus nannte (vgl. Joh 1,29.36). Und darunter halten Engel drei gemalte Metallschilde mit Szenen aus dem Leben des heiligen Johannes: links Johannes im Gespräch, in der Mitte die Taufe Jesu und rechts die Enthauptung des Täufers.

Die Initiale D leitete eigentlich zum Text auf der nächsten Seite des ursprünglichen Codex über. Da die Miniaturen Ende des 18. Jahrhunderts aus dem Codex herausgeschnitten wurden und der Rest bis auf zwei Textseiten nicht erhalten blieb, ist uns der Text leider nicht bekannt.

Der neue Bund

Den Mittelpunkt der Miniatur aber bildet ganz klar Maria mit dem Johannesknaben auf dem Schoß. Sie sind die einzigen beiden Personen, die mit einem Heiligenschein gezeigt werden. Elisabeth und Zacharias tragen keinen Nimbus, obwohl sie im Heiligenkalender der Kirche stehen. Sie sind im Hintergrund bzw. am Rand gezeigt. Sie werden hier als Vertreter des Alten Bundes gedeutet. Johannes und Maria aber bilden das Tor zum Neuen Bund, der mit Jesus beginnt, mit seiner Geburt und mit seinem Heilshandeln, mit seinem Tod und mit seiner Auferste-

hung. Durch die Taufe sind wir alle hineingenommen in diesen Bund. In dem großen Preislied, das der Evangelist Lukas dem Zacharias in den Mund legt (nach dem ersten Wort des lateinischen Textes nennen wir es das „Benedictus“ und beten es im Stundengebet jeden Morgen in den Laudes), wird aber die Kontinuität zwischen diesen beiden Bündnen betont: Jesus ist die Erfüllung der Verheißungen des Alten Bundes, er kommt gerade zu seinem Volk Israel, um es zu erlösen und um den Bund zu erfüllen. Und Johannes, das kleine Kind auf unserem Titelbild, wird hier von seinem Vater „Prophet des Höchsten“ genannt; Johannes ist der, der dem Herrn vorangehen wird und ihm den Weg bereitet. Mit ihm beginnt etwas Neues, aber das Neue macht das Alte nicht überflüssig, sondern baut auf ihm auf und vollendet es.

Heinz Detlef Stäps

Keuschheit – Wollust

„Me too“

Wie thewr ist deine Güte, Gott, Das Menschen Kinder unter dem schatten deiner flügel trawen. Sie werden truncken von den reichen Gütern deines Hauses, Und du trenckest sie mit wollust, als mit einem Strom.“ So Martin Luthers Übersetzung der Verse 8 und 9 des 36. Psalms.

Du tränkst sie mit Wollust

Trunken von den reichen Gütern deines Hauses; du tränkst sie mit Wollust ... Wollust. Wann ist mir der Begriff lebensgeschichtlich wohl zum ersten Mal begegnet? Jedenfalls hat er mir, dem Kind, der Heranwachsenden, Angst und Schrecken eingejagt. Es hatte mit namenloser Gefahr, Gewalt und Tod zu tun. Wollust. Ein Wollüstling. Abscheu. Wehrlos. Panik. Ohnmacht.

Sehnsucht

Auch Lust war kein Hauptwort in der Welt, in der ich aufwuchs. Im Gegenteil. Lustig schon eher! Gott sei Dank. Die starke Bilder nicht scheuende Sehnsuchtsdimension mancher Psalmen und nicht weniger Kirchenlieder sprach mich hingegen an, schreckte mich nicht. Ließ mich leben. Sehnsucht mehr als Erfüllung.

Keuschheit

Keuschheit. Weder im schulischen Religionsunterricht noch im Familienleben wurden wir, so scheint mir, besonders offensiv auf „unkeusche Gedanken“ aufmerksam gemacht. Dass das Namenlose denkbar unwillkommen und schlechterdings inak-

zeptabel war, ahnten wir. Genau genug. Nur schwach ist mir aus der Grundschule, drittes oder viertes Schuljahr, da war die sympathische junge Katechetin unsere Lehrerin, eine etwas ausdrücklichere Ansprache in Erinnerung. Was wollte sie uns sagen? Was blieb, war kein Leitwort. Kein Leitstern. Unbehagen. Unverständnis. Diffuse Peinlichkeit.

Mäßigkeit und Sparsamkeit

Der einflussreiche Philosoph der deutschen Frühaufklärung, Christian Thomasius, erblickt in Auseinandersetzung mit der antiken Philosophie Epikurs die Glückseligkeit allein in der vernünftigen Liebe zu anderen Menschen. Diese „vernünftige Liebe der Wollust“, wie er sie nennt, ist durch „Mäßigkeit und Sparsamkeit“ gekennzeichnet. Mäßigkeit und Sparsamkeit, ehrbare bürgerliche Tugenden. Gewiss. Immerhin hat Thomasius noch einen umfassenderen Begriff der „unvernünftigen Liebe“ als die folgenden Jahrhunderte. Mit Platon stellt er sie neben Ehrgeiz und Geldgeiz. Wir verbeugen uns heute hingegen eher schamlos vor Macht und Geld, und „Geiz ist geil“.

Überragendes Gut

Menschliche Geschlechtlichkeit, recht geordnet, ist für den Kirchenlehrer Thomas nicht nur gut oder ein Gut, sondern ein „überragendes Gut“. Als Grundlage dieser Einschätzung dient der Satz: „Alles, was Gott geschaffen hat, ist gut.“ Die Unsinnlichkeit, insensibilitas, gilt Thomas folglich als ein geradezu unsittlicher Mangel: vitium.

Heilige Nüchternheit

Und doch eignet der Lust, der sexuellen Lust, wie es der Aquinate in seiner heiligen Nüchternheit festhält, unvermeidlich ein

Moment des Übermaßes, des Überflusses (abundantia). Dass dieser Überfluss der Lust, der beseligenden Lust, etwas Unvernünftiges hat, steht, so Thomas, jedoch nicht wider die Vernunft. Die Ordnung der Vernunft gilt ihm als „die Ordnung, die der dem Menschen in Glauben und Wissen offenbaren Wirklichkeit entspricht“, so der einflussreiche Thomas-Interpret des 20. Jahrhunderts Josef Pieper. „Es ist nämlich nicht wider die Tugend, wenn das Wirken der Vernunft zuweilen unterbrochen wird durch etwas, was der Vernunft gemäß geschieht; sonst wäre es ja wider die Tugend, sich dem Schläfe hinzugeben.“ So abermals der Kirchenlehrer Thomas von Aquin.

„Me too“

Der gegenwärtige Diskurs über Unkeuschheit hat Namen wie „Me too“, also etwa: „Ich habe das auch mitgemacht, mir ist es auch widerfahren.“ Menschen werden unkeusch, wo sie ihre Macht missbrauchen. Wo sie die Not anderer Menschen ausnutzen, wo sie Abhängige ausbeuten. Das lateinische Wort für Unschuld, *innocentia*, betont den Aspekt des Nicht-Schädigens. Unschuldig und keusch lebt, wer seine Macht über andere nicht ausnützt, wer den ihm anvertrauten anderen nicht ausbeutet, wer sich an verletzlichen anderen nicht schädigend schadlos hält.

Gerechtigkeit

Josef Pieper vermutete bereits 1939, dass wir Christen im Blick auf Keuschheit und Wollust, auf Keuschheit und Unkeuschheit, das Moment der Gerechtigkeit / Ungerechtigkeit kaum beachtet haben. „Diese Akzente wieder richtig zu setzen, erscheint nicht nur deswegen von Bedeutung, weil es so dem wahren Sachverhalt gemäßer ist, sondern auch deswegen, weil die Nichtbeachtung oder ungenügende Beachtung des objektiven Gerechtigkeitsmomentes in Keuschheit und Unkeuschheit aus einem

falschen menschlichen Richtbild stammt [und diese Falschheit zugleich mitverursacht und sozusagen verewigt].“

Hören wir zu!

Susanne Sandherr

Der lebendige Mensch

Das Recollectio-Haus – eine not-wendige Chance

Seit mehr als einem Vierteljahrhundert gibt es das Recollectio-Haus in Münsterschwarzach. Es ist ein Therapiezentrum für Priester und Ordensleute sowie für Männer und Frauen im kirchlichen Dienst. Der Theologe und Psychotherapeut Wunibald Müller, bis 2016 Leiter des Hauses, sah die Notwendigkeit und hatte die Gründungsidee. Fast 1700 Menschen konnten bisher die Chance zu Orientierung, zu Sammlung und Erneuerung ergreifen. Das Haus ist immer voll.

Geschützter Ort

Für die Menschen, die das von acht Diözesen unterstützte Haus für drei bis vier Monate aufsuchen, ist es entscheidend, dass es ein geschützter Ort ist. Worüber gesprochen wird, bleibt innerhalb der Mauern des Hauses. Wunibald Müller hat diesen Schutzraum mit kirchlicher Unterstützung, zunächst auch gegen kirchliche Widerstände, aufgebaut. Er ist der Wirklichkeit des ganzen menschlichen Lebens verpflichtet, der Wirklichkeit der Männer und Frauen im kirchlichen Dienst, die hier Hilfe suchen. Geschlechtlichkeit gehört zu dieser Wirklichkeit.

Berufung leben

Für die Menschen, die das Recollectio-Haus aufsuchen, geht es grundlegend darum, überhaupt wieder ein Gespür für sich

zu entwickeln, um die eigene Berufung leben zu können. Das kann etwa für einen Priester eine Neufindung und -ausrichtung seines zölibatären Weges sein, das kann aber auch die Erkenntnis sein, dass das eigene Charisma ein anderes ist. Müller sieht, dass manche Priester bessere Seelsorger wären, wenn sie eine andere Lebensform für sich wählen könnten. Gleichzeitig schätzt Müller den Zölibat als wertvolle Lebensform – für alle Männer und Frauen, deren Charisma er ist.

Wie eheloses Leben gelingen kann

In der Einleitung zu seinem Buch „Liebe und Zölibat. Wie eheloses Leben gelingen kann“ stellt Müller klar: „Zölibatär zu leben, auf die Ehe oder eine sexuelle Beziehung zu verzichten, ist für sich allein keine Tugend.“ Er kennt die innere Problematik eines Zölibats, „dem die Liebe fehlt, das als Verzicht auf Liebe, als Ausdruck von Distanz gegenüber den Mitmenschen, als Rückzug von der Welt und Wirklichkeit ... verstanden wird“; eine solche Lebensform „verbreitet Sterilität und Enge“. Ganz anders der zölibatär lebende Mensch, der lieben und Liebe zulassen kann. Ein solcher Mensch, Mann oder Frau, lebt „im vollen Bewusstsein und in voller Berührung mit seinem Innersten, einschließlich seiner sexuellen Kraft“; ein solcher Mensch kann ganzheitlich Ja sagen zu seiner Lebensform.

Bis dass der Tod euch scheidet

Müller betont die oft übersehene Gleichrangigkeit der Entscheidung für ein Leben im Zölibat und in der Ehe. Für beide Lebensformen ist der bewusste Wille zu Bindung, Gestaltung und Fruchtbarkeit entscheidend. „Ehe ist immer ein Kunstwerk, wie eine Staatsgründung“ (Friedrich Dürrenmatt) – und, wie Müller formuliert, genau wie das Leben im Zölibat, „eine Lebensaufgabe, die Schwerstarbeit sein kann ... mit Schmerzen, Ein-

bußen, Beschränkungen“. Der erfahrene katholische Seelsorger und Psychotherapeut verweist auf die Gefängnis-Assoziation, die das „lebenslänglich“ auslösen mag – und ist zugleich zuversichtlich, dass „der Perspektive des Lebenslänglichen ... eine radikale Integrations- und Gestaltungskraft“ innewohnt, dass diese Perspektive unverlierbar „etwas Faszinierendes und tief Beglückendes in sich birgt und mit sich bringen kann“.

Gottes Ehre: der lebendige Mensch

Mit diesem Wort des Irenäus von Lyon verweist der Theologe Müller auf die Zusage, „all das, was Gott uns geschenkt hat, (zu) nutzen, um zu lebendigen Menschen zu werden“. Was Gott uns gegeben hat, ist „positiv zu sehen, zu bejahen und in seiner Entfaltung zu fördern“. Das Geschenk der Sexualität ist davon nicht ausgenommen. „Unsere Sexualität zu würdigen und als Geschenk Gottes zu begreifen heißt also, sich all den Entwicklungsschritten zu stellen, die es zu bestehen gilt, um immer mehr zu einer reifen, auch sexuell reifen Person heranzuwachsen.“ Spirituell gesehen geht es darum, als ganze Menschen in eine tiefe, innige, unser Selbst übersteigende Beziehung zu Gott treten zu können.

Legitime Intimität

Müller plädiert deshalb für eine Entdämonisierung von Sexualität im kirchlichen Raum, für eine „Vermittlung der medizinischen und psychologischen Grundkenntnisse ... [und] für die Auseinandersetzung mit der eigenen Sexualität“. So nur sei hier ein verantwortlicher Umgang mit Sexualität und menschliche Beziehungsfähigkeit zu erlangen. Erst die Vertrautheit mit mir selbst ermöglicht (r)echte Vertrautheit mit anderen. Müller verwendet den Begriff der „legitimen Intimität“, die zu leben eine wichtige Fähigkeit auch von Ordenschristen und Priestern darstelle.

Annahme seiner selbst

Für Menschen, die sich verpflichtet haben, zölibatär zu leben, kann die Annahme der eigenen Sexualität erschwert sein; sie muss es aber nicht. Hier betont Müller, dass Entwicklung und Annahme der Sexualität und die Entwicklung aller anderen Bereiche, die zum Menschsein gehören, untrennbar miteinander verwoben sind. Diejenigen, die ihre Sexualität dauerhaft unterdrücken, lassen „*sich* nicht zu“. Es gehe deshalb darum, „*sich selbst* in seiner je eigenen geschlechtlichen Identität zu erkennen und anzunehmen“.

Das Unheimliche

Mit Horaz verweist Müller auf die Problematik verdrängter Sexualität: „Mag man die Natur auch mit der Heugabel austreiben, sie kehrt stets zurück.“ Diese Rückkehr geschieht dann allerdings oft verdeckt und versteckt – und das Unbekannte und Unheimliche verweigert sich allzu oft humaner und christlicher Kultivierung. Müller, der den Wert des Zölibats als Lebensform sieht, erkennt auch die Problematik der Verdrängung menschlicher Sexualität. Ihre Verdrängung verhindere die Möglichkeit, sie „als Quelle für meine Kreativität, meine Leidenschaft, ja meiner Spiritualität fruchtbar zu machen“.

Der ganze Mensch

Wunibald Müller plädiert für die „Integration der Sexualität als respektvolles Hinschauen auf den ganzen Menschen“. Respekt heißt wörtlich übersetzt: noch einmal hinschauen – und diese Chance wird Menschen im Recollectio-Haus gegeben.

Dorothee Sandherr-Klemp

Hoheslied 4, 9–16

Schön bist du, meine Freundin

Den Text finden Sie auf den Seiten 96f.

Schön bist du, meine Freundin, / ja du bist schön.“ Schönheit und ihre Bilder und Bildchen – haben wir derzeit nicht mehr als genug davon? Wahnhafte bis absurd? Von all den Selfies, den unbeirrbar lächelnden, einander gleichenden, sich einander angleichenden, gegebenenfalls schmollmündenden, immer aber unwiderstehlichen, jedenfalls um Unwiderstehlichkeit bemühten Girlies? Und von all den posenden Jungs? In den besten ihrer Jahre, in den besten aller Bilderwelten gefilmt, fotografiert, auf Instagram und Co. verewigt? Für immer und ewig unser. Schön und doch, langweilig. Alle zu gleich.

Sehen

Ich möchte so gerne meine Lieben, meine Nichten, Neffen, Patenkinder, sehen. Auch aus der Ferne. Und doch will ich sie gar nicht so genau auf ihren Selbstdarstellungsmedien entdecken. Dilemma. Kennen Sie den Zwiespalt? Da spüre ich eine Hemmung. Ja gut, ist vielleicht bloß eine Generationenfrage.

Ideal

Oder doch mehr? Wenn sie uns Bilder oder bewegte Bilder schicken, oh wie wunderbar, wir freuen uns. Hauptsache, das gerade geltende Schönheitsideal, der Wunsch, ihm nachzueifern, bewegt sie nicht zu selbstzerstörerischem Tun. Das wäre viel. Aber leider nicht banal. Und noch immer ist dieser Wunsch dringlicher für Mädchen als für Jungs.

Schön bist du, meine Freundin

Ich weiß es. Ich weiß es nicht. Schönheit ist so anziehend. Und doch. Weiß Schönheit über Schönheit Bescheid? Schönheit liegt im Auge des Betrachters. Wer betrachtet mich? Bin ich nicht selbst meine verlässlichste, meine treueste Betrachterin? Und was, wenn mich der Betrachter verlässt? Egal, dann bin ich als mein bester Spiegel unverrückbar da? Bin ich da?

Vom Scheitel bis zum Schoß

In den Versen Hld 4, 1 – 5, 1 preist ein Liebender die Schönheit seiner Freundin. Vom Scheitel, nein, nicht bis zur Sohle. Vom Scheitel bis zum Schoße. Vergleiche aus der Tier- und Pflanzenwelt. Altorientalische Tier- und Pflanzenwelt. Mythologie, Ikonographie jener Zeit. Dynamisch, nicht statisch. Liebes-Blicke in ihrer wundersamen Beweglichkeit, dabei in all ihrer Zielstrebigkeit. Das Selbstbewusstsein der Geliebten, ihre Vitalität und Reinheit und Lebendigkeit. Ihre Zukunft eröffnende Kraft.

Verzaubert hast du mich, meine Schwester Braut

Ein Bewunderungslied. Eine Beschwörung, wie man Götter beschwört: Komm herab. Komm mit mir. Komm zu mir. Und doch Liebe unter Gleichen. „Ich liebe dich, / so wie du mich.“ Ich bewundere und begehre dich – wie du mich bewunderst und ersehnt (1, 2–3). Meine Schwester, schönste Braut.

Verschlossener Garten

Verschlossener Garten und gerade so Lustgarten. Riechen und Schmecken, Essen und Trinken. Genießen. Gesteigerte Empfindlichkeit, Empfänglichkeit für Sinneseindrücke, für Botschaften, die die Sinne ansprechen, beanspruchen – und zugleich

über sie hinausführen. Geliebter und Geliebte suchen einander, freuen sich aneinander, stimmen dem Kommenden, dem Unbekannten zu.

Umeinander werben

„Mein Geliebter komme in seinen Garten / und esse von seinen köstlichen Früchten.“

Werbung. Missbrauchtes und verbranntes Wort. Wir denken an Fernsehspots, an Product-Placement in Wort und Bild. Umeinander-Werben aber, einander Umwerben – das ist biblische Liebeskunst.

Susanne Sandherr

Die Wahrheit ist symphonisch: Hans Urs von Balthasar

Musik war seine große Leidenschaft. Hans Urs von Balthasar war ein begnadeter Pianist und konnte ganze Mozart-Opern auswendig am Klavier spielen. Überhaupt Mozart: in seiner Musik halte der Komponist einen „jenseitigen Raum offen, um das irdische Spiel aufzunehmen“, schrieb Balthasar über Mozart, mit dem ihn eine Art Seelenverwandtschaft verband. Es verwundert demnach nicht, dass Hans Urs von Balthasar die Theologie in den Kategorien der Musik dachte. So deutete er beispielsweise das vermeintliche Problem der vielfältigen christlichen Strömungen als Symphonie, die viele unterschiedliche Stimmen brauche, um einen vollendeten Klang hervorzubringen. Das umfangreiche Werk des Schweizer Theologen mit knapp 100 Büchern und mehr als 500 Aufsätzen hat das theologische Denken des 20. Jahrhunderts jedenfalls außerordentlich befruchtet.

Leidenschaft für das Wahre, Schöne und Gute

Hans Urs von Balthasar wurde am 12. August 1905 in Luzern geboren. In seiner Familie erlebte Balthasar eine weltoffene Atmosphäre. Schon seine Kindheit prägten Musik und Literatur, weswegen sich Balthasar nach seiner gymnasialen Ausbildung zunächst der Germanistik zuwandte. Er ging zum Studium nach Wien. Dort verbrachte er unzählige Stunden in Konzertsälen, Kirchen und Opernhäusern. Er bezog eine Wohnung bei Rudolf Allers, einem österreichisch-amerikanischen Psychiater und Philosophen, der bei Balthasar das Interesse für die Theologie weckte. In Berlin, der zweiten Station seines Studiums, begegnete er Romano Guardini, dessen Vorlesung über den Philosophen Sören Kierkegaard ihn nachhaltig beeindruckte. In Zürich wurde Balthasar schließlich in Germanistik promoviert. Balthasar störte sich daran, dass weitläufig Ästhetik und Theologie als unvereinbare Pole betrachtet wurden. Ihn interessierte, wie die Herrlichkeit Gottes und die Schönheit der Welt miteinander in Beziehung stehen, und er traf daher eine folgenreiche Entscheidung.

Eintritt in den Jesuitenorden

1929 trat Balthasar in den Jesuitenorden ein. Während seiner theologischen und philosophischen Grundausbildung prägten ihn die beiden Theologen Erich Przywara und Henri de Lubac. Ohne die beiden Freunde hätte er die „Trostlosigkeit der Theologie“, wie er das damalige Theologiestudium empfand, nicht überlebt. 1936 wurde er in München zum Priester geweiht. 1940 wurde ihm die Übernahme einer Dozentur oder die Stelle des Studentenseelsorgers angeboten. Balthasar entschied sich für die Seelsorge und zog nach Basel. Dort wurde Balthasar rasch durch zahlreiche Vorträge und Exerzitien bekannt. Eine ökumenische Freundschaft verband ihn mit Karl Barth, damals schon eine Berühmtheit. Mit ihm teilte Balthasar die Leiden-

schaft für die Musik, insbesondere für Mozart. Unzählige Male sah man Balthasar aus dem Haus Karl Barths mit einem großen Stapel Schallplatten unter dem Arm heraus- und hineingehen. Doch reizte ihn auch die theologische Auseinandersetzung, die in einem Buch über Barths Theologie (1951) ihren Ausdruck fand. 1952 erschien sein Werk „Die Schleifung der Bastionen“, in dem Balthasar forderte, die Kirche solle die Fenster zur Welt aufstoßen. Eine Kirche, die nicht in ihrer Ganzheit offen zur Welt sei, habe aufgehört, Kirche Christi zu sein, schrieb der Schweizer Theologe.

Begegnung mit Adrienne von Speyr

Sein weiteres Wirken beeinflusste das Zusammentreffen mit der Basler Ärztin Adrienne Kaegi-von Speyr. Balthasar sah sie als mystisch begnadet an und gründete mit ihr das Säkularinstitut „Johannesgemeinschaft“, dessen Mitglieder einen säkularen Beruf ausübten, aber nach den Regeln eines Ordens lebten. Um die Werke Adrienne von Speyrs zu veröffentlichen, eröffnete er zudem den „Johannes Verlag“. Wohl auch aus Enttäuschung darüber, dass die Arbeit Adrienne von Speyrs nicht anerkannt wurde, trat Balthasar 1950 aus dem Jesuitenorden aus. Ihn kränkte außerdem, dass über seinen Freund Henri de Lubac ein Lehrverbot verhängt wurde. In diesen Jahren reifte schließlich sein theologisches Hauptwerk, das aus den Teilen „Herrlichkeit“, „Theodramatik“ und „Theologie“ besteht. Darin entwickelte er den Gedanken, dass das Dasein ein Drama ist, in dem jeder von Gott eine bestimmte Rolle erhalte: „Die Offenbarung ist in ihrer ganzen Gestalt im Großen wie im Geringen dramatisch. Sie ist die Geschichte eines Einsatzes Gottes für seine Welt, eines Ringens zwischen Gott und Geschöpf um dessen Sinn und Heil.“ Zum Zweiten Vatikanischen Konzil wurde Balthasar nicht eingeladen, entdeckte aber viele seiner Gedanken in den veröffentlichten Texten. Die nachkonziliaren Entwick-

lungen sah Balthasar jedoch mit Sorge und forderte von der Kirche, das unterscheidend „Christliche“ stärker zu betonen. Viele sahen in dem Vordenker von einst nun einen konservativen Theologen auf dem Rückzug. Balthasar in Schablonen pressen zu wollen, wird aber der Originalität seiner Theologie nicht gerecht. Papst Johannes Paul II. ernannte ihn am 28. Mai 1988 zum Kardinal, worin Balthasar auch eine Anerkennung seines Lebenswerkes sah, das untrennbar mit Adrienne von Speyr verbunden ist. Jedoch starb Hans Urs von Balthasar zwei Tage vor der Verleihung des Kardinalshutes am 26. Juni 1988. Mit seiner „Drama-Gestalt“ der Offenbarung hat er der Theologie einen wesentlichen Impuls gegeben.

Marc Witzemberger

Der liturgische Kuss

In vielen Spielfilmen fällt bei Hochzeiten nach dem eigentlichen Trauakt der Satz: „Sie dürfen sich jetzt küssen.“ Dieser Kuss ist eine immer wieder kopierte Erfindung Hollywoods, aber nicht Teil einer kirchlichen Liturgie. Vielleicht resultiert er aus einem Milieu und aus Vorstellungen, die einen wirklichen Körperkontakt zwischen Brautleuten erst ab der Eheschließung erlaubten.

Zwischen Intimität und Verehrung

Für uns ist der Kuss in unserer Kultur ein starker Ausdruck von Intimität, der weit über eine Berührung hinausgeht. Er hat sicher in Familien seinen Platz und ist eine grundlegende Beziehungsform zwischen Eltern und Kindern. Vor allem aber steht die erotische Dimension für uns im Vordergrund. Diese kennt auch die Bibel ganz selbstverständlich: „Mit den Küssen seines

Mundes bedecke er mich. Süßer als Wein ist seine Liebe.“ (Hld 1,2) Aber diese Form finden wir nicht im Gottesdienst.

Der Kuss kann daneben eine Form der Ehrerweisung und der Begrüßung sein, wie sie im Mittelmeerraum häufiger geübt wird. Es handelt sich dann um eine mehr stilisierte Kussform, die klar von der intimen Form zu unterscheiden ist. So fordert Paulus seine Gemeinden an den Enden seiner Briefe mehrfach auf, einander mit dem heiligen Kuss zu grüßen (z. B. Röm 16, 16, 1 Kor 16,20), wohl mit einer Art Bruderkuß. Entsprechend kann Judas Jesus mit einem Kuss begrüßen und zugleich verraten (Lk 22,27 f.).

Liturgische Form der Verehrung

Die Form der Verehrung durch einen Kuss kennen wir auch heute noch in der Liturgie. Der Altar als Ort der Christus-Präsenz wird zu Beginn und am Ende jeder Eucharistiefeyer, beim Einzug und Auszug, vom Priester mit einem Kuss verehrt. Auch bei der feierlichen Laudes oder Vesper wird der Altar, bevor er mit Weihrauch inzensiert wird, geküßt. Das Evangeliar wird nach der Verkündigung des Evangeliums vom Zelebranten mit einem Kuss geehrt. Die frühere Liturgie kannte noch zahlreiche weitere Küsse bei der Messe, wenn liturgische Geräte überreicht oder gebraucht wurden, die aber mit der Liturgiereform weggefallen sind. Es bleiben nur die Küsse von Gegenständen, die Christus selbst repräsentieren.

Eine besondere Form des verehrenden Kusses war der Fußkuß, der eine intensive Huldigung darstellte. Er stammte aus dem Osten und war über byzantinisches Hofzeremoniell an den päpstlichen Hof und in seine Liturgie gelangt. Heute wird er allein am Karfreitag bei der Kreuzverehrung noch geübt: Sowohl der Priester mit seiner Assistenz wie die Gemeinde können das Kreuz durch Kniebeuge oder ein anderes Zeichen verehren. Bis

zur jüngsten Liturgiereform war als Zeichen ein Fußkuss vorgesehen, jetzt ist allgemeiner vom „Kuss“ die Rede.

Der Friedenskuss

Der Kuss als Weise, den Nächsten zu ehren und zu respektieren, findet sich wohl am intensivsten beim Friedenskuss, der auf die Wange des anderen gegeben wird. Es ist der „Kuss“, der als Zeichen des Friedens und der Versöhnung vor dem Empfang der Eucharistie ausgetauscht wird. Vielleicht stand dieser Ritus zunächst am Übergang vom Wortgottesdienst zur eigentlichen Eucharistiefeyer, wie dies heute das Messbuch für den Kongo wieder kennt, aber auch viele östliche Riten praktizieren. Seit dem Mittelalter wird er als Vorbereitung zur Kommunion gesehen und mit Mt 5, 23 f. begründet.

Antik dürfen wir noch von einem wirklichen Kuss ausgehen, dann wird dieser stärker stilisiert. Laut einer (idealisierten) Ordnung des spätantiken Papstgottesdienstes nimmt der Friedenskuss seinen Ausgang vom Altar und wird dann jeweils zum Nächststehenden weitergegeben. Immer geht er mit dem Wunsch des Friedens an den Nächsten einher. Mittelalterlich wird der direkte Kuss aber als zu direkt empfunden. Es wird eine sogenannte Pax-Tafel eingeführt, die der Zelebrant zuerst küsst und die dann an die Nächsten zum Küssen weitergereicht wird. Nominell hat das nachtridentinische Messbuch den Friedenskuss über die Pax-Tafel beibehalten. Faktisch war er aber zu einem Ehrenvorrecht von Personen höheren Standes geworden und wurde schließlich ganz aufgegeben. Auch in anderen Liturgiefamilien wurde der Friedenskuss faktisch auf den feiernen Klerus beschränkt.

Heute ist das Reichen der Hand beim Friedensgruß an die Stelle des Kusses getreten. Allerdings ist das Zeichen des Friedens nicht festgelegt und in Kulturen mit formalisiertem Küssen zur Begrüßung wie in Frankreich ist auch der Friedenskuss bei

Messen zu sehen. Es wäre aber unsinnig, hieraus ein Ideal oder ein Muss abzuleiten, denn gerade körperliche Umgangsformen und Zeichen sind einem stetigen kulturellen Wandel unterworfen, den man auch im Gottesdienst nicht ignorieren kann. In geistlichen Gemeinschaften und Klöstern kann die Umarmung eine adäquate Ausdrucksform sein, wie sie vielfach von Konzelebranten bei einer Messfeier geübt wird.

Der Kuss zur Aufnahme in einen Stand

Es gibt zudem Formen des Aufnahmekusses, die mit dem Friedenskuss und/oder einer Umarmung verbunden sind. Nach der spätantiken Ordnung der sogenannten *Traditio Apostolica* wurden die Neugetauften und mit Chrisam Gesalbten vom Bischof geküsst und umarmt mit den Worten: „Der Herr sei mit dir.“ Darin kam nicht nur die Aufnahme in die Gemeinde zum Ausdruck, sondern der Kuss wurde zu dieser Zeit auch als Besiegelung und Abschluss eines vorhergehenden Gebetes verstanden. Obwohl sich der heutige Ritus der Erwachsenentaufe in vielem an dieser Ordnung orientiert, ist dieses Element nicht übernommen worden.

Heute noch findet sich bei der Weihe von Diakonen, Priestern und Bischöfen ein ähnliches Zeremoniell. Im aktuellen Buch für die Weihen ist nicht mehr von einem Kuss die Rede, sondern allein von einer Umarmung. Immer umarmt der Bischof – bei der Priesterweihe auch einige der anwesenden Priester, bei der Diakonenweihe einige der anwesenden Diakone – den oder die Neugeweihten. Es ist also eine Art von Begrüßung und Aufnahme in einen bestimmten geistlichen Stand. Ähnlich ist es bei den klösterlichen Riten der Ordensprofess.

Friedrich Lurz

Neue Bücher des Deutschen Liturgischen Instituts

Das Deutsche Liturgische Institut hat kürzlich mehrere Bände veröffentlicht, die verschiedene Themenbereiche des Gottesdienstes genauer aufschlüsseln und auf Veranstaltungen der Trierer Sommerakademie in den Jahren 2014 bis 2016 zurückgehen. Sie sind einerseits fachlich fundiert, bieten aber gerade für Praktiker Anregungen zum Weiterdenken und zur Diskussion sowie wichtige Hintergrundinformationen.

Ein erster Band stellt das neue Gotteslob vor, das 2013 erschienen ist und unsere Gottesdienste über die nächsten Jahrzehnte prägen wird. Ein erster Abschnitt erläutert in einzelnen Beiträgen den Prozess der Entstehung und stellt den Eigenteil für Österreich genauer vor. Das Gotteslob als Glaubensbuch wird ebenso erschlossen wie dessen ökumenische Dimension. Ein weiterer Abschnitt stellt die musikalische Dimension in den Vordergrund, beachtet die unterschiedlichen musikalischen Gattungen, das Nebeneinander von alten und neuen Formen des Singens (wobei das Neue Geistliche Lied besondere Beachtung erfährt) sowie die Aufnahme von Liedern aus Schweden und den Niederlanden. Ein dritter Abschnitt ist eher praktisch orientiert und widmet sich der Frage, mit welchen Mitteln ein Lied neu in der Gemeinde eingeführt werden kann und wie Sakramentsfeiern und Andachten mit dem Gotteslob gestaltet werden können. Abschließend werden die begleitenden Publikationen zum Gotteslob erschlossen.

Meinrad Walter – Albert Josef Urban (Hg.), Das Gebet- und Gesangbuch Gotteslob. Kirchenmusikalische Impulse. Kommentierte Einblicke. Pastoralliturgische Perspektiven, Trier 2017, 260 S., ISBN 3-937796-20-8, 14,80 € (D)

Die Schnittpunkte von Gottesdienst und pastoralem Handeln werden in einem weiteren Band thematisiert, der breit ansetzt.

Das Spannungsfeld von liturgischem Ideal und der Wirklichkeit des Lebens wird von Ottmar Fuchs am Beispiel der Trauungsrituale deutlich gemacht. Nicole Stockhoff stellt Modelle einfachen Betens vor, die einer religiösen Sprachlosigkeit entgegenwirken wollen. Eduard Nagel erläutert den Ansatz der Trierer Diözesansynode, den Gottesdienst vom Menschen her zu denken. Jürgen Bärsch wirft einen Blick zurück auf die Bedeutung der gottesdienstlichen Feiern im sozialen Leben des Barocks. Kleinere Beiträge thematisieren die Milieuorientierung des Gottesdienstes, das Taufgedächtnis und die Segensfeier in der Sterbestunde, das Projekt „Ökumenisches Stundengebet“, an dem auch MAGNIFICAT beteiligt ist, sowie die Aufgabe der Musik für die pastorale Dimension des Gottesdienstes.

Ottmar Fuchs – Manuel Uder (Hg.), Liturgie und Pastoral. Impulse für die Seelsorge aus den gottesdienstlichen Feiern, Trier 2017, 175 Seiten, ISBN 3-937796-18-5, 12,80 € (D)

Das sich rapide wandelnde Verhältnis von Gottesdienst und Glaube in unserer Gesellschaft steht im Mittelpunkt eines dritten Bandes. Stephan Wahle zeigt die Transformationsprozesse unserer Zeit auf und wie diese auf Feier und Verständnis des Gottesdienstes einwirken. Michael N. Ebertz benennt von religionssoziologischer Seite die Funktion von Liturgie in einer sich wandelnden Gesellschaft und nimmt den Vorwurf der „Dienstleistungsmentalität“ in Bezug auf gottesdienstliches Handeln kritisch unter die Lupe. Mehrere Beiträge thematisieren das Schlagwort „lex orandi – lex credendi“ (frei übertragen: der Inhalt des Betens ist der Inhalt des Glaubens) aus unterschiedlichen Perspektiven. Zunächst ungewöhnliche Aspekte bringen das Gespräch mit Künstlern und der Blick auf Gedichte ein, die Liturgie thematisieren. Aber auch Musik und Bibel im Gottesdienst werden auf ihre Glaubensdimension hin beleuchtet. Schließlich wirft Stephan Wahle einen genaueren Blick auf das

Weihnachtsfest, das wohl wie kein anderes zwischen religiösen und gesellschaftlichen Erwartungen steht.

Stephan Wahle – Benjamin Leven (Hg.), Liturgie und Glaube. Gottesdienstliche Feiern und persönliche Formen des Glaubens, Trier 2017, 210 Seiten, ISBN 9783-937796-19-2, 12,80 € (D)

Friedrich Lurz

Diese Titel können Sie auch über den für Ihr Land zuständigen Leserservice von MAGNIFICAT (siehe Seite 351) bestellen oder direkt beim Deutschen Liturgischen Institut, Postfach 2628, D-54216 Trier, FAX: +49/65 1/9 48 08 33

Selige des Monats: Maria Rosa Fleisch

Über Jahrzehnte war die Gründerin der Waldbreitbacher Franziskanerinnen in Vergessenheit geraten. „Mutter Rosa“, wie sie genannt wurde, hatte die letzten Jahre ihres Lebens einsam und abgeschieden verbracht, nachdem sie von einigen Gegnern ihrer Gemeinschaft an den Rand geschoben worden war. Man hatte versucht, die Erinnerung an ihr Lebenswerk systematisch zu tilgen. Erst nach einigen Jahren überführte man ihre sterblichen Überreste in eine Gruft auf dem Friedhof des Mutterhauses ihrer Gemeinschaft, als ihre früheren Widersacher gestorben waren und man das Wirken Maria Rosas neu erkannt hatte. 1957 wurde der Seligsprechungsprozess eröffnet. Es dauerte jedoch weitere dreißig Jahre, bis ihr Sarg in die Kirche des Mutterhauses gebracht wurde. 2008 wurde sie durch Papst Benedikt XVI. seliggesprochen.

Sorge für die Armen und Benachteiligten

Margaretha Fleisch wurde am 24. Februar 1826 in Schönstatt bei Vallendar geboren. Früh verlor sie beide Eltern und musste

als älteste Tochter für den Lebensunterhalt der Familie sorgen. Sie fertigte Handarbeiten und sammelte Kräuter, um diese zu verkaufen. Daneben kümmerte sie sich bereits um die Pflege von Waisenkindern und Kranken. Als sie 1844 an der Heilig-Rock-Wallfahrt in Trier teilnahm, fasste sie den Entschluss, eine Ordensgemeinschaft zu gründen. 1851 zog sie zusammen mit ihrer leiblichen Schwester nach Waldbreitbach, wo die beiden Waisen und Pflegebedürftige beherbergten. Rasch schlossen sich ihnen weitere Frauen an, um zusammen nach dem Vorbild der Franziskanerinnen in einer Gemeinschaft zu leben. 1861 hatten sie dafür auch ein neues Haus bauen können. Zwei Jahre später genehmigte der Bischof von Trier offiziell die Gemeinschaft. Margaretha nahm den Namen Maria Rosa an und wurde erste Generaloberin ihrer Gemeinschaft.

Schnelle Ausbreitung des Ordens

Bereits wenige Wochen später wurden die ersten Filialen gegründet. Als Rosa Flesch 1878 ihre Amtszeit beenden musste, gab es bereits 22 Filialen, in denen insgesamt rund 100 Schwestern tätig waren. Mit dem damaligen Rektor der Gemeinschaft und ihrer Nachfolgerin kam es zum Konflikt. Maria Rosa wurde versetzt und arbeitete im Kräutergarten und der Paramentenwerkstatt. Sie wollte die junge Gemeinschaft nicht gefährden und ertrug alles geduldig in Gebet und Gehorsam. Viele ihrer jungen Mitschwestern wussten nicht einmal, dass sie die Gründerin des Ordens war. Am 25. März 1906 starb Maria Rosa Flesch. Heute unterhält der Orden weltweit rund 50 soziale Einrichtungen mit über 11 000 Beschäftigten. Als Festtag der seligen Maria Rosa Flesch wurde der 19. Juni, der Tag ihrer ewigen Profess, bestimmt.

Marc Witzenbacher

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

Juli 2018

Wie wir leben können
Fleiß · Faulheit

Es gibt kein in allem Tun gründendes Glück,
es sei denn, ein jeder freut sich
und so verschafft er sich Glück,
während er noch lebt.

Buch Kohelet – Kapitel 3, Vers 12

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© **Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

ZUM TITELBILD

Heimsuchung (Initiale D)

Wonnentaler Graduale,
Breisgau um 1340/50, Cod. U.H. 1, fol. 176v,
© Karlsruhe, Badische Landesbibliothek

Das Wonnentaler Graduale entstammt dem Zisterzienserinnenkloster Wonnental im Breisgau. Es handelt sich hierbei um ein Choralbuch, das um 1340/50 für den liturgischen Gesang der Klosterschwestern angefertigt wurde und die gesungenen Teile der Messliturgie samt Noten enthält. Neben den Gesängen zur Messfeier während des Kirchenjahres („Proprium de Tempore“) enthält es diejenigen zu den Heiligengedenktagen („Proprium de Sanctis“), zusätzlich die Gesänge zu den Votivmessen, zu den Messen für Verstorbene, die Allerheiligenslitanei und Sequenzen.

Der Codex besteht aus 258 Pergamentblättern und enthält allein 230 große blau-rote Fleuronnéinitialen (mit filigranen, weit ausladenden Ranken, die mithilfe dünner Federn mit Tinte gezeichnet wurden), zusätzlich 10 figürliche Fleuronnéinitialen (zu diesen zählt auch die auf unserem Titelbild abgebildete Initiale) und 9 figürliche Goldgrundinitialen (die aber zum Teil aufgeklebt sind und somit wohl nicht zum Originalbestand gehören) jeweils zu Beginn der Texte. Neben diesen Initialen sind vielfach Stifterwappen und -figuren abgebildet.

Der aufwendig gestaltete Codex ist sicherlich nicht im Kloster Wonnental selbst entstanden, sondern wurde vermutlich als Stiftung dem Kloster geschenkt und entstand wohl in einem nicht näher bekannten Skriptorium im Breisgau. Mit der Säkularisation gelangte die kostbare Handschrift nach Karlsruhe.

Unser Titelbild zeigt die Begegnung von Maria und Elisabet: Beide Frauen sind schwanger. In ihrer Umarmung findet auch eine Begegnung der beiden ungeborenen Kinder statt, Jesus und Johannes des Täufers.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

Wer sich regelmäßig Zeit für Gott nimmt, eckt damit nicht nur bei Menschen an, die sich für Religion und Spiritualität nicht interessieren. „Vertane Zeit!“ „Da sollte man lieber was Handfestes tun!“ Br. Thomas Quartier berichtet, wie selbst Mönche mit solchen Unterstellungen konfrontiert werden, und zeigt ansprechend auf, wie Fleiß benediktinisch verstanden werden kann (siehe S. 356–359). – Und was ist Ihre Erfahrung? Ich meine jetzt weniger die Reaktionen, sondern eher: Wie wirkt sich für Sie die stille Zeit aus, die Sie sich für Ihr geistliches Leben frei halten?

Wenn ich es hinbekomme – so ganz einfach ist das in der täglichen Routine nicht –, wirkt sich das spürbar aus. Psalmen singen, aus der Bibel lesen, oder einfach stille werden, das gibt dem Leben eine andere Qualität. Man stellt die eigene Zeit in einen anderen Horizont. Beeindruckt hat mich ein Gespräch mit Sr. Philippa in der Benediktinerinnen-Abtei St. Hildegard in Eibingen im Rheingau. Sr. Philippa wurde in einem Kreis von Presseleuten nach dem Unterschied zwischen weltlichem und klösterlichem Leben gefragt. Als frühere Journalistin, so ihre Antwort, kenne sie den Zeitdruck in der Medienbranche. Der Eintritt ins Kloster habe da eine spürbare Änderung gebracht. Gleichwohl seien die Aufgaben im Kloster nicht weniger umfangreich. Und dann ein Satz, der mir besonders in Erinnerung geblieben ist: „Wir verbringen drei bis vier Stunden täglich mit Chorgebet und stiller Zeit; da bleibt für andere Aufgaben weniger Zeit. Aber man schafft einfach mehr.“ Sr. Philippa hat nicht weiter ausgeführt, woran genau das liegt, und das lässt sich kaum allgemeingültig sagen. Doch der Zusammenhang mit dem Raum, den das Geistliche im Kloster hat, war für sie vollkommen klar. Ein Zeugnis, das zu denken – und zu üben gibt.

Ihr Johannes Bernhard Uphus

... hüpfte das Kind vor Freude in meinem Leib

Lk 1,39–56

Das Fest Mariä Heimsuchung wird im deutschen Sprachraum am 2. Juli gefeiert. Es wurde 1263 vom Ordensgeneral der Franziskaner Bonaventura für seinen Orden eingeführt und 1389 von Papst Bonifaz IX. auf die gesamte lateinische Kirche ausgeweitet. Da der 2. Juli aber nach dem Geburtsfest Johannes des Täufers am 24. Juni liegt (einen Tag nach dem Oktavtag des Johannesfestes) und eine Begegnung der beiden ungeborenen Kinder zu diesem Zeitpunkt nicht möglich erscheint, zog die nachkonziliare Liturgiereform 1969 das Fest auf den 31. Mai vor (was bis dahin der Termin des Festes Maria Königin war), sodass es zugleich zum Abschluss des traditionellen Marienmonats wurde. Im deutschen Sprachraum hielt man aber wegen vieler alter Patrozinien und Wallfahrten am alten Termin fest.

Im Wonnentaler Graduale findet sich die Initiale D mit der Darstellung der Heimsuchung zu Beginn des Introitus zur Messfeier am Fest der Geburt Johannes des Täufers (24. Juni). Der Text ist auf der Innenkarte nachzulesen: „De ventre matris meae vocavit me Dominus nomine meo ...“ (Vom Mutterleib an hat mich der Herr bei meinem Namen gerufen...). Es handelt sich hier um eine Variante von Jes 49, 1.

Zwei schwangere Frauen begegnen sich

Die bildliche Darstellung aber, die mit Deckfarben in die Fleuronéinitiale D hineingemalt ist, nimmt Bezug auf den Bibeltext, in dem uns der Evangelist Lukas die Szene beschreibt (vgl. Lk 1, 39–56): Maria war zu ihrer Verwandten Elisabet ins Bergland von Judäa geeilt, wohl um der Schwangeren zu helfen.

Doch auch sie selbst war schwanger. Als die beiden schwangeren Frauen sich begrüßen, reagiert das Kind im Leib der Elisabeth, Johannes der Täufer, auf den Gruß und hüpfet vor Freude.

Auf dem Titelbild sehen wir Maria auf der linken Seite. Sie ist jünger gezeitigt als ihre Verwandte Elisabeth. Die Kleidung ist sehr ähnlich, nur die Farben unterscheiden sich und verwirrenderweise ist Elisabeth im „marianischen“ Blau gezeitigt. Das Kinntuch kennzeichnet sie aber als verheiratete Frau; im Gegensatz dazu ist Maria als Jungfrau gezeitigt. Beide Frauen legen einander einen Arm um die Schulter und halten sich an der anderen Hand. Sie schauen sich intensiv in die Augen. Einen goldenen Heiligenschein tragen beide Frauen.

Die ungeborenen Kinder

Sehr selten in der Kunstgeschichte wird aber auch das innere Geschehen der beiden Frauen gezeitigt: Der ungeborene Jesus und der ungeborene Johannes der Täufer sind ebenfalls zu sehen. In einem ovalen Ausschnitt jeweils in der Brust (!) der beiden Frauen sind die beiden kleinen Kinder dargestellt, die sich ebenfalls einander zuwenden. Wir sehen nicht, wie Johannes vor Freude hüpfet, aber wir sehen, wie beide Kinder aufeinander reagieren: Johannes faltet die Hände als Zeichen der Anbetung, während Jesus die Rechte hebt und den Johannesknaben segnet. Beide Knaben sind mit einem Heiligenschein ausgezeichnet; der Nimbus Jesu trägt zusätzlich ein Kreuz.

Diese seltene Form der Darstellung von Mariä Heimsuchung findet sich vorwiegend im deutschsprachigen Kunstraum; mir ist aber kein älteres Beispiel bekannt. Die Georgskirche in Rhäzüns (Schweiz) enthält ein Fresko vom Ende des 14. Jahrhunderts, und im Augustinermuseum in Freiburg im Breisgau befindet sich ein Marien Teppich um 1400 mit der Szene, die auch der Kleine Friedberger Altar um 1420 zeigt. Sie ist auch nur im gläubigen Realismus des ausgehenden Mittelalters zu erwarten.

Dieser Realismus ging so weit, dass es vereinzelt Skulpturen der Heimsuchung mit kleinen Türen gab, hinter denen den Müttern Figürchen der Kinder in den Leib gelegt wurden. Jenseits solcher Übersteigerungen der Volksfrömmigkeit ging es bei den Darstellungen der ungeborenen Kinder darum, die Gottessohnschaft Jesu und die Gottesmutterchaft Marias zu verdeutlichen, aber auch die besonderen Umstände der beiden Frauen zu unterstreichen. Die Kirchenväter sahen in dieser Begegnung der beiden ungeborenen Kinder sogar die Erlösung des Täuflers von der Erbsünde.

Initiale mit Beterin

Bei der Initiale handelt es sich um eine sogenannte Fleuronné-initiale. Der Buchstabenkörper ist mit Deckfarben in Rot, Blau und Grün gemalt. Ausgespart wurden aber Rankenwerk und ein Drachenwesen mit menschlichem Kopf; hier ist der Pergamentgrund zu sehen. Vom Buchstabenkörper geht eine Fülle von mit Tinte gezeichnetem feinem Rankenwerk aus, welches das Binnenfeld der D-Initiale ganz ausfüllt. An den vier Ecken und in der Mitte des Buchstabenstammes sind außen kreisförmige Ornamente eingefügt, zwei Kreise zeigen wiederum Drachenwesen. Links neben der Initiale kniet eine Beterin. Sie ist im Habit der Zisterzienserinnen gezeigt. Wahrscheinlich handelt es sich um die Wonnentaler Äbtissin zur Zeit der Anfertigung des Graduales. Sie verehrt das Geheimnis der Begegnung.

Tiefendimension des Glaubens

Die Begegnung zwischen Maria und Elisabeth enthüllt nämlich eine Tiefendimension christlicher Begegnung. Die Frauen begegnen sich in Liebe und Zuneigung. Auf einer tieferen Ebene begegnen sich die beiden ungeborenen Kinder Jesus und Johannes. Wenn wir in Betracht ziehen, dass wir alle Christus-

trägerinnen und Christusträger sind, dass Christus am Grunde unserer getauften Seelen lebt, dann ereignet sich auch, wenn wir uns begegnen, eine viel tiefere Begegnung, deren wir uns oft nicht bewusst sind. Sie findet trotzdem statt: Wir können Christus begegnen in dem Menschen, der uns gegenübersteht. Vielleicht ist es manchmal der strahlende Auferstandene, und es fällt uns nicht schwer, ihn zu erkennen. Aber manchmal ist es eher der Gekreuzigte, und wir tun uns schwer, ihn zu sehen, wenn er sich in Dunkelheit hüllt. Ja, wir können sogar noch einen Schritt tiefer gehen: Christus trifft sich selbst, es ist eine Begegnung in Gott, eine Begegnung der göttlichen Liebe, wo wir Christen uns begegnen.

Heinz Detlef Stäps

Fleiß – Faulheit

Ohne Fleiß kein Preis. Lob dem Fleiße. Bienenfleißig. Mutet das alles nicht etwas altbacken an? Etwa wie Häkeldeckchen. Oder eben wie Fleißkärtchen. Fleiß solo hat etwas Braves, etwas Subalternes. Wollen wir in der heutigen Arbeitswelt vor allem für unseren Fleiß gelobt werden, oder doch noch lieber für unsere Durchsetzungs- und Innovationskraft und für unsere Effizienz? Aber ohne ein Quantum Ausdauer, Selbstdisziplin, Strebsam- und Beharrlichkeit geht im Leben, und gewiss im Berufsleben, gar nichts.

Streitbar

Folgt man dem Deutschen Wörterbuch der Grimms, so ist die ursprüngliche Bedeutung von Fleiß nicht verlässlich abrufbare Emsigkeit – das Attribut emsig leitet sich übrigens von der wimmelnden Tätigkeit des Ameisenvolkes ab –, sondern Anspannung der Kräfte, Streitbarkeit, Kampfgeist, Lust zum und Lust am Wettstreit. Dem Deutschen Wörterbuch zufolge ist jedoch bei dem Wort Fleiß „*die alte bedeutung von streit ganz erloschen, die von eifer und anstrengung aber geblieben*“.

Mit Fleiß

In unserer frühen süddeutschen Kindheit, vielleicht auch in der späteren im Rheinland, war eine weitere Nuance gebräuchlich. „Mit Fleiß“. Das war nicht, wie behauptet, Ungeschicklichkeit, ein bloßes Versehen, vielmehr hat das eine das andere Kind absichtlich von der Schaukel geschubst, mit der Schaufel geschlagen. Juristen würden wohl von Vorsatz sprechen. Wessen Beschreibung des Tathergangs zutraf und welche „alternative Fakten“ lieferte, ist eine andere Frage. Auch diese Facette des Wortes kennen die Grimms.

Arbeit

Spricht man vom Fleiß, ist die Arbeit nicht fern. Arbeit ist in allen Sprachen ein Grundwort. Unerfreulicherweise ist das Wort Arbeit mit den Worten für Mühsal, Not, Beschwerde und körperlicher Qual verschwistert. Wo Arbeit als mit äußerem Zwang verbundene körperliche Anstrengung begriffen wird, die an der dem Weisen allein gemäßen Muße der Kontemplation hindert, ist sie eines freien Menschen unwürdig. „Arbeit und Tugend schließen einander aus“, befindet Aristoteles. Sind systematische Arbeit und Technik nicht aber auch eine Weise, die Gesetzmäßigkeiten der Welt zu entdecken? Im 20. Jahrhundert sagt Martin Heidegger, dass Produktion von Gütern nicht allein Herstellen, sondern auch Entbergen, das bedeutet, Auffinden von Wahrheit, ist.

Flow

Fleißige Arbeiter. Fleißige Frauen. Arbeit ist nicht Muße und ist nicht Spiel, und der oder die Fleißige ist nicht faul. Ohne Preis kein Fleiß? Bedarf es einer außerhalb der Tätigkeit liegenden Motivation, damit Menschen fleißig sind? Die heutige Forschung verneint dies und interessiert sich für den Flow bzw. für das Flow-Erleben. Das englische Wort bedeutet: Strömen, Fließen, Bewegung. Oft genug sind wir fleißig wegen eines Anreizes, der außerhalb unserer Tätigkeit liegt. Eine gute Note bekommen. Gelobt werden. Befördert werden. Ein höheres Gehalt. Aber warum werden mehrtausendteilige Puzzles zusammengesetzt? Um sie an die Wand zu hängen? Liegt die Motivation nicht vielmehr in der Tätigkeit selbst?

Wie von selbst

Wer im Flow fleißig tätig ist, ist bei der Sache wie ein spielendes Kind. Kontemplation und Aktion reichen sich hier die Hand.

Die optimale Passung von Fähigkeiten und Anforderungen ist das wichtigste Kriterium. Dann sind der Weg und das Ziel, die Tätigkeit und das Selbst nicht voneinander geschieden, sondern verbünden und verbinden sich. Und die Tatkraft wächst. Das Zeiterleben koppelt sich ab von der gängigen Chronometrie, Stunden verfliegen wie Minuten. Fleißig, fleißig. Und doch mehr Spiel als Arbeit, jedenfalls nicht Anstrengung, Mühsal und Qual. Und doch – Produktivität und Effizienz. Alles geschieht: wie von selbst. Fleiß, ist diese Tugend nicht vor allem notwendig zur Bewältigung von Aufgaben, die ich mir nicht selbst gestellt habe? Flow macht Fleiß überflüssig. Oder generiert den wahren Fleiß.

Der wahre Fleiß

Der Frankfurter Philosoph Martin Seel bemerkt dazu: „Der wahre Fleiß ... bestünde darin, dranzubleiben an Vorhaben, die man aus eigenem Antrieb will und hinter denen man deshalb auch wirklich steht.“ Er fügt allerdings hinzu: „Sobald man Tätigkeiten dieser Art für sich entdeckt hat, ist gar kein Fleiß mehr vonnöten. Unverzagtheit, Hartnäckigkeit und Zielstrebigkeit treten an seine Stelle.“

Fleiß als Vorschule des Lebens

Der Philosoph beendet seine Analyse mit dem Urteil: „In allen Vorschulen des Lebens ist Fleiß eine unbedenkliche und oft unverzichtbare Tugend; in der des Lebens legt sie eine falsche Fährte.“ Die falsche Fährte der Verabsolutierung des Fleißes führt aber auch nicht zum bedenkenlosen Lob der Faulheit, die einerseits berechtigter Protest gegen die Vergötzung der Arbeit, andererseits Mangel an Selbstsorge sein kann, die Weigerung, Verantwortung zu übernehmen: für sich selbst. Und für bedürftige andere.

Die wahre Faulheit

So wenig der wahre Fleiß noch Fleiß sei, so wenig sei die wahre Faulheit weiterhin Faulheit. Sie wandle sich zur Gabe des Müßigganges, zur Fähigkeit, „in Situationen und bei Tätigkeiten zu verweilen, die einen um ihrer selbst willen beschäftigt sein lassen“. Hier gebe es kein Erreichen oder Verfehlen festgesetzter Ziele. Die Währung von Erfolg oder Misserfolg gelte hier nicht. Und der zeitgenössische Philosoph wagt in einer tätigkeitsbesessenen Zeit die schöne Behauptung: „Müßiggang ist aller Liebe Anfang.“

Susanne Sandherr

Das Recht auf Faulheit

Ein Recht auf Faulheit? Über Faulheit nachdenken und schreiben? Gar das Lob der Faulheit singen? Nähme man dieses hehre Vorhaben voll und ganz ernst, müsste es – versanden. Gotthold Ephraim Lessing hat das in einem Lied auf die Faulheit eindrucksvoll vorexerziert. „Faulheit / Höchstes Gut, wer dich nur hat, / dessen ungestörtes Leben – / Ach! Ich gähn, – ich – werde matt / Nun so magst du mirs vergeben, / dass ich dich nicht singen kann; / Du verhinderst mich ja dran.“

Arbeit macht unfrei

Vom Recht auf Arbeit haben wir alle schon einmal gehört. Aber ein Recht auf Faulheit? Ein kurzer historischer Rückblick zeigt, dass die Hochschätzung der Arbeit, vor allem der körperlichen Arbeit, in der europäischen Geschichte alles andere als selbstverständlich war. Die griechische Antike pries die freie Muße und missachtete zweckgerichtete, auf die Sicherung des Le-

bensunterhalts gerichtete Tätigkeit als Sklaven-Arbeit oder als banausisch; bánausos bezeichnet den Handwerker, der seinen Lebensunterhalt durch körperliche Arbeit verdienen musste.

Muße tun

Muße bedeutet in der Antike zunächst das Freisein von Staatsgeschäften und ökonomischen Tätigkeiten. Positiv ist Muße die Hinordnung des Lebens auf den Bereich der ruhenden Beschauung. Mußezeit ist im Altertum nicht Müßiggang, nicht Leerlauf, nicht bloß Zeit der Passivität. Muße haben heißt im Griechischen wörtlich Muße treiben oder Muße tun, es bedeutet Feste feiern, Freude haben, es meint die Beschäftigung während dieser Zeit durch Vorträge, und schließlich bezeichnet das griechische Wort für Muße, schole, auch den Ort dieser Tätigkeit. Ebenso wie in vielen anderen europäischen Sprachen leitet sich unser deutsches Wort Schule vom griechischen schole ab. Eine Schule der Muße? Wer hätte das gedacht.

Erziehung zur Muße

Für die Philosophen Platon und Aristoteles ist nicht Arbeit, sondern Muße Glück. Allein die Muße, so Aristoteles, schafft die Bedingungen, letztes Glück zu erreichen. In der Muße kann der Mensch etwas Göttliches berühren. Ohne darüber zu verfügen, rührt er an etwas, das ihn selbst, seine Bedürfnisse und deren Befriedigung ebenso wie die Orientierung am Gewinnstreben, übersteigt. Achtet die Erziehung nicht auf die Schaffung von Muße, so erzieht sie, so Aristoteles, zur Knechtschaft.

Im Verbund mit Gerechtigkeit, Mäßigung und Wahrheitsliebe

Für den antiken Denker ist es darum Aufgabe des Gesetzgebers, Ziel der Erziehung und Wille des guten Staates, die sozialen

Bedingungen für ein grundsätzlich kontemplatives Verhältnis zur Wirklichkeit zu schaffen. Entsprechend sorgt der Tyrann, der nicht freie Menschen, sondern Knechte braucht, dafür, dass niemand zur Besinnung kommt, dass kein Mensch Muße hat. Aristoteles sieht aber auch die Gefahr, dass für den von aller Arbeit Befreiten in der Überfülle der äußeren Güter Muße in Übermut umschlägt. Darum muss die Muße einhergehen mit den Tugenden der Gerechtigkeit, der Mäßigung und der Weisheitsliebe.

Umwertung in der Neuzeit

Auch wenn die aristokratische Sicht auf Arbeit und Muße der Bibel grundfremd ist, setzt sie sich im christlichen Mittelalter fort in der Scheidung von artes liberales und artes serviles, von freien, also eines freien Mannes würdigen Künsten – Wissenschaften und Beschäftigungen – hier und knechtlichen Künsten bzw. Fertigkeiten und Tätigkeiten da. Erst in der Neuzeit gibt die Muße ihren Vorrang an die Arbeit ab. Eine breite Aufwertung der Arbeit und der zur Arbeit motivierenden Haltungen findet statt. Umgekehrt werden Muße und eine vita contemplativa, ein der Betrachtung gewidmetes Leben, abgewertet und im Extremfall als Faulheit disqualifiziert. Sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Faktoren stehen im Hintergrund: die Ausweitung des Handels und der Geldwirtschaft. Die nunmehr erforderliche Steigerung der Produktivität war nur über die Optimierung der Arbeitsorganisation, die Disziplinierung der Arbeit und optimale Ausnützung der vorhandenen Arbeitskraft möglich.

Held der Arbeit

Während Karl Marx im 19. Jahrhundert Arbeit zum Basisbegriff seiner ökonomischen Theorie machte und hier, bei aller Kritik am kapitalistischen Wirtschaften, mit diesem im Lob der Arbeit

übereinstimmte, verfasste sein Schwiegersohn Paul Lafargue 1883 ein so geistreiches und lesenswertes wie ketzerisches Manifest mit dem Titel „Das Recht auf Faulheit“. Gewiss, Karl Marx war kein Marxist, doch Marxisten haben bedenkenlos Titel wie „Held der Arbeit“ verliehen, das Konkurrenzprinzip in der Arbeitswelt verherrlicht und alle denunziert, die „die Arbeitsmoral der DDR“ (oder der Sowjetunion) angeblich untergruben. Im Sozialismus wurde Paul Lafargues Schrift entweder totgeschwiegen oder verurteilt, verbannt und verbrannt.

Vom Menschenrecht auf Gottes Sabbat

Das deutsche Wort Faulheit – im französischen Original steht das Wort paresse, das mehr die Verweigerung, den Widerstand gegen die Antreiber, betont – ist für eine positive Deutung wohl kaum zu retten. Wenn Schlegel/Tieck in Shakespeares Drama Hamlet übersetzen: „Es ist etwas faul im Staate Dänemark“, dann übersetzt „faul“ das englische „rotten“. Es ist etwas verfault und verrottet im Staate Dänemark. Schwierig, ein Recht auf Verrottung, auf das Dahinfaulenlassen der eigenen Möglichkeiten, zu fordern. Und doch trifft Lafargues Manifest etwas auch für unsere Zeit und für Christen Bedeutsames. Wäre die Besinnung auf den Wert der Muße nicht an der Zeit? Einer Ruhezone für alle, anders als die sogenannte Freizeit, die bis zum Bersten mit Aktivitäten aller Art gefüllt und dem Konkurrenzprinzip unterworfen ist, die der Arbeitszeit doch in Wahrheit wie ein Ei dem anderen gleicht? Einer Ruhe, die auch nicht allein der Wiederherstellung der Arbeitskraft diene, sondern die befreite und für die Begegnung mit dem Anderen, dem göttlich Anderen öffnete? Vom Recht auf Gottes Sabbat ...

Susanne Sandherr

Lob der tätigen Frau (Spr 31, 10–31)

Ermutigung zum Wirken in der Welt

Den Text finden Sie auf Seite 236f.

Im letzten Kapitel des biblischen Buches der Sprichwörter folgt auf die Lehre einer Königsmutter für ihren Sohn (31, 1–9) das Loblied der fähigen, der tatkräftigen Frau (31, 10–31). Das Buch der Sprichwörter preist die tätige oder tüchtige, die vortreffliche Frau, all diese Übersetzungen sind möglich, in einem kunstvollen Lehr-Gedicht.

Nicht geahnt

Lob der tätigen Frau. Viele Frauen kommen mir da in den Sinn. Naheliegend, unsere Mutter, die als junge Lehrerin ihre früh verwitwete Mutter stützte und der Schwester das Studium ermöglichte. Die klassisch unserem Vater „den Rücken freihielt“, für die vier Kinder da war und einen großen Haushalt führte, Haus und Garten „in Schuss hielt“ und gestaltete. Die, damals selbstverständlich, den Beruf aufgab, als Kinder kamen, aber den Wiedereinstieg wagte, als wir größer wurden. Wenn wir von der Schule nach Hause kamen, war sie da. Wir setzten uns an den gedeckten Tisch. Klar, „wir halfen mit“. Wann bereitete sie ihren Unterricht vor? Wenn wir schliefen. Alles geschah unauffällig, unsichtbar. Unsere Mutter, zweifellos eine „Frau von Kraft“, so eine ebenfalls mögliche Übersetzung der „tatkräftigen Frau“. Wusste sie von ihrer Kraft? Vor allem: konnte sie sich daran freuen? Eine Schulfreundin, heute erfolgreiche Juristin, Mutter dreier erwachsener Kinder, sagte mir jetzt, dass sie unsere Mutter damals bewundert habe. Ich vermute, unsere Mutter hat es nicht geahnt.

Tatkraft – Weitblick – Eigenverantwortung

Die tatkräftige Frau wird im Buch der Sprichwörter kunstvoll „von A bis Z“ gerühmt: Die Anfangsbuchstaben der Zeilen folgen dem hebräischen Alphabet. Diese sprachliche Besonderheit geht in der Übersetzung leider verloren. Die Verse 10–12 und 28–31 rahmen das eigentliche Lob. Die fähige Frau tut ihrer Familie und ihrem Haus Gutes, so die Verse 15 und 21. Sie ist tatkräftig und selbstständig, sie handelt mit Weitblick. Sie organisiert und verwaltet ein Anwesen und erweitert es eigenverantwortlich, so Vers 16: „Sie überlegt es und kauft einen Acker, / vom Ertrag ihrer Hände pflanzt sie einen Weinberg.“ Die Frau produziert hochwertige Güter und knüpft eigene Handelsbeziehungen. (Vers 24)

Mit Vergnügen

Ihre Freude an der Tätigkeit und am Erfolg schenkt der hier gepriesenen Frau schier unerschöpfliche Energie (Verse 15 und 18). Die neue Einheitsübersetzung betont die Lust, die diese Frau an ihrer Hände Arbeit hat: „... und arbeitet voll Lust mit ihren Händen.“ (Vers 13b) Im hebräischen Wortlaut arbeitet sie „im Vergnügen ihrer Handflächen“, also mit spürbarer Freude! Die erste Einheitsübersetzung betont dagegen den Fleiß der Frau und spricht von „emsigen Händen“.

Hand in Hand

Das Zentrum des Loblieds bilden die Verse 19 und 20. Hier wird mit den Stichworten Hand und Finger die typische Frauennarbeit, das Spinnen, aufs Engste mit der Zuwendung zu den Armen verknüpft. Die Hand der Frau, die mit Lust und Liebe bei der Arbeit ist, ist auch die Hand, die sich barmherzig dem Bedürftigen öffnet. Die Hände, die Rocken und Spindel fassen, sind eben die helfenden Hände, die sie dem Armen reicht.

Weisheit und Unterweisung

Die mit ihren Händen unermüdlich wirkende – handelnde – und mitfühlend freigiebige Frau ist zugleich weise und vermag in Güte Orientierung zu geben. „Sie öffnet ihren Mund in Weisheit / und Unterweisung in Güte ist auf ihrer Zunge“, so die revidierte Einheitsübersetzung (Vers 26), die hier nahe am hebräischen Text bleibt. Im Lob der Söhne und des Ehemannes kommt das Prinzip dieses Lebens zur Sprache: es ist „Gottesfurcht“, die innere und lebensgestaltende Bindung an den Gott Israels. (Vers 30)

Schule der Aufmerksamkeit

Das Lob der tatkräftigen, der vortrefflichen Frau, ist das nun so etwas wie ein biblisches Muttertagsgedicht? Einmal im Jahr muss es doch gesagt (und gesehen) werden ... Ich denke, es ist etwas anderes und weitaus mehr. Dieses große Frauenlob fordert uns vielmehr auf, jenseits unserer eigenen Klischees die tatsächliche Weite des biblischen Blicks auf weibliche Lebenswirklichkeiten zu entdecken. Eine Schule der Aufmerksamkeit.

Frau Weisheit und die Frauen

Aber, so könnte ein anderer Einwand lauten, ist das Lob dieser nimmermüden, unversieglich tatfreudigen Idealfrau nicht entmutigend für uns müde Durchschnittsfrauen, die wir manchmal so mutlos und lustlos sind? Neben dieser seltenen Perle (Vers 10) – wirken wir da nicht extrem matt? Die Bibelwissenschaft weist darauf hin, dass das Lob der tätigen Frau einerseits konkrete Frauenwirklichkeiten spiegelt, dass die gepriesene Frau aber im Rahmen des Buches zugleich als eine Verkörperung von „Frau Weisheit“ zu begreifen ist, die bei der Erschaffung der Welt wirkend dabei war und durch die Fürsten herrschen und Könige regieren.

Ermutigung zur Teilhabe

So sehe ich hier nicht das Frauen durch Überforderung entwerrende Ideal, sondern die schöne Ermutigung zur Teilhabe am Wirken von „Frau Weisheit“. Ermutigung zur Freude an der eigenen Kraft und Urteilskraft, am eigenen, wirksamen Handeln! Ermutigung zur Freude an Verantwortung und Erfolg! Ermutigung zu vielgestaltigem Wirken in der Welt – in Freude und Güte und Frömmigkeit.

Susanne Sandherr

Das Evangelium wortgetreu leben: Dorothy Day

Sie war eine unbequeme Streiterin für Menschenrechte, Frieden und Gerechtigkeit. Nicht selten wurde die Journalistin Dorothy Day das schwarze Schaf des amerikanischen Katholizismus genannt. Sechs Mal musste sie ins Gefängnis, weil sie bei Demonstrationen verhaftet worden war. Man vermutete hinter ihr eine kommunistische Aktivistin, die sich nur mit ihren frommen Sprüchen tarne. Doch Dorothy Day war eine zutiefst gläubige Frau, deren lebenslanges Suchen im Engagement für die Entrechteten nicht nur einen Sinn fand, sondern darin auch die Erfüllung eines Auftrages Jesu Christi sah. Aus dieser Motivation heraus gründete sie die katholische Arbeiterbewegung „Catholic Workers“ (Katholische Arbeiter), die bis heute weltweit aktiv ist. Richard Kardinal Cushing, langjähriger Erzbischof von Boston, nannte Dorothy Day einen Menschen, der es gewagt habe, „das Evangelium Christi wortgetreu zu leben“.

Sehnsucht nach dem Heiligen

Dorothy Day wurde am 8. November 1897 in Brooklyn geboren. Ihr Vater schrieb Sportreportagen für einige Tageszeitungen. Obwohl der Vater seine Reportagen gerne mit Bibelzitate anreicherte, war die Familie nicht besonders an Religion interessiert, die Kinder wurden nicht getauft. Dorothy jedoch entwickelte einen großen Eifer und las stundenlang in der Bibel. „Ich glaubte, wusste aber nicht, was ich glaubte“, schreibt sie in ihrer Autobiographie *Ich konnte nicht vorüber*. Sie habe schließlich eine „unausstehliche, selbstgefällige Frömmigkeit“ entwickelt. Als der Vater seine Arbeit verlor, siedelte die Familie nach Chicago über, wo Dorothy mit dem Elend der Ärmsten konfrontiert wurde. Der Zustand der Welt am Vorabend des Ersten Weltkriegs stürzte sie in eine tiefe Krise und sie wandte sich mehr und mehr von der Religion ab.

Auf der Seite der Revolutionäre

Nun waren es die Elendsschilderungen Jack Londons und die anarchistischen Theorien von Pjotr Alexejewitsch Kropotkin, die Dorothy Day verschlang. Irgendwie musste man doch die Verhältnisse umkrempeln können! Dorothy Day suchte Menschen, die sich für die Unterdrückten einsetzten. Ein Stipendium erlaubte es der Sechzehnjährigen, an der Universität von Illinois zu studieren. Dort suchte sie Anschluss an sozialistische und marxistische Gruppen, hatte aber nach zwei Jahren genug von den akademischen Auseinandersetzungen. Sie wollte etwas tun und folgte ihrer Familie nach New York. Dorothy konnte bei der sozialistischen Zeitung *Call* (Der Ruf) unterkommen und schrieb Reportagen über Protestkundgebungen und Friedensaktionen, interviewte den legendären Revolutionär Trotzki und sah ihre Aufgabe darin, mit ihren Reportagen eine Anklage gegen das gegenwärtige System aufzubauen. Aber selbst dies schien ihre eigentliche Sehnsucht noch nicht zu stillen. Die

radikalen Sozialisten wurden ihr fremd, weil sie „doktrinär“ waren und mehr redeten als handelten. Kurzfristig begann sie eine Ausbildung zur Krankenschwester, brach diese aber schon nach wenigen Monaten wieder ab. Sie führte ein chaotisches Leben zwischen zahlreichen Jobs und Wohnungen, heiratete einen Mann und verließ ihn wieder. Mitte der 1920er-Jahre verliebte sich Dorothy Day in den Biologen Forster Batterham. Die Geburt ihrer Tochter Tamar brachte sie wieder zum christlichen Glauben. Eine „ungeheure Freude“ hätte in ihr das Bedürfnis geweckt, „anzubeten und zu verehren“. Dorothy Day ließ sich und ihre Tochter taufen. Forster konnte dies nicht nachvollziehen und wandte sich von ihr ab.

„Christus war ein Arbeiter“

Nach zahlreichen Krisen gelang es Dorothy Day, ihren christlichen Glauben mit den sozialistischen Überzeugungen in Einklang zu bringen. Zusammen mit dem aus Frankreich stammenden Priester Peter Maurin gründete sie die Katholische Arbeiterbewegung. Maurin sprudelte vor Ideen, Day brachte sie unters Volk. Mit der Zeitung *The Catholic Worker* (Der katholische Arbeiter) schufen sie ein Organ, in dem sie Streikberichte, Analysen und leicht lesbare Features veröffentlichten und das rasch eine sehr hohe Auflage erreichte. Das Blatt hatte einen symbolischen Preis von einem Cent und wurde von Freiwilligen an vielen Orten ausgelegt. 1934 folgte das „Gastfreundschaftshaus St. Joseph“, wo die Arbeiterbewegung warmes Essen und eine Unterkunft für die Ärmsten anbieten konnte. Dorothy Day servierte dort mit zahlreichen Freiwilligen das Essen. 1980 bestanden bereits über 70 solcher Gastfreundschaftshäuser. Als Peter Maurin 1949 starb, leitete Dorothy Day die Bewegung allein. Sie bereiste die ganze Welt, warb für ihre Bewegung und veröffentlichte zahlreiche Bücher. „Christus war ein Arbeiter“, betonte Day, er habe ein Beispiel gegeben, wie wir die Armen

und Elenden erreichen sollen. Neben dem unermüdlichen Einsatz für die Armen engagierte sich Dorothy Day auch für den Pazifismus, denn jeder Krieg sei letztlich ein Verbrechen an den Ärmsten, wie sie sagte. In der Zeit der regelrechten Jagd auf Kommunisten in den USA führte dies auch zu heftigen Konflikten mit ihrer Kirche. Doch Dorothy Day gab nie auf und ermutigte alle, mit der oft so verständnislosen Kirche zu leben. Denn ihre eigene Arbeiterbewegung sei schließlich ein Beispiel für die Freiheit, die in der Kirche möglich ist. Am 29. November 1980 starb Dorothy Day, wie sie gelebt hatte – bei der Arbeit für und mit armen Leuten.

Marc Witzenbacher

Weihrauch im liturgischen Gebrauch

Vor Jahren schien der Gebrauch von Weihrauch in der christlichen Liturgie immer mehr zurückzugehen und nur noch über Esoterik und fernöstliche Religionspraktiken in unserem Kulturraum präsent zu sein. Inzwischen ist in unseren Kirchen die Verwendung von Weihrauch wieder selbstverständlicher geworden, wenn es auch starke regionale Unterschiede gibt.

Quellen des Weihrauchgebrauchs

Weihrauchkörner sind aus dem pflanzlichen Harz des Weihrauchstrauches gewonnen und entwickeln bei der Verbrennung auf Kohle neben Rauch auch starke Düfte. Man verwendete Weihrauch in der Antike zunächst, um unangenehme Gerüche zu vertreiben, und sprach ihm desinfizierende Wirkung zu. Er wurde mit der Zeit zudem zu einem Zeichen des gesellschaftlichen Ranges: Denn hochgestellte Persönlichkeiten bekamen von Dienern Weihrauchfässer vorangetragen, um ihnen so un-

nötige Geruchsbelästigungen zu ersparen. Der Weg für die Einführung von Weihrauch in den christlichen Gottesdienst war möglich, als das Christentum zur Staatsreligion und die Bischöfe zu Staatsdienern wurden.

Außerdem konnte man sich auf biblische Deutungen des Weihrauch-Gebrauchs berufen. Im Alten Testament dient das Verbrennen von Weihrauch vor der Bundeslade der Gottesverehrung: „Es soll ein immer währendes Rauchopfer vor dem Herrn sein von Generation zu Generation“ (Ex 30,8). In der Himmelsvision der Offenbarung wird das Motiv der Verehrung Gottes mit Weihrauch aufgenommen, das Lamm wird durch Schalen mit Räucherwerk geehrt. Ein instrumentaler Aspekt tritt hinzu, denn nun ist der Weihrauch Träger der Gebete der Heiligen, „um so die Gebete aller Heiligen vor Gott zu bringen. Aus der Hand des Engels stieg der Weihrauch mit den Gebeten der Heiligen zu Gott empor.“ (Offb 8, 3 f.)

Dennoch stieß die Verwendung von Weihrauch in der christlichen Liturgie zunächst auf Vorbehalte. Denn bei der Christenverfolgung wurden Gläubige gezwungen, vor dem Kaiser- oder Götterbild Weihrauch auf das Feuerbecken zu legen, so den Dargestellten als Gottheit zu verehren und dem christlichen Glauben abzuschwören. Deshalb hatte die Weihrauchgabe den Beigeschmack des Glaubensabfalls, obwohl die grundsätzliche alltägliche Verwendung überhaupt kein Problem darstellte.

Die beiden tragenden Dimensionen, die unserer Verehrung und Hingabe sowie des Ausdrucks und „Transportmittels“ für unser Gebet, finden sich auch in unseren heutigen Gottesdiensten.

Altarweihe

Schon bei der Altarweihe kommt Weihrauch in spektakulärer Weise zum Einsatz. Denn nach der Salbung der Altarplatte (Mensa) werden kleine Feuer auf deren Eckpunkten entzündet

und wird darin Weihrauch verbrannt. Der Bischof spricht dazu: „Gott, wie Weihrauch steige unser Gebet zu dir empor. Und wie dieses Haus mit wohlriechendem Duft sich füllt, so erfülle Christi Geist deine Kirche.“ Erst danach wird die Platte gesäubert, mit einem Tuch gedeckt und die erste Eucharistie gefeiert.

Eucharistiefeier

Bei feierlichen Messen ist der Einzug nicht nur mit Kreuz und Leuchtern, sondern auch mit Weihrauch üblich. Es geht dabei nicht um die Person des Zelebranten, sondern diese feierliche Form des Einzugs begrüßt Christus in der Mitte der Gemeinde, der vom Vorsteher der Feier repräsentiert wird. Entsprechend werden auch der Altar als Ort der besonderen Christus-Präsenz mit Weihrauch umschritten und ein vorhandenes Kreuz „inzensiert“. In Ostkirchen wird dieser Inzens auf den ganzen Kirchenraum ausgedehnt und dieser für die Feier „wohlriechend“ bereitet. Beides sind Formen, um durch den sinnlichen Eindruck sich als Feiergemeinschaft um Christus herum zu erfahren.

Diese Verehrung der Präsenz Christi geht im Wortgottesdienst weiter. Dann gehen nicht nur Leuchtenträger bei der Evangelienprozession voran und stehen neben dem Ambo, sondern auch Weihrauch wird mitgeführt. Der Ambo und das darauf liegende Evangeliar (oder Lektionar) werden mit Weihrauch geehrt, denn nun spricht Christus selbst im Evangelium zu seiner Gemeinde.

Eine andere Dimension wird bei der Gabenbereitung betont. Denn die dargebrachten Gaben werden mit Weihrauch inzensiert, der ganze Altar wird mit ihm umschritten. Aber nicht nur die Gaben, sondern alle besonderen Dienste und schließlich die ganze Gemeinde werden inzensiert. Denn wir fügen uns mit den Gaben ganz in die Hingabebewegung Christi an den Vater ein. Keineswegs handelt es sich an dieser Stelle um eine Verehrung von Personen. Der Aspekt der Verehrung kommt erst

wieder zum Tragen, wenn bei der Elevation die konsekrierten Gaben von den Messdienern beweihräuchert werden, um den gegenwärtigen Herrn zu ehren.

Stundengebet / Wort-Gottes-Feiern

Selbst im Stundengebet hat der Weihrauch einen angestammten Platz, der heute wiederentdeckt wird. In vielen Liturgiefamilien gehört zum Abendgebet der „Weihrauchpsalm“ (Ps 141, *siehe Seite 293f.*), dessen zweiter Vers zu einer dramaturgischen Ausgestaltung führte: „Wie ein Rauchopfer steige mein Gebet vor dir auf; als Abendopfer gelte vor dir, wenn ich meine Hände erhebe.“ In der römischen Liturgie wurde der Psalm auf diesen Vers verkürzt und vor das Magnificat verlagert, bis er in der erneuerten Stundenliturgie ganz wegfiel. Die dazugehörige Dramatisierung geht auf das Canticum selbst über, denn der Altar, wie auch Priester und Gemeinde, können in Laudes und Vesper an dieser Stelle inzensiert werden.

Eine andere Dimension kommt heute mehr in Gestaltungsmodellen zum Ausdruck, die den Inzens mit den Fürbitten verbinden. Um stärker den Gebetscharakter herauszustellen, wird eine Räucherschale benutzt. Indem die Gläubigen einzelne Weihrauchkörner zu ihren Fürbittanliegen auflegen, wird das „Weihrauchopfer“ zum Ausdruck des „Opfers der Lippen“. Bei Wort-Gottes-Feiern ist diese Form bei unterschiedlichen Gelegenheiten im liturgischen Buch vorgesehen.

Ob Weihrauch aber mehr verehrend oder als Ausdruck unseres Gebets genutzt wird – immer ermöglicht er den Vollzug des Gottesdienstes und des Gebets mit allen Sinnen.

Friedrich Lurz

Heilige des Monats: Maria Magdalena Postel

Maria Magdalena Postel wurde als Julie Postel am 28. November 1756 in Barfleur (Normandie) geboren. Erst durch ein Stipendium konnte Julie im Alter von 12 Jahren die Schule der Benediktinerinnen in Valogne besuchen. Ihre Ausbildung nutzte Julie, um sie an Mädchen aus armen Verhältnissen weiterzugeben. Sie gründete in ihrem Heimatort eine Schule mit Internat. In den Wirren der Französischen Revolution erteilte sie trotz eines Verbots weiter Unterricht und besorgte verfolgten Geistlichen Unterkünfte oder Fluchtmöglichkeiten. Sie übernahm auch selbst seelsorgliche Aufgaben, brachte den Kranken die Kommunion und organisierte heimlich Erstkommunionfeiern. Aus Furcht vor Verwüstungen versteckte sie in ihrem Haus den Tabernakel der Pfarrkirche und hütete ihn dort über zehn Jahre.

Gründung des Ordens

Nach der Revolution ging Julie Postel nach Cherbourg, wo sie ebenfalls eine Mädchenschule eröffnete und mit drei Frauen zusammen 1807 die klösterliche Gemeinschaft „Arme Töchter der Barmherzigkeit“ gründete. Sie wählte zur Profess den Namen Maria Magdalena, um ihre innige Liebe zu Christus auszudrücken. 1832 konnte die Gemeinschaft in das ehemalige Kloster Saint-Sauveur-le-Vicomte einziehen. Als sie am 16. Juli 1846 starb, war die Gemeinschaft mit 300 Schwestern die größte ihrer Diözese Coutances. 1908 wurde Maria Magdalena Postel selig- und 1925 heiliggesprochen. Heute trägt der von ihr gegründete Orden den Namen „Schwestern der heiligen Maria Magdalena Postel“ (SMMP). In Deutschland und den Niederlanden unterhält der Orden 50 Konvente und 30 Einrichtungen mit 2 500 Beschäftigten.

Marc Witzenbacher

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

August 2018

Wie wir leben können
Wohlwollen · Neid

Legt alle Bosheit ab, alle Falschheit und Heuchelei,
allen Neid und alle Verleumdung.

Denn ihr habt erfahren, wie gütig der Herr ist.

Erster Petrusbrief – Kapitel 2, Vers 1 und 3

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© **Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

ZUM TITELBILD

Ankündigung des Todes Marias

Jean Fouquet, Stundenbuch des Étienne Chevalier,
Tours, um 1453–1456,

Musée Condé, Chantilly, Ms 71, fol. 9r,

© bpk – Bildagentur für Kunst, Kultur und Geschichte /

RMN – Grand Palais / René-Gabriel Ojéda

Mit Jean Fouquet (um 1420 – um 1481) erreichte die französische Malerei des 15. Jahrhunderts ihren Höhepunkt. Der Künstler schöpfte aus der französischen und der flämischen Malerei und verbrachte als junger Maler mindestens drei Jahre in Italien; so wurde er der einzige Meister der Frührenaissance, der diese Anregungen in nordische Formensprache übersetzte. Er hat auch als Tafelmaler gearbeitet, der Schwerpunkt seines Wirkens lag aber auf der Buchmalerei. Sein Hauptwerk ist das Stundenbuch für Étienne Chevalier (um 1410–1474), Sekretär und Finanzminister von König Karl VII. von Frankreich. Chevalier war bürgerlicher Herkunft, aber als königlicher Hofbeamter zu großem Einfluss und Reichtum gelangt, und wollte dies durch die Beauftragung eines entsprechend prächtigen Stundenbuchs dokumentieren.

Dieses Stundenbuch muss eine der schönsten Handschriften des 15. Jahrhunderts gewesen sein, doch es erlitt ein schlimmes Schicksal. Ende des 18. Jahrhunderts wurden die Miniaturen auf barbarische Weise aus dem Buch herausgeschnitten und auf Holztafeln geklebt. Die Textseiten gingen bis auf zwei verloren. Die 47 erhaltenen Miniaturen sind heute auf mehrere Museen und Bibliotheken verteilt. Wie das Buch einmal ausgesehen hat, kann heute nicht mehr sicher rekonstruiert werden. Trotzdem kann jede der erhaltenen Miniaturen als ein eigenständiges Kunstwerk gewürdigt werden.

Unser Titelbild zeigt eine ungewöhnliche Szene: Der Engel des Herrn besucht Maria, nicht um ihr die Geburt ihres Sohnes zu verkünden, sondern Jahre später, um ihr ihren nahen Tod anzukündigen.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

„Mer muss och jünne künne“ ist eine beliebte Redewendung im kölschen Dialekt. Sie hat viel mit Wohlwollen, unserem aktuellen Monatsthema, zu tun. Ein Erlebnis in Kölns Breiter Straße, der nicht ganz so belebten, aber angenehmeren Geschäftsstraße, ist mir in bester Erinnerung. Vor einem traditionsreichen Kaffeehaus, in dem es köstliche Printen gibt (die kommen nicht bloß in Aachen vor!), suchte ich an einem Sommertag ein Plätzchen, um ein Stück Würzgebäck und einen Cappuccino zu genießen. Ich muss schon etwas verzweifelt ausgesehen haben; denn ein älterer Kölner bemerkte mich, räumte einen Stuhl an seinem Tischchen frei und sagte zu mir: „Komm, setz dich, he is noch Plaatz.“ Auf meinen Dank antwortete er mit bescheiden abwehrender Handbewegung: „Mer muss och jünne künne.“ Ähnliche Situationen habe ich schon ganz anders erlebt; darum hat sich mir der Satz des freundlichen Herrn wohl so eingepägt. Rheinische Grandezza eben.

Doch Vorsicht – es wäre kein kölsches Wort, hätte es nicht auch andere Seiten. „Man muss auch gönnen können“, ist auch ein Kommentar, der sich mit neidischem Unterton aus dem Mundwinkel raunen lässt, wenn der dritte teure Sportwagen (oft mit Düsseldorfer Kennzeichen) an einem vorbeifährt. Spitzbübisch bis schadenfroh wird der Beiklang, wenn dessen Fahrer eine rote Ampel missachtet hat und prompt von den Ordnungshütern herausgewinkt wird. „Man muss auch gönnen können“: das ist rheinische Lebensart, ein Passepartout für unterschiedlichste Situationen. Ja, vielleicht geht es sogar um Lebenskunst. Als mir Anfang des Jahres ausgerechnet in einem gehobenen Bonner Restaurant eine Jacke gestohlen wurde, die mir lieb und wert war, kam mir im Ärger über den raffgierigen Zeitgenossen der Gedanke: Was wäre wohl einem Kölner dazu eingefallen?

Ihr Johannes Bernhard Uphus

Der Herr ist mit dir

Wenn wir nur einen flüchtigen Blick auf das Titelbild dieses Monats werfen, so scheint die Szene klar zu sein: Der Erzengel Gabriel überbringt Maria die Botschaft von Gott, dass sie ein Kind empfangen wird, welches „Sohn des Höchsten“ genannt werden wird (vgl. Lk 1,26–38). Wenn wir aber genauer hinschauen, dann fällt auf, dass die Szene nicht ganz in den Rahmen der üblichen Verkündigungsdarstellungen passt. Beide Personen, Maria und der Engel (der die Dalmatik des Diakons trägt), sind kniend dargestellt, und aus ihren Gesichtern und den Körperhaltungen spricht ein großer Ernst. Tatsächlich ist es eine Todesbotschaft, welche die Gesichter überschattet. Maria ist durch ihre Kopftracht als verheiratete Frau gekennzeichnet und ihr Gesicht ist nicht das des jungen Mädchens vor der Geburt Jesu, sondern wir schauen einer alten Frau ins Gesicht. Der Engel trägt nicht wie bei den Darstellungen der Verkündigung so oft eine weiße Lilie als Zeichen der Jungfräulichkeit Marias, sondern er hält einen Palmzweig mit beiden Händen, der durch seine immergrüne Farbe in der christlichen Kunst als Symbol für das ewige Leben gilt. Häufig strecken Engel auf Heiligendarstellungen Märtyrern im Moment ihres Todes solche Palmzweige entgegen als Zeichen des Sieges über den Tod, als Verheißung des ewigen Lebens. Maria wird vom Engel mit ihrem nahen Tod konfrontiert, aber dieser wird gleichzeitig als Beginn eines neuen Lebens gekennzeichnet. So faltet Maria die Hände und willigt ein in den Willen Gottes wie auch schon damals, als ihr eine andere Botschaft des Lebens verkündet wurde: „Ich bin die Magd des Herrn; mir geschehe, wie du es gesagt hast.“ (Lk 1,38)

Tod und neues Leben

Am 15. August feiert die Kirche das Hochfest der Aufnahme Mariä in den Himmel. Hierzu passt das Bild aus dem Stunden-

buch des Étienne Chevalier sehr gut, auch wenn wir nicht sicher wissen, welches Fest oder welche Gebetszeit diese Miniatur ursprünglich begleitet hat. Bei dieser Frage hilft uns leider auch nicht das unten erhaltene Schriftband, denn es zeigt nur die traditionelle Gebetseinleitung „Deus in adiutorium meum intende. Domine ad adiuuandum me festina“ (O Gott, komm mir zur Hilfe, Herr, eile mir zu helfen). Während mit dem 15. August meistens Darstellungen des Todes Marias und ihrer Aufnahme in den Himmel verbunden wurden (vgl. MAGNIFICAT Heft August 2016, auch aus dem Stundenbuch des Étienne Chevalier sind solche Miniaturen erhalten), hat die Verbindung mit der Ankündigung ihres Todes durch den Engel einen besonderen Reiz. Denn diese erinnert natürlich nicht zufälligerweise an die Verkündigung der Geburt Jesu, an das neue Leben, das Maria durch ihr Ja nicht nur ihrem Kind ermöglicht, sondern durch dessen Heilshandeln der ganzen Menschheit eröffnet hat. Durch die zweite Botschaft des Engels wird ihr dieses Leben nun selbst zuteil, der Engel kündigt es an durch den immergrünen Palmzweig. Dieser ist aber entsprechend dem Text der *Legenda aurea* mit Gold akzentuiert. Die goldenen Inschriften zwischen den beiden Personen entstammen ebenfalls diesem mittelalterlichen Text und nennen den Gruß des Engels und die Antwort der Gottesmutter.

Das Schlafgemach Marias

Die Szene der Verkündigung an Maria wird von den Malern selten im Schlafzimmer der werdenden Gottesmutter lokalisiert. Wenn, dann aber mit dem Hintergedanken, das jungfräuliche Brautgemach zu zeigen, das von der Gegenwart des Heiligen Geistes erfüllt wird. Der Maler Jean Fouquet gewährt uns auf unserem Titelbild einen Einblick in ein prächtig ausgestattetes Schlafgemach des 15. Jahrhunderts. Wir sehen ein mit grünem Stoff überzogenes Bett; derselbe Stoff kehrt auch bei der Wand-

bespannung über dem Bett und bei dem Baldachin darüber wieder. Auf dem Stoff über dem Bett findet sich in der Mitte, von goldenen Ranken umgeben, die Abkürzung des Namens Jesu „IHS“ – und auf allen Stoffflächen verteilt das Monogramm des Auftraggebers Étienne Chevalier „EC“. Sehr realistisch ist gezeigt, wie der Baldachin mit grünen Schnüren an der vergoldeten Holzbalkendecke befestigt ist und wie die das Bett abschirmenden Stoffbahnen in einem grünen Beutel zusammengerafft sind. Neben dem großen Bett steht ein nicht näher zu bestimmendes Holzmöbel. Der Fußboden ist mit einem strohartigen, goldschimmernden Belag bedeckt, und die in Blau gehaltenen, von Pilastern mit goldenen Kapitellen unterteilten Wände zeigen marmorierte Kassetten. Sehr kunstvoll hat der Maler die Innenansicht des Raumes angeschnitten, sodass wir schräg in eine Ecke des Raumes hineinschauen und die schräg zum Bildrahmen verlaufende schön skulptierte Holzdecke von diesem angeschnitten wird. Die dadurch leicht gebogenen Linien sind ein Markenzeichen des Jean Fouquet. Genau in der Tiefe des Raumes, in jener Ecke, auf welche die Komposition zuläuft, befindet sich eine Öffnung in der Wand, eine Art Tapetentür. Wir können nicht erkennen, wo sie hinführt, wir sehen nur eine rote Färbung, aber mit ihr hat der Maler wahrscheinlich den Tod als offene Tür ins Ungewisse charakterisieren wollen.

Offenheit für Gott

Zwischen dem Engel und der Gottesmutter sehen wir einen ebenfalls mit dem grünen Stoff überzogenen niedrigen Tisch, auf welchem ein aufgeschlagenes Buch liegt. Ohne Zweifel ist hiermit die Heilige Schrift gemeint. Bei den Szenen der Verkündigung wird Maria häufig dargestellt als eine in der Heiligen Schrift Lesende, als eine Betende; auf diese Weise wird ihre Offenheit für Gott und für seinen Willen ausgedrückt. Hier ist mit diesem Motiv wohl dasselbe gemeint, nur geht es hier um

die Offenheit für den Tod, um das Einwilligen in Gottes Willen, auch wenn er zunächst dunkel erscheint. Wichtig ist aber die Gegenwart Gottes in seinem Wort und in dem Engel, den er gesandt hat. Wenn die Zukunft auch dunkel und ungewiss zu sein scheint, so hilft doch die Gegenwart Gottes, dessen Nähe tröstet und Halt gibt. So können wir auch über diese Szene des nahen Todes Marias die Worte des Engels bei der Verkündigung schreiben: „Der Herr ist mit dir.“ (Lk 1,28)

Heinz Detlef Stäps

Wohlwollen – Neid

Wohlwollen. Allen wohlwollen? Den Nächsten lieben wie mich selbst? Und sogar den Fernsten, den Fremden, den Feind? Als wir über Papst Franziskus' Enzyklika „Laudato si“ sprachen, protestierte eine Studentin, junge Mutter, massiv: das gehe ihr nun doch zu weit. Liebe sei etwas für den engsten Kreis, nichts, was mit Gesellschaft oder gar Politik zu tun habe! Die Reaktion war mehr als verständlich. Die biblische Forderung, erst recht die Forderung der Bergpredigt, ist zunächst, und bleibt es vermutlich bis ans Ende unserer Tage, kontraintuitiv. Und unser deutsches Wort Liebe ist besonders vielschichtig und vieldeutig. Ich versuchte es mit den unterscheidenden griechischen Begriffen, die unsere Tradition kennt (Eros – Philia – Agape). Doch so ganz konnte ich die Bedenken wohl nicht zerstreuen. Wie auch. Allen wohlwollen? Dann doch eher: America (usw.) first! Diese Logik leuchtet uns so viel leichter ein. Alles andere ist doch wohl romantischer Unsinn. Eine maßlose Überforderung.

Gedeihliches Leben

Wohlwollen bedeutet bei Aristoteles, einem anderen um seiner selbst willen Gutes zu wünschen. Dass wir unseren Nächsten um ihrer selbst willen Gutes wünschen, dem Liebes- und Ehepartner, den Kindern, den Eltern, den Geschwistern, den Freunden und Freundinnen, schon das ist nicht leicht. In einer langjährigen Partnerschaft kann es manchmal anstrengend werden mit dem Wohlwollen. Den pubertierenden Kindern bin ich peinlich; gewiss, das geht vorüber. Die Angst um die hilflosen Eltern, die ich verdränge. Die Geschwister haben ihre eigenen Probleme, aber da ist auch fragloses, tatkräftiges Wohlwollen, Zuneigung, Nähe. Die Freunde sind weit weg; Vertrauen und Vertrautheit bleiben. Aber dann auch noch darüber hinaus

Menschen wohlwollen? Wild-Fremden? Der Universalismus im christlichen Liebesgebot, so der Philosoph Martin Seel, beruht auf der „gegenüber religiösen wie irreligiösen Einstellungen neutralen Einsicht, dass es den anderen Menschen ebenso um gedeihliches Leben geht wie mir selbst“. Das ist nicht zu bestreiten. Aber was geht es mich an?

Zwillinge

Ich bin ein Zwilling. Ich meine nicht das Sternzeichen, knapp daneben; wir kamen einige Wochen früher als errechnet zur Welt. Neid und Missgunst, Rivalität bis aufs Blut, das sind doch die Klassiker für Zwillinge? Biblisch und außerbiblisch. Jakob und Esau. Romulus und Remus. Und doch ist unser eigenes Zwillingserleben rückstandslos neidfrei. Es ist geprägt von aktivem Wohlwollen; Gunst und nicht Missgunst bestimmt das Miteinander. Und das ist nicht geschönt, das ist einfach nur schön. Warum ist das so? Vielleicht, weil wir nicht nur zu zweit, sondern, mit dem etwas mehr als einem Jahr älteren Bruder, immer schon zu dritt waren? Oder weil die Ressourcen nicht so knapp waren, dass wir darum Krieg hätten führen müssen? Oder weil wir früh entdecken durften, dass Solidarität die bessere Option ist? Jedenfalls ist es da und lebensbestimmend: das Wohlwollen.

Große Vorzüge anderer

Aristoteles beschreibt den Neid als eine Unlust, die durch die Vorstellung vom Wohlergehen eines anderen hervorgerufen wird, wobei der Neidische weniger darauf aus ist, selbst in den Genuss dieser Vorzüge zu kommen, als vielmehr wünscht, dass auch der andere sie nicht hat. „Gegen große Vorzüge anderer gibt es kein Rettungsmittel als die Liebe“, heißt es hingegen in Goethes Wahlverwandtschaften. Das ist tief, das ist weise. Das ist wahr. Neid und Bewunderung sind nämlich verwandt. Be-

wunderung, das ist zuerst einmal neidloser Neid. So wie du möchte ich auch sein! Daran ist noch nichts Destruktives. Und darin ist mehr als das augenzwinkernde: Konkurrenz belebt das Geschäft. Die Vorzüge anderer als Inspiration für das eigene Leben, ist das menschenmöglich? Als Anlass zur Liebe? Zu Anerkennung und Dankbarkeit? Oder stehen wir unter dem Zwang, uns vernichtend-neidisch zu vergleichen? Wer hat mehr? Wer hat es besser? Unerträglich ist mir des anderen Glück. Glückwunsch! Nein, alles Schlechte wünsche ich dir. Neid löst sich so von seiner Verwandtschaft mit Bewunderung und Liebe und wird zerstörerisch und selbstzerstörerisch.

Der Neid der Götter

Homer kennt die Missgunst, spätere griechische Autoren wie Pindar, Aischylos und Herodot den Neid der Götter. Missgunst und Neid, wenn die Verehrung, die sich in Opfern ausdrückt, nachlässt. Missgunst und Neid, wenn die Weltordnung verkehrt wird, weil die Sterblichen ungetrübtes Glück genießen, weil der Mensch sich überhebt. Im volkstümlichen Glauben der Griechen war der Neid der Götter allezeit zu fürchten. Er tritt als eigener Daimon auf, er raubt die Jugendblüte, rafft besonders begabte Menschen dahin, greift bei allzu großem Glück rächend ein. Seine furchtbarste Waffe ist der „böse Blick“, der nicht nur bei den Griechen, sondern auch bei den Israeliten, Römern und in frühchristlicher Zeit gefürchtet war. Amulette und an die Häuser gemalte Beschwörungszeichen sollten ihn bannen.

In freundlichem Licht

Das biblische Gottesbild und die frohe Botschaft Jesu sind mit der Vorstellung vom neidischen Gott unvereinbar. Der biblische Gott neigt sich in unendlichem Wohlwollen der ganzen Schöp-

fung zu, der göttliche Logos wird Fleisch und Mensch, macht sich berührbar, verletzlich, lässt sich ein auf Menschennot und Tod. Gott ist der Freund und nicht der Feind allen Lebens, und darum ist der Mensch eingeladen und befähigt, sich und seinesgleichen mit Gottes Augen zu sehen: in freundlichem Licht.

Susanne Sandherr

„Mimetisches Begehren“

Zum Zusammenhang von Nachahmung, Neid und Gewalt bei René Girard

Der französische Literaturwissenschaftler und Kulturanthropologe René Girard, geboren 1923 in Avignon, gestorben 2015 in Stanford, Kalifornien, hat seit Beginn der 70er-Jahre des 20. Jahrhunderts über die Ausbreitung und Eindämmung von Gewalt in menschlichen Gesellschaften nachgedacht und sie mit dem Phänomen der Nachahmung und des nachahmenden Begehrens in Zusammenhang gebracht. Girard versteht Nachahmung als eine, ja als die treibende Kraft im menschlichen Zusammenleben. Nachahmung bzw. nachahmendes Begehren ist zunächst weder gut noch böse, es gehört wesentlich zum Menschsein. Sprache und Kultur und ihre Vermittlung sind ohne Nachahmung nicht denkbar. Nachahmung, so Girard, sei aber auch die Hauptursache zwischenmenschlicher Konflikte. Das mimetische Moment (Mimesis: Nachahmung) – der eine begehrt, was der andere begehrenswert findet; jeder und jede will, was die anderen erstreben – sei das entscheidende Motiv menschlichen Begehrens.

Ansteckendes Begehren

René Girards anthropologischer Urknall ist die Einsicht in das mimetisch verfasste menschliche Begehren, ein Begehren, das sich nicht eigentlich am begehrten Objekt, sondern am Begehren eines anderen Menschen entzündet. Sind unsere Grundbedürfnisse einmal gestillt, so begehren wir vor allem das, was andere begehren. Wo sich das Begehren auf exklusive, unteilbare, knappe oder nicht gemeinsam zu genießende Güter richtet, kommt es zu einer erbitterten und nicht auflösbaren Rivalität, die für Girard eine der wesentlichen Ursachen zwischenmenschlicher Gewalt ist. Das mimetische Begehren erzeugt Neid und Eifersucht innerhalb der Gruppe, und das Nachahmungsmoment führt zur immer weiteren Eskalation des Konflikts und zur Entgrenzung von Gewalt. Menschliches Begehren ist mimetisch, das bedeutet auch: es ist ansteckend, und je mehr Menschen angesteckt werden, umso bedrohlicher und heillosen wird der Streit. Eine solche Ausbreitung von Gewalt nennt René Girard mimetische Krise.

Du sollst nicht begehren ...

Die Bibel warnt vor dieser Gefahr im neunten bzw. zehnten Gebot des Dekalogs: „Du sollst nicht nach dem Haus deines Nächsten verlangen. Du sollst nicht nach der Frau deines Nächsten verlangen, nach seinem Sklaven oder seiner Sklavin, seinem Rind oder seinem Esel oder nach irgend etwas, das deinem Nächsten gehört.“ (Ex 20, 17) Weil unser Begehren nachahmend ist, kommt es fast unausweichlich zu Konflikten und mimetischer Gewalt, und diese Gewalt ist tendenziell unendlich. Der gewaltsame Konflikt entzündet sich zwar an einem endlichen Objekt, wie der Trojanische Krieg an der schönen Helena, aber er droht stets, sich aufgrund mimetischer Mechanismen zu entgrenzen.

Der Sündenbockmechanismus

Die archaischen Gesellschaften, so Girard, hätten den Zusammenhang von nachahmendem Begehren und der Entfesselung von Gewalt erkannt und, so Girard, unbewusst, Gegenstrategien ergriffen. Zentral sei hier der Sündenbockmechanismus. Ist es in einer Gruppe aufgrund rivalisierend-nachahmenden Begehrens so weit gekommen, dass jeder die Gewalt des anderen nachahmt, dann werde, so Girard, die Notbremse der Opferung eines „Sündenbocks“ gezogen, eines mehr oder weniger zufälligen Opfers, eines Außenseiters, gegen den sich die nun geeinte Gewalt aller richtet. Der Anlass des mimetischen Konflikts, das begehrte Objekt – etwa die schöne Helena –, ist längst vergessen. Die Gruppe, die im Begriff war, sich selbst zu zerstören, konnte sich „retten“, indem sie sich auf einen vermeintlich Schuldigen und Auslöser der grassierenden Gewalt verständigte – den tatsächlich jedoch unschuldigen „Sündenbock“.

Verschleierung und Legitimierung der Gruppengewalt

Girard zufolge erzielt die Tötung des Sündenbocks zunächst eine „heilsame“ Wirkung, die Spirale der Gewalt wird unterbrochen. Die erreichte zeitweilige Befriedung der Gesellschaft ist jedoch auf einem gemeinsamen Mord aufgebaut und auf einer geteilten Lüge. Wegen seiner heilsamen Wirkung für die Gruppe werde der getötete „Sündenbock“ in einem zweiten Schritt gleichsam heiliggesprochen, sakralisiert, ja göttlich verehrt. Damit aber werde die von der Gruppe am Sündenbock ausgeübte Gewalt endgültig legitimiert.

Aufdeckung von Gewalt

René Girard sieht in der Bibel und zumal in den Evangelien den endgültigen Bruch mit der in vielen Religionen und Mythen

begegnenden Rechtfertigung und Verschleierung von – mimesische Gewalt unterbrechender – Gruppengewalt. Die Gewalt, die die verfolgten Propheten des Alten Testaments erleiden, wird dort als Gewalt benannt und aufgedeckt: sie ist ungerecht. Der gekreuzigte Christus ist der vollkommene Gerechte. René Girard zufolge bilden also auch biblische Erzählungen den Mechanismus mimetischer Gewalt ab, aber, und darin sieht er einen einzigartigen Vorgang, nicht um ihn zu bestätigen, sondern um ihn aufzudecken und zu beenden.

Wege aus der Gewalt

Gibt es einen Ausweg aus der Gewalt, die unserem nachahmenden Begehren innezuwohnen scheint? Die biblische Tradition weist ihn. Für Christen besteht er in der Nachfolge, der Nachahmung Jesu, des für Gott gänzlich durchlässigen Menschen. In seiner Spur und an seiner Seite können wir unser Begehren auf den Gott des Erbarmens und des Friedens richten, den uns die biblische Offenbarung zeigt. Allen Versuchen, Gewalt im Namen Gottes zu bagatellisieren oder zu legitimieren, sollte so die Grundlage entzogen sein.

Susanne Sandherr

Das Jahr steht auf der Höhe

Von Zeit und Ewigkeit

Den Text des Liedes finden Sie auf Seite 37f.

Das Gedicht des 1934 geborenen deutschen evangelischen Theologen und geistlichen Schriftstellers Detlev Block stammt aus dem Jahr 1978 und hat mit einer Melodie aus

dem späten 16. Jahrhundert (1575) zusammengefunden, die den Dichter, so sagt er selbst, von Anbeginn inspirierte. Diese stammt von Johann Steurlein, 1547 in Schmalkalden geboren, Komponist und Dichter, am Ende Stadtschultheiß in Meiningen, wo er 1613 starb. Steurleins Melodie ist vom weltlichen Chorsatz „Mit Lieb bin ich umfangen“ und vom geistlichen Lied „Wie lieblich ist der Maien“ (EG 50) bekannt. Unser Lied ist in vier Strophen mit je acht Versen gegliedert, deren Endreim dem ABAB-Schema folgt. Die vierte Strophe hat der Autor 2012 leicht modifiziert; in dieser Fassung findet sich das Lied im Gotteslob unter den Gesängen zur „Schöpfung“ eingeordnet (GL 465).

Auf der Höhe

Auf der Höhe sein, klingt gut. Wieder auf der Höhe sein, etwa nach einer Krankheit. Von einer Bergeshöhe aus ins Land schauen. Den Überblick haben. Auf der Höhe der Zeit sein. Wer will das nicht? Aber wie finden wir heraus, ob wir auf der Höhe der Zeit sind? Hilft da eine Präzisionsuhr, ein „Chronometer“? Chronometer heißt ja wörtlich: Zeitmesser. Bekanntlich gibt es neben dem altgriechischen Zeit-Wort „Chronos“ noch ein zweites, „Kairos“. Chronos bezeichnet die messbare, gleichmäßig teilbare, beziehungslose Zeit; Kairos hingegen den günstigen Augenblick, den es zu ergreifen gilt, der sich aber nicht ausrechnen lässt. Chronos ist die abstrakte, die quantifizierbare, aber qualitätslose Zeit. Chronos ist die Zeit ohne Eigenschaften.

Hoch-Zeit

Unser Lied ist ein Sommerlied, ein Mittsommerlied. Es ist das Jahr, das auf der Höhe ist. Sommeranfang, Hoch-Zeit der Natur, die ganze Schöpfung jubiliert. Mittsommer, Höhepunkt des Jahres, doch das bedeutet auch, dass die Tage ab jetzt kürzer werden. Sommeranfang ist auch der Anfang vom Ende. Auch

der Johannistag und das Wort: „Er muss wachsen, ich aber muss kleiner werden“ (Joh 3, 30) sind im Blick. Zudem der 102. Psalm, der ähnlich wie Psalm 90 um die Hinfälligkeit und Vergänglichkeit des menschlichen Lebens kreist und von verzweifelter Klage zu großem Vertrauen in die rettende Zuwendung des „für immer und ewig“ (V. 13) thronenden, sich seines Geschöpfes erbarmenden Weltenkönigs findet. „Raff mich nicht weg in der Mitte des Lebens, / mein Gott, dessen Jahre Geschlecht um Geschlecht überdauern.“ (V. 25)

Die Zeit nehmen

Die erste Strophe gilt dem Scheitelpunkt des Jahres und führt zum Bild der ruhenden Waage. Man denkt an das Sternbild „Waage“, das die Waage symbolisiert, mit der der Schöpfer, der Zeit selbst nicht unterworfen, jeglicher Kreatur ihre Zeit zumisst, wiederum in Nähe zum 102. Psalm, der betont, dass Gott Erde und Himmel „vorzeiten“ gründete und aller Welt die Zeit gibt und nimmt – im zweifachen Sinne. (V. 26–28)

Die große Waage ruht

„Die große Waage ruht.“ Ruht sie? Der Höhepunkt des Jahres erscheint wie eine Zwischen-Zeit zwischen Systole und Diastole, Einatmen und Ausatmen Gottes (vgl. Ps 104, 29–30). Diesen Kairos gilt es zu ergreifen und an ihm mutig zu wachsen. Nicht im Sinne der letzten Gelegenheit, die ängstlich-gierig genutzt werden muss. Diese Sekunde ist nicht einfach eine Schrecksekunde. Weder ist Schreckstarre die Antwort noch Wachstum-um-jeden-Preis und egal-wohin. Die Kairos-Sekunde ist Gottes Kunde, der zu ergreifende, günstige Augenblick sein Weisungswort. Dann ist wahrhaft Wachstumszeit. Die erhofft und erbeten werden will. Gabe des Innehaltens, im Moment, da „die große Waage ruht“. Ruhe und Bewegung sind keine unversöhn-

lichen Gegensätze – in Gott. Im Gegenteil: „Herr, zwischen Blühen und Reifen / und Ende und Beginn. Lass uns dein Wort ergreifen / und wachsen auf dich hin.“

Alles hat seine Stunde

Die zweite Strophe steht im Gespräch mit dem berühmten Kohelet-Wort: „Alles hat seine Stunde“ (Koh 3, 1). „Das Dunkle und das Helle, / der Schmerz, das Glücklichein / nimmt alles seine Stelle / in deiner Führung ein“, antwortet das Lied. Alles hat seine Zeit, gute Zeiten, schlechte Zeiten; sind das nicht einander widersprechende Erfahrungen? Wo bleibt da das große Ganze, der Masterplan, der eine Sinn? Und doch wagt das Lied, von „deiner Führung“ zu sprechen. Alles hat seine Stelle: in deiner Liebe. Gott hat, so Kohelet, dem Menschen Ewigkeit ins Herz gegeben (Koh 3, 11) – ohne dass der Mensch dies vollständig erfassen könnte.

Abschied nehmen

Das ist schwer. Halbzeit. Ich bin, statistisch gesehen, weit darüber. Und was habe ich denn außer dieser Lebenszeit? Als Kind quälte mich ein, zwei Jahre lang die vielleicht gar nicht pathologische, sondern realistische Angst: Diese Welt wird vergehen. Alles wird einmal fort sein, Mama und Papa, die Familie, unser Wohnort, Sonne, Mond und Sterne, die ganze Welt. Das Lied rät, sich darüber nicht zu „grämen, / nur wach sein und bereit“. Loslassen. Auch das, was wir für unser Ein und Alles halten. Gelassenheit. Gott allein. Ist das Ziel. Und das bedeutet nicht, Weltwirklichkeit zu missachten, die Schönheit der Schöpfung, und meine Schöpfungsverantwortung. Als Geschöpf. Nur Mut. Der Weg ist das Ziel. Und dies darum, weil „du, Herr, das Ziel selber bist“.

Morgenschimmer

Ist dieses irdische Leben nicht eine Katastrophe? Die Schlussstrophe atmet Vertrauen. Diese Bewegung kennen wir von den Psalmen. Gottes Bleiben steht nicht einfach im Gegensatz zu unserem Gehen(-Müssen), sondern heilt es. „Gib, eh die Sonne schwindet, / der äußere Mensch vergeht, / dass jeder zu dir findet / und durch dich aufersteht.“ Zeit und Ewigkeit! Steinharte, beinharte Gegensätze, für uns. Anders bei Gott. Jesus, Gottes Christus, „vollkommen in der Gottheit, vollkommen in der Menschheit“, ist die geschenkte Gottes-Gewähr dafür, dass auf Erden nicht einfach alles eitel ist, dass, mit Gottes Hilfe, „jeder zu dir findet / und durch dich aufersteht“.

Susanne Sandherr

Christsein ohne doppelten Boden: die Bettelorden

Zu den Bettelorden, auch Mendikanten (von lateinisch *mendicare* „betteln“) genannt, rechnet man Ordensgemeinschaften, die sich dem Ideal der Armut besonders verpflichtet haben. Im 13. Jahrhundert gab es einen teilweise erbittert geführten Streit darüber, ob die Kirche überhaupt Besitztümer haben dürfe. Als sich zu dieser Zeit der Reichtum der Kirche vermehrte, sahen darin viele Laien und Ordensleute einen Widerspruch zum Leben der Apostel. Diese hatte Jesus ohne Besitz ausgesandt (vgl. Mt 10,9), nicht einmal zwei Hemden sollten die Jünger bei sich tragen (Lk 9,3). Ihr Auftrag bestand allein in der Verkündigung des Reiches Gottes und der Sorge um die Armen und Kranken. Franziskus von Assisi (1181/2–1226), eine Leitfigur der Bettelorden, hatte auf sein beträchtliches Vermögen verzichtet und in völliger Armut gelebt. In seiner Nachfolge

wandten sich zahlreiche Ordensleute ebenfalls gegen allen Besitzstand und lebten nach dem Ideal der Armut und der alleinigen Konzentration auf die Verkündigung und die Seelsorge.

Vier klassische Bettelorden

Schon vor der Bildung der klassischen Bettelorden waren Bewegungen entstanden, die in der Nachfolge der Apostel in Armut leben wollten. Allerdings stießen diese Lebensformen auf die Kritik der Kirche und wurden oft als Häretiker verdächtigt. Erst später erkannte man in ihnen einen wichtigen spirituellen Gewinn. Bereits in wenigen Jahren hatten sich Bettelorden über ganz Europa verbreitet. Zunächst aber wurden auf dem Zweiten Konzil von Lyon (1274) alle Orden verboten, die nur vom Betteln leben wollten. Geduldet wurden nur die Dominikaner, die Franziskaner, die Karmeliten und die Augustiner-Eremiten, 1298 wurden diese vier Orden auch offiziell approbiert. Diese Orden werden daher als die vier klassischen Bettelorden bezeichnet. Trotz des Verbots hatten sich noch andere kleinere Orden erhalten oder wurden neu gegründet, so zum Beispiel Serviten, Mercedarier, Trinitarier und der Orden vom Heiligen Kreuz. Um ihre Arbeit leisten zu können, nahmen die Bettelorden schließlich auch Besitz an, das Trienter Konzil (1545–1563) bestätigte den Orden Besitzfähigkeit. Vom Codex Iuris Canonici (CIC) 1983 wird der Begriff der Bettelorden zwar noch weiter verwendet, doch hat er in der Praxis seine geschichtlich konkrete Bedeutung verloren. Im Jahr 1993 wurden in der katholischen Kirche noch insgesamt 17 Bettelorden aufgelistet.

Voraussetzungen der Bettelorden

Schon die im frühen Mittelalter entstandenen Ordensgemeinschaften hatten die Armut als ein wichtiges Ideal ihrer Lebensform angesehen. So verzichteten alle Ordensleute auf persön-

lichen Besitz. Doch die Bettelorden gingen in ihren Regeln deutlich über die der zuvor existierenden Ordensgemeinschaften hinaus. Sie waren davon überzeugt, dass eine Ordensgemeinschaft als Ganze überhaupt keinen Besitz haben dürfe. Zudem wichen die Bettelorden von der sogenannten Stabilität des Ortes (lateinisch „*stabilitas loci*“) der Ordensleute ab. Ihre Arbeit organisierten sie in ortsunabhängigen Personenverbänden und finanzierten diese neben der Form der Spendenbitte nicht durch eigene Einkünfte des Klosters, wie es andere Orden taten, sondern durch seelsorgliche Tätigkeiten. Die Ortsunabhängigkeit hat sich in den klassischen Bettelorden bis heute gehalten. Ordensmitglieder werden nicht fest einem Kloster zugeordnet, sondern können innerhalb des Ordens auch versetzt werden.

Die Bettelorden in der Stadt

Im 12. und 13. Jahrhundert erlebten die Städte einen enormen Aufschwung. Für die Bettelorden war die Stadt das wichtigste Arbeitsfeld geworden. Angetrieben von zeitnahen eschatologischen Erwartungen sahen sie in den Städten die Möglichkeit, vielen Menschen die Botschaft des Evangeliums zu verkünden und sie so auf das nahe Ende der Welt vorzubereiten. So gewannen die meist hervorragend ausgebildeten Mitglieder der Bettelorden recht bald großen Einfluss auf das Leben der Städte. Sie schotteten sich auch nach Entstehen eigener Ordenshäuser nicht ab, sondern nahmen aktiv am Leben der Städte teil. Viele Bettelorden machten sich an den Universitäten in der Lehre einen Namen, insbesondere die Dominikaner. Allerdings führte die Lebensform bald zu Konflikten, insbesondere mit dem Weltklerus, der in den Mitgliedern der Bettelorden eine Konkurrenz sah. Seitens der Bürger schlug ihnen Skepsis entgegen, dass sie für ihre seelsorglichen Dienste Geld nahmen. Mitte des 13. Jahrhunderts kam es zum sogenannten „Bettelordenstreit“.

Professoren aus dem Weltklerus hatten in Paris den Bettelorden das Recht abgestritten, Seelsorge und Lehrtätigkeiten an der Universität auszuüben. Papst Alexander IV. (1199–1261) setzte sich massiv für sie ein und erneuerte ihre Privilegien, die ihnen zuvor entzogen worden waren. Seitdem bildeten die Bettelorden eine unverzichtbare Größe in der Wissenschaft. Aus den Bettelorden sind zahlreiche große Theologen hervorgegangen, beispielsweise Thomas von Aquin, bedeutende Seelsorger wie Berthold von Regensburg und auch große Hymnendichter wie Jacopone da Todi („stabat mater“). Vor allem aber vergrößerten die Bettelorden mit ihren Frömmigkeitsformen und dem Ideal der Einfachheit und Verständlichkeit der Lehre den Einfluss der Kirche in der Bevölkerung, insbesondere in den armen und ungebildeten Schichten.

Marc Witzenbacher

Stehen und Knien – grundlegende Körperhaltungen

Auch die grundlegenden Körperhaltungen sind zeichenhafte Ausdrucksgebärden, die mit Bedeutungen verbunden sind. Um diese soll es in den letzten Beiträgen der Reihe gehen. Die primäre Körperhaltung aller im Gottesdienst ist das Stehen. Die spätantiken und frühmittelalterlichen Kirchen kannten keinerlei Gestühl (ähnlich heute noch viele Ostkirchen), allein für den Klerus standen Sitzgelegenheiten bereit. Von daher lag schon aus praktischen Gründen das Stehen im Gottesdienst nahe. Das Knien entstammt demgegenüber dem privaten Beten, ist aber in Mittelalter und früher Neuzeit immer mehr in den Gottesdienst eingedrungen. Das Sitzen der Gemeinde ist erst seit der Neuzeit verbreitet.

Das Stehen

Im zweiten Hochgebet heißt es nach den Einsetzungsworten: „Wir danken dir, dass du uns berufen hast, vor dir zu stehen und dir zu dienen.“ Das Stehen ist die primäre Körperhaltung der Christen im Gottesdienst. Es ist die jüdische Form zu beten (Lk 18, 11), die die Christen übernehmen (Mt 11, 25). Im Stehen drücken Christen als Getaufte ihr spezielles Verhältnis zu Gott aus, weil sie den Geist der Sohnschaft empfangen haben: „Daher bist du nicht mehr Sklave, sondern Sohn; bist du aber Sohn, dann auch Erbe, Erbe durch Gott.“ (Gal 4, 7) Christen sind in der Taufe mit Christus auferstanden, haben sich mit ihm aus dem Grab erhoben, sie sind nicht mehr Sklaven der Sünde. So gilt das Stehen als Ausdruck der Erlösten, der Bereitschaft, des Hörens, der Freude, aber auch des Wachens und der Erwartung der Wiederkunft Christi. Dass das Stehen kein Gegensatz zur Ehrfurcht darstellt, wird deutlich, wenn etwa in der byzantinischen Liturgie der Diakon die Gemeinde vor dem Eucharistiegebet zum ehrfürchtigen Stehen aufruft. Auch in unserer Liturgie steckt in dem Ruf „Erhebet die Herzen!“ nicht nur der Aufruf zur inneren Bereitschaft, sondern auch zum Stehen. Wie hoch das Stehen in der Spätantike für die Christen angesetzt wird, kann daran deutlich werden, dass das Konzil von Nizäa das Stehen der Erlösten für die Osterzeit und an Sonntagen ausdrücklich vorschreibt und das Knien verbietet. Entsprechend kennt der byzantinische Ritus in der Vesper von Pfingsten den Ritus der Kniebeuge als neuem Beginn des knienden Betens.

Im Westen hat das Niederknien der Gläubigen im Mittelalter immer stärkeren Einzug erhalten, vielleicht auch, weil diese sich zunehmend nicht mehr als Teilnehmende, sondern als der Liturgie Beiwohnende erfuhren. Aber noch auf vielen mittelalterlichen Darstellungen sieht man den Priester an einem Altar die Messe zelebrieren, während die Gläubigen eng um ihn herumstehen. Erst bei der Kommunion werden die Gläubigen kniend dargestellt.

Das heutige Messbuch sieht im Stehen der Gläubigen die angebrachte Haltung über große Teile der Messe. Das gilt selbst für das Hochgebet, bei dem allein der Einsetzungsbericht als Zeit des Kniens festgehalten wird. Wenn wir vor Gott stehen, so ist auch dies eine Haltung des Dienens, wie das anfängliche Zitat deutlich macht.

Das Knien

Aus der privaten Frömmigkeit stammt das Knien als besondere Gebetshaltung. Es ist Ausdruck der Erniedrigung und der existenziellen Kleinheit vor Gott. Von Jesus wird von seinen letzten Stunden am Ölberg, also im Moment größter Anfechtung, berichtet, dass er sich zum Gebet niederkniete (Lk 22, 41.45). Der von Paulus im Philipperbrief überlieferte Hymnus leitet ein Knien der Gläubigen von der Erhöhung Christi ab: „Darum hat ihn Gott über alle erhöht und ihm den Namen verliehen, der größer ist als alle Namen, damit alle im Himmel, auf der Erde und unter der Erde ihre Knie beugen vor dem Namen Jesu.“ (Phil 2, 9 f.) Zu beachten ist, dass *wir* uns kleinmachen, dass wir die Differenz zwischen Gott und Mensch anerkennen. Es ist nicht Gott, der uns kleinmacht und erniedrigt!

Das Knien ist zugleich eine (in vielen Religionen bekannte) Haltung intensiver leiblicher Konzentration, die dem privaten Beten eigen ist. Es ermöglicht das unabgelenkte Gespräch mit Gott. Da ihm auch das Moment der Anbetung eigen ist, wird es häufig bei Andachtsformen verwendet, speziell bei der Verehrung der Eucharistie.

Das Niederwerfen

In der Liturgie hat sich an wenigen Stellen eine noch radikalere Form der Selbsterniedrigung erhalten: die Prostratio, das Niederwerfen. Im Psalm wird die Prostratio neben anderen

Körperhaltungen der Gottesverehrung benannt: „Kommt, lasst uns niederfallen, uns vor ihm verneigen, lasst uns niederknien vor dem Herrn, unserm Schöpfer!“ (Ps 95, 6) Wir kennen dieses Niederwerfen am Karfreitag beim schweigenden Einzug, wenn sich der Priester auf den Boden legt – vermutlich der Rest eines antiken Einzugszeremoniells, das unmittelbar mit dem Tagesgebet abgeschlossen wird. Auch bei den Weihen und monastischen Riten strecken sich die Kandidaten auf dem Boden aus, während die Gemeinde die Allerheiligenlitanei als Weise der Gebetsintensivierung singt.

Kniebeuge und Verneigung

Ist aus dem Stehen heraus eine Demuts- oder Ehrfurchtsgeste nötig, so kennt die Liturgie die Verneigung und die Kniebeuge. Die Verbeugung ist die ältere Form des Ehrerweises. Während etwa der Zelebrant jeweils nach der Elevation eine Kniebeuge macht, verneigen sich die Konzelebranten. Die Verneigung kann aber auch Ausdruck des Empfangens sein, etwa bei einem Segen. Die Kniebeuge hat sich zur Ehrerbietung vor allem der Eucharistie seit der Neuzeit eingebürgert. Deswegen machen wir auch eine Kniebeuge vor dem Tabernakel, während der Altar ansonsten durch Verbeugung geehrt wird. Neben der Erniedrigung kann sie auch eine Bußgesinnung beinhalten. Innerhalb des Gottesdienstes sind z. B. Kniebeugen bei der Kreuzverehrung am Karfreitag üblich. Bezeichnend ist, dass man sowohl bei der Verneigung als auch bei der Kniebeuge wieder zur Grundform des Stehens zurückkehrt, diese also nicht aufhebt.

Friedrich Lurz

Heilige des Monats: Marianne Cope

Lepra gehört bis heute zu den Krankheiten, an denen Jahr für Jahr Tausende Menschen sterben. Seit Jahrhunderten bringt die Krankheit viel Leid über die Betroffenen. Sie werden ausgegrenzt und verstoßen, müssen ein Leben in Schmerzen und Abgeschiedenheit verbringen. Ebenfalls seit Jahrhunderten kümmern sich ungeachtet der Gefahren aber auch viele Menschen um die Erkrankten, setzen sich der hohen Ansteckungsgefahr aus und engagieren sich für die Betroffenen. Eine von ihnen war die heilige Marianne Cope.

Von Heppenheim nach Amerika

Anna Maria Barbara Koob, wie sie mit bürgerlichem Namen hieß, war gerade etwas mehr als ein Jahr alt, als im Jahr 1840 ihre Familie aus dem hessischen Heppenheim nach Amerika auswanderte und sich im Bundesstaat New York niederließ. Dort passte die Familie ihren Familiennamen an und nannte sich nun Cope. 1862 trat Anna Maria in den Orden der Regulierten Terziarinnen des Heiligen Franziskus in Syracuse, New York, ein und nahm den Ordensnamen Marianne an. 1875 wurde sie zur Oberin des St.-Joseph-Hospitals in Syracuse berufen, zwei Jahre später zur Generaloberin der Ordensprovinz gewählt. Marianne Cope war von tiefem Glauben und tatkräftiger Liebe geprägt. Sie wollte für die Menschen da sein und ermutigte dazu auch ihre Mitschwestern. Der Bischof von Honolulu erfuhr von diesem Eifer und bat den Orden, nach Hawaii zu kommen, um dort unter den Leprakranken tätig zu sein. Die Lepra breitete sich damals rapide aus und rief unsägliches Leid und Elend hervor. Der Hilferuf war auch an 50 weitere Kongregationen gerichtet worden, aber nur Marianne gab im Namen ihrer Schwestern eine positive Antwort. Dem Charisma ihres Ordens treu und in Nachahmung des hl. Franziskus, der Aus-

sätzliche umarmt hatte, stellte Mutter Marianne sich dieser Herausforderung. 35 Jahre lang widmete sie ihr Leben der Nächstenliebe und dem Dienst an den Leprakranken. Zunächst hatte Marianne ein Krankenhaus auf Oahu geleitet sowie auf Maui ein Hospital und ein Heim für leprakranke Mädchen eröffnet. Schließlich nahm sie die Einladung an, auf Molokai ein Heim für Frauen und Mädchen zu gründen. Pater Damian de Veuster, der dort die Arbeit unter den Leprakranken aufgebaut hatte und 2009 heiliggesprochen wurde, war schon selbst schwer an Leprosie erkrankt, als die Schwestern dort ankamen. Marianne Cope pflegte ihn bis zu seinem Tod im Jahr 1889 und führte anschließend seine Arbeit unter den Leprakranken weiter.

Engagement aus persönlicher Liebe zu Gott

„Alles von ihr Erreichte war von ihrer persönlichen Liebe zum Herrn inspiriert; Mutter Marianne äußerte sie ihrerseits durch die Liebe zu den Menschen, die von der Gesellschaft auf elende Weise verlassen und ausgestoßen worden waren“, würdigte Papst Benedikt XVI. Marianne Cope bei ihrer Seligsprechung am 16. Mai 2005 in Rom. Die Ordensschwester könne mit ihrem Leben nach wie vor dazu anregen, den Weg der Heiligkeit zu gehen. So wunderte es nicht, dass sie sieben Jahre später auch heiliggesprochen wurde. „In einer Zeit, als für die unter dieser schrecklichen Krankheit Leidenden nur wenig getan werden konnte, zeigte Marianne Cope größte Liebe, Mut und Begeisterung“, so Benedikt XVI. in seiner Predigt bei der Seligsprechung am 21. Oktober 2012 in Rom. Die „Mutter der Aussätzigen“, wie sie genannt wurde, konnte selbst der Krankheit standhalten und infizierte sich trotz schwerster Arbeit unter den Leprakranken nicht. Sie starb vor 100 Jahren am 9. August 1918 im Alter von 80 Jahren auf Molokai. Ihr Gedenktag ist der 23. Januar.

Marc Witzenbacher

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

September 2018

Wie wir leben können
Klugheit

Nachdem dich Gott all das hat wissen lassen,
gibt es niemand, der so klug
und weise wäre wie du.

Buch Genesis – Kapitel 41, Vers 39

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© **Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

ZUM TITELBILD

Inspiration des Evangelisten Matthäus

Michelangelo Merisi da Caravaggio,
Rom, San Luigi dei Francesi, 1602,
© bpk / Scala

Michelangelo Merisi da Caravaggio (meistens nach dem Herkunftsort seiner Eltern kurz „Caravaggio“ genannt), ist der geheimnisvollste und gleichzeitig der einflussreichste Maler des italienischen Frühbarock. Er wurde 1571 in Mailand geboren und starb 1610 in Porto Ercole (Toskana). Hier wartete er auf seine Begnadigung. 1606 hatte er nach einem gewalttätigen Konflikt, der zum Tode eines der Kombattanten geführt hatte, aus Rom fliehen müssen; denn er war mit dem „bando capitale“ belegt worden, das heißt jeder konnte ihn straffrei töten. Er starb mit nur 38 Jahren vielleicht an Malaria, vielleicht auch einen Herztod.

Caravaggio war nach einer Malerlehre in Mailand 1592 nach Rom gekommen und dort mithilfe einiger Kardinalprotektoren vom mittellosen Malergehilfen zu einem der führenden Maler der Stadt aufgestiegen. Ausschlaggebend waren dafür nicht so sehr die in den Sammlungen der Kardinäle aufbewahrten Gemälde, sondern die in den Kirchen öffentlich zu sehenden sakralen Werke. Wahrscheinlich noch während er im Palazzo Madama bei Kardinal Del Monte lebte, schuf er als Erstes für die Begräbniskapelle des französischen Kardinals Mathieu Cointrel, im Italienischen Contarelli genannt, gegenüber in der Kirche San Luigi dei Francesi (der französischen Nationalkirche in Rom) drei Tafeln mit Szenen aus dem Leben des Matthäus: seine Berufung, sein Martyrium und die Inspiration des Evangelisten, unser Titelbild.

Hier ist der Apostel in lässiger Körperhaltung bei der Abfassung seines Evangeliums zu sehen. Von oben kommt ein Engel mit himmlischer Botschaft. Ein intensiver Blickkontakt zeigt, dass das Werk des Matthäus von Gott kommt.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

Klugheit von Weisheit zu unterscheiden, fällt nicht leicht. Das Hebräische etwa kennt dafür nur ein Wort. Klugheit hat, formal gesehen, stets konkreten Bezug. Was lässt sich inhaltlich dazu sagen? Sprachgeschichtlich hat „klug“ im Deutschen die Ursprungsbedeutung „angenehm, fein“ und konnte Speisen, Kleidung, ja sogar feingliedrige Menschen bezeichnen. Lautlich und sachlich ist es mit griechisch *glykys* „angenehm, süß“ verwandt (vgl. Glukose). Gleichwohl hieß der Kluge im Griechischen *sóphron*; das Nomen *sophrosýne* spielte als philosophisches Ideal eine bedeutende Rolle. Dessen Wortwurzeln deuten an, dass Klugheit etwas mit dem Leib zu tun hat: *so-* „gesund, heil“ und *phren* „Zwerchfell“, das den Griechen als Sitz der Seelenkräfte galt. Klug ist demnach, wer ein gesundes Zwerchfell hat: Wer ruhig und tief atmet, erlangt Besonnenheit und ein feines Gespür. Die lateinische *prudencia* „Vorausschau“ trägt neben dem Aspekt der Gelassenheit den der Weitsicht ein – deren Wert sich scheinbar banal am Straßenverkehr ablesen lässt: Je weiter ich nach vorn schaue, desto ruhiger bewege ich mich fort.

Nehmen wir aber das Gesamtbild in den Blick. Klugheit hat mit Vorausschau und damit auch mit der Zukunft zu tun; mit innerer Ausgeglichenheit, die Sensibilität erst ermöglicht; schließlich mit Freundlichkeit, einem wohltuenden Verhalten. Nehmen wir als Beispiel eine Managerin, die mit einem schwierigen Team klug umgehen möchte. Als Ziel wird sie ein gutes Zusammenwirken der unterschiedlichen Persönlichkeiten vor Augen haben. Genau wahrzunehmen, was im Team vorgeht, bringt ihr Anliegen ebenso voran wie die Fähigkeit, mit aufkommenden Gefühlen umzugehen und an der Sache orientiert zu bleiben. Darüber hinaus eine gewinnende Art zu pflegen, spielt vielleicht keine entscheidende, aber gewiss eine förderliche Rolle.

Im Kontakt mit dem Göttlichen

Wenn die Kirche am 21. September das Fest des heiligen Matthäus feiert, dann gedenkt sie eines Zöllners, der nach Mt 9,9–13 von Jesus in den Kreis der Apostel berufen wurde und in dessen Haus Jesus beim Mahl zeichenhaft die Nähe Gottes gerade zu den Sündern aufleuchten ließ. Eine besondere Bedeutung hat Matthäus aber für uns als Evangelist. Traditionell wird Matthäus als Märtyrer verehrt, wenn auch Zeit und Ort seines Todes nicht sicher bezeugt sind.

Ein Altarbild wird zensiert

Nachdem bereits mehrere Künstler mit der Ausstattung der Begräbniskapelle des französischen Kardinals Mathieu Cointrel, im Italienischen Contarelli genannt, in der Kirche San Luigi dei Francesi in Rom beauftragt worden waren, die Arbeiten aber aus unterschiedlichen Gründen nicht ausführen konnten, erhielt Caravaggio 1599 den Auftrag für die beiden seitlichen Bilder aus dem Leben des Namenspatrons von Kardinal Contarelli: die Berufung und das Martyrium des heiligen Matthäus. Caravaggio änderte sofort die Technik: Während die Bilder eigentlich in Freskotechnik ausgeführt werden sollten, nahm er sich das Recht heraus, sie in „modernerer“ Ölmalerei auszuführen. In seinem Werk findet sich kein einziges Fresko. Im Sommer 1600 wurden die beiden großformatigen Tafelbilder enthüllt und machten einen großen Eindruck auf die römische Öffentlichkeit. Sogleich erhielt Caravaggio weitere Aufträge in römischen Kirchen. Am 7. Februar 1602 unterschrieb er den Vertrag für das Altarbild in der Contarelli-Kapelle: die Inspiration des Evangelisten Matthäus. Er legte bereits im Laufe des Frühjahrs das fertige Bild vor, fand aber bei den Zuständigen keine Zustimmung. Offiziell wurde bemängelt, dass die Haltung des Evangelisten mit übereinandergeschlagenen Beinen und

dem Betrachter entgegengestreckten Füßen nicht angemessen sei. Darauf malte Caravaggio im Sommer eine zweite Version (unser Titelbild), und die erste kam in eine römische Privatsammlung, später nach Berlin und wurde leider im Zweiten Weltkrieg zerstört. Da es aber ältere Darstellungen des Themas von anderen Malern gibt, die Matthäus genauso zeigen wie in der ersten Version des Caravaggio, und da auch in der zweiten Version Matthäus in einer wenig der Erbauung dienenden Körperhaltung gezeigt wird und den nackten linken Fuß ebenfalls seitlich ins Bild streckt, lässt sich schließen, dass es bei der Ablehnung gar nicht um diese Punkte ging. Es ging um das Verhältnis von Göttlichem und Menschlichem.

Der Engel des Matthäus

Der Evangelist Matthäus hat eine besondere Beziehung zum Engel. Dieser bzw. ein Mensch ist sein Attribut, das ihn von den anderen Evangelisten unterscheidet. Dies fußt auf Offb 4, 6–7, wo Löwe, Stier, Mensch und Adler als die vier Wesen an Gottes Thron genannt werden (ähnlich in Ez 1, 10). Schon seit dem 2. Jahrhundert werden diese vier Lebewesen den vier Evangelisten zugeordnet, und zwar in der Weise, dass Matthäus mit dem Menschen bzw. Engel verbunden wird. Dabei ist der Engel aber oft in einer himmlischen Sphäre über dem Evangelisten zu sehen, als göttliches Wesen von ihm getrennt. Caravaggio vermischte in seiner ersten Version beide Sphären und stellte den Engel auf gleicher Höhe dar. Der Engel schien dem Evangelisten die Feder zu führen, und Matthäus war so dargestellt, als sei er eigentlich des Schreibens nicht mächtig. So lehnten die Auftraggeber das Werk ab, und Caravaggio erstellte die zweite Version, die malerisch eigentlich die kühnere ist.

Hier ist Matthäus auf einem Holzschemel kniend gezeigt und stützt sich auf die vordere Ecke eines großen Tisches, der schräg im Bild steht und auf dem das aufgeschlagene Schreibbuch liegt.

Der Evangelist hält im Schreiben inne und schaut schräg nach oben, wo der Engel in einer Stoffdraperie erscheint und ihm mit den Händen die Genealogie von Abraham bis Christus aufzuzählen scheint, mit der das Matthäusevangelium beginnt. Intensiv ist der Blickkontakt zwischen beiden. Matthäus ist hier aber sehr viel selbstbewusster und gelehrter dargestellt als in der ersten Version. Auch blickt der Betrachter nicht mehr leicht von oben auf die beiden, sondern der Schemel, der leicht über eine Kante des Fußbodens kippt (wie die Tischkante mit dem Buch ragt er aus dem Bild heraus), entspricht der Augenhöhe des Betrachters, und dieser blickt von unten auf den Tisch und auch auf den Evangelisten. Dies entsprach für die Zeitgenossen offensichtlich viel mehr dem göttlichen Geschehen, das hier dargestellt werden sollte. Es ging ja um den Kontakt mit dem Göttlichen, es ging darum, dass Matthäus durch den Engel eine Botschaft von Gott erhielt, an der wir bis heute Anteil haben können, da er sie in seinem Evangelium niederschrieb.

Menschliche Dimension

Trotzdem ist Matthäus hier sehr menschlich geschildert: das ausdrucksstarke bärtige Gesicht (sicher das Portrait eines Zeitgenossen des Malers), die hervortretenden Adern auf dem Handrücken, der hervorgehobene nackte linke Fuß, die spannungsvolle Körperhaltung und vieles mehr. Das orange und rot leuchtende Gewand unterstützt den Eindruck eines Gelehrten. Nur der schmale goldene Reif des Heiligenscheines hebt ihn von der menschlichen Sphäre ab. Genau dies gehörte zu den Besonderheiten der Kunst Caravaggios, die seine Zeitgenossen faszinierte, aber auch abstieß: Er stellte die Heiligen als normale Menschen dar. Er hob sie nicht auf einen Sockel, sondern er zeigte sie in alltäglichen Situationen. Als Modelle nahm er manchmal Prostituierte oder Verbrecher, da er sich andere nicht leisten konnte. Dies trug zur besonderen Wirkung dieses

Malers bei, dem immer etwas Verrücktes, Düsteres anhaftete. Was seine Zeitgenossen aber über alle Maßen faszinierte, war das „Chiaroscuro“, die Hell-Dunkel-Malerei, die er zwar nicht erfand, aber zu einer besonderen Wirkung steigerte: Hartes, gleißendes Licht pellt die Figuren aus der dunklen Umgebung heraus und bringt eine innere Spannung zum Ausdruck. Nach seinem Tod wurde dies von Malern, die in seiner Weise malten, weitergeführt. Man nennt sie deshalb Caravaggisten.

Heinz Detlef Stäps

Klugheit

Tugend der Verwirklichung des Guten

Keinen Satz der klassisch-christlichen Lebenslehre gibt es, „der dem Ohr des heutigen Menschen, auch des Christen, so unvertraut, ja so fremd und verwunderlich klingt wie dieser: dass die Tugend der Klugheit die ‚Gebälerin‘ und der Formgrund aller übrigen Kardinaltugenden sei, der Gerechtigkeit, der Tapferkeit und der Mäßigung“. Mit diesen Worten eröffnete der christliche Philosoph Josef Pieper 1937 seine Abhandlung zur Kardinaltugend der Klugheit.

Klugheit versus Tugend?

Ist uns Heutigen der Gedanke tatsächlich fremd, ja befremdlich, dass „nur, wer klug sei, auch gerecht, tapfer und maßvoll sein könne; und dass der gute Mensch gut sei kraft seiner Klugheit“? Den Kern des Altertums und des Mittelalters galt die Klugheit fraglos als Tugend, ja als eine der vier Haupttugenden. In den Augen neuzeitlicher Philosophen hat sie weniger mit Moral als mit Psychologie, weniger mit Pflicht als mit Berechnung zu tun. Immanuel Kant erblickt in ihr aufgeklärte und geschickte Eigenliebe. Auch wenn die Hässcher den in meinem Haus versteckten Freund ermorden wollen – wenn sie an meine Tür klopfen und nach ihm fragen, habe ich, so Kant, die Pflicht, wahrheitsgemäß zu antworten. Es sei besser, unklug als pflichtwidrig zu handeln, auch wenn das Leben eines Unschuldigen oder mein eigenes auf dem Spiele steht.

Klugheit als Situations-Gewissen

Diesem Prinzip wird das der „Verantwortungsethik“ entgegeng gehalten, einer Ethik, die ihre Prinzipien nicht aufgibt, die

aber auch nach den voraussehbaren Folgen des Handelns fragt. Umgekehrt gilt: Eine Klugheit, die sich auf die Wahl angemessener Mittel zu vorgegebenen Zwecken beschränkte, verdiente diesen Namen nicht. Sie wäre bloß Schlaueit, nichts als Findigkeit, im schlimmeren Falle Gerissenheit oder Verschlagenheit. Solche „Klugheit“ stiehlt sich aus der Verantwortung. Sie wird unverantwortlich. Ja, Klugheit muss kalkulieren, aber ihre Berechnungen müssen auch die Berechtigung eines Vorhabens in Rechnung stellen. Klugheit ist, so verstanden, die Fähigkeit der praktischen Vernunft, zugleich mit der Angemessenheit der Mittel immer auch die Angemessenheit der Zwecke zu erkennen. Josef Pieper nennt die Tugend der Klugheit darum auch das „Situations-Gewissen“ – es geht nicht um Relativierung, sondern um Realisierung –, das er vom „Ur-Gewissen“ und seinem Spruch: „Das Gute muss man lieben und verwirklichen“ unterscheidet, aber nicht trennt. Pieper sieht in der Klugheit jene „behutsame und entschiedene Prägekraft unseres Geistes, welche das Wirklichkeitswissen umformt in die Verwirklichung des Guten“. Ohne sich vom Bereich der Mittel und Wege, vom Erfahrungswissen der ganz konkreten Wirklichkeiten zu lösen, sei sie doch „erhaben über alle Verwickeltheiten und Nützlichkeiten des nur ‚Taktischen‘“.

Der Ehrliche ist der Dumme

Der Ehrliche ist der Dumme? Aber Klugheit ist eine Tugend. Unter den Haupttugenden, so Thomas von Aquin, nimmt sie sogar eine Leitungsfunktion ein; keine käme ohne sie aus. Sie wären blind und ziellos, handlungsunfähig. Umgekehrt wäre Klugheit ohne die anderen, ohne Mäßigung, Tapferkeit und Gerechtigkeit, leer. Die Fähigkeit, Abstand zu halten, abzuwägen, zu kalkulieren, gehört zu ihr. Und doch ist sie so viel mehr als kalte Cleverness und geizige Gewieftheit; mit Schäßigkeit und

Scheußlichkeit kann sie nicht gemeinsame Sache machen, ohne sich selbst zu verlieren.

Angewandte Moral

Der französische Philosoph André Comte-Sponville nennt die Klugheit „angewandte Moral“ im doppelten Sinne. Klugheit sei das Gegenteil einer abstrakten, rein theoretischen oder einer fanatischen und rigoristischen Moral. Comte-Sponville erinnert an die vielen Verbrechen und Gräueltaten, die im Namen eines letzten Prinzips begangen wurden. Die Tugend der Klugheit schütze vor den Savonarolas – oder Taliban – aller Zeiten. Klugheit sei aber auch das Gegenteil einer nachlässigen Moral. Die Tugend der Klugheit dringt auf Anwendung. Die Tugend der Klugheit dringt auf Verwirklichung des Guten! Darauf versteht sie sich.

Und der christliche Philosoph Josef Pieper fügt hinzu: „Es gibt eine düstere Entschlossenheit und eine helle: Klugheit ist die helle Entschlossenheit dessen, der sich dafür entschieden hat, ‚die Wahrheit zu tun‘ [Joh 3, 21].“

Susanne Sandherr

Was ist eigentlich Mediation?

Konflikte klug zu lösen ist lebenslange Aufgabe, vielleicht sogar Lebenskunst. Problematisches früh wahrzunehmen, es nicht hartnäckig zu übersehen und zu übergehen, ist zweifellos eine Sache der Klugheit. Manchmal spitzen sich Konflikte aber so zu oder verhärten sich dermaßen, dass es eines Schlichters, einer Schlichterin bedarf. Doch Mediation ist nicht Schlichtung. Was also ist Mediation? Unter Mediation versteht man ein strukturiertes, freiwilliges Verfahren zur konstruktiven Bei-

legung eines Konfliktes, bei dem unabhängige, ‚allparteiliche‘ Dritte die Konfliktparteien in ihrem Lösungsprozess begleiten. Schlichtung und Mediation haben einiges gemein, z. B. dass ohne Zustimmung der Parteien keine verbindliche Entscheidung gefällt wird. Schlichtung und Mediation unterscheiden sich aber darin, dass die Mediatorin bzw. der Mediator die Entscheidung ganz den Konfliktbeteiligten überlässt, also auch keine Vorschläge oder Kompromissvorschläge macht. Mediation ‚unterstellt‘ den beteiligten Parteien die Klugheit, den richtigen Weg für sich finden zu können – im geschützten Raum der Mediation.

Keine eigenen Entscheidungen

Mediatoren treffen also keine eigenen Entscheidungen, sondern sind lediglich für das *Verfahren* verantwortlich. Ob und in welcher Form ein Mediator selbst überhaupt inhaltliche Lösungsvorschläge macht, ist allerdings je nach Ausrichtung der Mediation unterschiedlich, erklärt Alinah Rockstroh in einem Oktober 2017 erschienenen Artikel über Mediation in der Ehe-, Familien- und Lebensberatung. Rockstroh arbeitet in einer Beratungsstelle des Erzbistums Köln und sieht Mediation als ein hilfreiches Werkzeug innerhalb des Methodenspektrums von Beratung an.

Begrenzung und Interdisziplinarität

„Befindet man sich im Setting der Mediation, sollte man die Mediationsgrenzen präsent haben, respektieren und nicht darüber hinweggehen, da die Begrenzung ein Charakteristikum der Mediation ist“, so Rockstroh. Geschichtlich hat sich die Mediation aus der uralten Praxis außergerichtlicher Konfliktregelung entwickelt. Heute ist Mediation ein Verfahren, das interdisziplinär verschiedene Ansätze in sich vereinigt, so etwa Elemente aus

der Konflikt- und aus der Verhandlungsforschung, der Psychologie, der Humanistischen Psychologie und der Systemischen Therapie. In Deutschland hat sich das Verfahren seit 1990 zunehmend etabliert.

Eigenverantwortung – Prozessverantwortung

Grundidee der Mediation ist die Eigenverantwortlichkeit der Konfliktparteien: Die Mediatorin ist verantwortlich für den Prozess, die Parteien sind verantwortlich für den Inhalt. Dahinter steht der Gedanke, dass die Beteiligten eines Konflikts selbst am besten wissen, wie dieser zu lösen ist, aber Unterstützung benötigen auf dem Weg zu einer klugen Lösung, die allen Beteiligten gerecht wird.

Das Eisberg-Prinzip

Was kann Mediation, etwa in der Ehe-, Familien- und Lebensberatung, bewirken? Und was unterscheidet Mediationen von anderen Formen der Beratung, z. B. der Paarberatung? Alinah Rockstroh verweist zunächst auf Parallelen zwischen Paarberatung und Mediation. In beiden Settings gehe es um interpersonale Konflikte. Der Anlass gebende Sachkonflikt nehme allerdings nur etwa ein Achtel des ganzen Problems ein; alles andere sei zunächst verborgen. In jedem Fall ist es für eine Lösung des Konflikts entscheidend, mehr über den verborgenen Teil des Konflikts zu erfahren. Das Prinzip Eisberg! Paarberatung und Mediation, beide zielen auf eine Einbeziehung dieser verborgenen Schichten, allerdings in deutlich unterschiedlicher Tiefe und Intensität. Während die „Tauchausrüstung“ in der psychologischen Paarberatung längere „Tieftauchgänge“ im Blick hat, sind Strategien und Ziele der Mediation etwas andere, doch auch hier muss das Konfliktpotenzial unter Wasser erkannt, er-messen werden.

Das Ziel

Ziel der Mediation sind klare Absprachen: „Mediation soll helfen, Regelungen und Vereinbarungen für konkret definierte Konfliktpunkte zwischen mindestens zwei Parteien zu finden“, so die Mediatorin Alinah Rockstroh. Zentral ist auch hier das Vertrauen in die Kompetenzen der Beteiligten, in denen das Potenzial für die Lösungen schon vorhanden ist: Durch den Prozess der Mediation kann dieses gute, im Wortsinn wegweisende Potenzial an die Oberfläche gelangen. Entscheidend ist, dass die Ideen für alle Vereinbarungen von den Klienten selbst erarbeitet werden. Mediatoren begleiten einen Prozess, der nach vorgegebenen Phasen verläuft. Grundsätzlich ist es Aufgabe der Klienten und eben nicht der Mediatoren, den Rahmen der Themen, über die gesprochen und entschieden werden soll, festzulegen. Das Erkennen und Benennen der eigenen – manchmal verborgenen – Beweggründe, die die genannten Themen wichtig erscheinen lassen, ist wiederum hilfreich für den Prozess im gemeinsamen Gespräch, für den Austausch und somit für die Lösungsfindung.

Die Lösung liegt in den Klienten selbst

„Ziel einer jeden Mediation sind konkrete und greifbare Ergebnisse anhand von getroffenen Regelungen und Vereinbarungen zwischen den Klienten“, so Rockstroh. Gerade weil die Mediation einen klaren Beginn und ein klares Ziel hat – Verhandlung, Klärung, Regelungen, Vereinbarungen –, muss sie strukturiert sein und sich in definierten Phasen bewegen. Mediation bietet zudem nicht nur einen klaren, sondern auch einen *niederschweligen* Beratungsrahmen, der es ermöglicht, zu konstruktiven Lösungen und Vereinbarungen zu kommen, die in den Klienten selbst liegen, ihnen durch das begleitende Verfahren der Mediation aber erst zugänglich werden.

Dorothee Sandherr-Klemp

Die Weisheit hat ihr Haus gebaut

Der Dreiklang

Den Text finden Sie auf Seite 35f.

Das Buch der Sprichwörter, auch „Sprichwörter Salomos“ (1, 1) oder „Sprüche Salomos“ genannt, will Menschen auf die Fährte der Weisheit setzen. Wer der Weisheit bereits auf der Spur ist, den will sie auf diesem Weg weiter voranbringen. Weisheit für Anfänger und für Fortgeschrittene!

Orientierung im Leben

Die Förderung von Weisheit und durch die Weisheit bedeutet nicht so sehr Wissensvermittlung als vielmehr die Stärkung der rechten Lebensorientierung. Es gilt, Unterscheidungsvermögen auszubilden und Urteilskraft einzuüben in einer immer unübersichtlicheren, komplexen Welt. Eine Vielfalt von Formen weisheitlicher Rede dient diesem Ziel. Methodenvielfalt! Weisheitsprüche, Lehrreden, Spruchgedichte, Rätsel, Zahlensprüche, auch ein Gebet gehören dazu. Das Weisheitsbuch verwickelt seine Leserinnen und Leser so in das Nachdenken über Lebensfragen, über die Ausrichtung auf den Gott Israels, über Weisheit und Torheit, über das Streben nach Reichtum, Prestige und Glück. Immer wieder führt es vor Augen, wie Sein und Schein auseinanderklaffen, wo Täuschungen entstehen und warum Sackgassen manchmal wie Auswege aussehen.

Die Weisheit in Person

In den Kapiteln 1–9 spricht, nach Vater und Mutter, die Weisheit in Person. Sie äußert sich vernehmlich, mitten im Betrieb der Stadt. (1,20–33) In der Gestalt von Frau Weisheit ist die

ordnende und der Welt zugewandte Seite Gottes poetisch personifiziert. Im achten Kapitel des Buches stellt sich die Weisheit in ihrer Wirksamkeit bei der Schöpfung vor (8, 1–36, vgl. 3, 19). Die Lehren der ersten neun Kapitel gipfeln in zwei fast gleichklingenden, aber radikal verschiedenen Einladungen: In 9, 1–12 spricht die personifizierte Weisheit, in den daran anschließenden Versen lädt – oder lockt – Frau Torheit Unerfahrene in ihr Haus (13–18). Die Gabe der Unterscheidung ist also gefragt, sie muss eingeübt und geschult werden, im Lesen wie im Leben.

Wer unerfahren ist, kehre hier ein

„Die Weisheit hat ihr Haus gebaut ...“ (9, 1) Mit seinen sieben Säulen ist dieses Haus ein wahrer Prachtbau. Und dieses Haus hat sie selber gebaut, die Steinarbeiten selber bewältigt. Ein Haus mit sieben Säulen, das ist ein für das Alte Israel unüblich großer Palast, mit dem wohl das ganze Sprüchebuch mit seinen sieben „Säulen“ – sieben Überschriften – gemeint ist. Ein Festmahl, vielleicht zur Hauseinweihung, bereitet die Weisheit vor. Die Einladung ist öffentlich, sie ergeht durch die Mitarbeiterinnen der Weisheit und durch die Weisheit selbst an öffentlichkeitswirksamen Orten der Stadt und richtet sich an Unerfahrene und Unwissende, und, so der hebräische Text, an „im Herzen Arme“, also an Entschlusschwache. Nicht nur Unwissen oder mangelnde Erkenntnis, sondern auch Willensschwäche, die Unfähigkeit, das Erkannte in Leben und Handeln zu übersetzen, hindert uns daran, weise zu werden.

Eine großzügige Gastgeberin

Auffällig, dass Frau Weisheit nicht Ihregleichen, also die Weisen, sondern die – noch – Unverständigen zum Bankett lädt! Doch die weisen Menschen sind ja bereits im Hause der Weis-

heit angekommen. Dort lernen und lehren sie weiter (9,9). Frau Weisheit liegen alle Menschen am Herzen, ganz besonders aber jene, die ihrer bedürftig, nämlich unverständlich und desorientiert sind. Auch sie sollen am Reichtum der Weisheit und an ihrem guten Leben Anteil bekommen. Der Weisheit sind alle Gäste recht, die den Weg der Einsicht, ihren Weg, Gottes Weg, wählen (9,6).

Die Nachahmung

Allerdings ist Frau Weisheit nicht die einzige Gastgeberin, die in ihr Haus einlädt. Die Konkurrenz schläft nicht. Frau Torheit sitzt vor ihrem Haus und wirbt genau dort, wo auch die Weisheit ihre Gäste sucht. Mit fast denselben Worten wie die Weisheit lädt die Torheit ein. Frau Torheit imitiert Frau Weisheit! Doch das Nachahmerprodukt ist nicht nur kärglich und kläglich, sondern lebensgefährlich. Während der Tisch im selbsterbauten Haus der Weisheit üppig mit von eigener Hand bereiteten Speisen gedeckt ist, hat Frau Torheit nur wenig anzubieten, und das Wenige ist geraubt. Die Torheit lebt von Gütern, die sie nicht selbst produziert, sondern nur missbraucht. Sie wirbt aber gerade mit dem Reiz des Verbotenen – mehr hat sie nicht anzubieten. Wer sich damit begnügen will, wählt nicht das Leben, sondern den Tod (9,13–18). Unerfahrenheit und Willensschwäche sind nicht harmlos, sondern brandgefährlich. Auf Dauer sind sie lebensgefährlich. Wer sich jedoch von Frau Weisheit einladen lässt, findet eine verlässliche Gefährtin fürs Leben und ins Leben.

Der Dreiklang

Das Buch der Sprichwörter, das über mehrere Jahrhunderte hinweg bis ins 4./3. Jahrhundert v. Chr. gewachsen ist, hält daran fest, dass die Orientierung an Weisheit das Leben stärkt

und heilt. Damit wird nicht behauptet, dass einem weisen Menschen äußerer Erfolg und Reichtum garantiert seien. Weisheit bedeutet biblisch die Orientierung an Gottes Weisung, Weisheit geht einher mit Gottesfurcht. „Gottesfurcht“ meint aber nicht Angstgefühle, sondern die ehrfürchtige und einsichtige Bindung an JHWH, den Gott Israels. „Gottesfurcht ist Anfang der Erkenntnis, / nur Toren verachten Weisheit und Zucht.“ (1,7)

Nicht nur mit Gottesfurcht, sondern auch mit Gerechtigkeit ist Weisheit aufs engste verbunden, wobei Gerechtigkeit biblisch ein Leben in der Bindung an Gottes Weisung meint, das Solidarität und Barmherzigkeit praktiziert. Wo der Dreiklang von Weisheit, Gottesfurcht und Gerechtigkeit zu vernehmen ist, da ist die Welt wohlgeordnet, da ist die Schöpfung im ursprünglichen Einklang.

Susanne Sandherr

Der lächelnde 33-Tage-Papst: Johannes Paul I.

Stoff für einen Thriller lieferte sein Leben kaum, dafür aber sein Tod. Nach nur 33 Tagen im Amt starb am 28. September 1978 der erste Papst, der sich einen Doppelnamen gab: Johannes Paul I. Schon wenige Tage nach seinem Tod machten Gerüchte die Runde, Albino Luciani, wie er mit bürgerlichem Namen hieß, sei einem Mord zum Opfer gefallen. Konservative Kräfte der Kurie hätten den reformwilligen und damit unbequemen Papst aus dem Weg geräumt. An deren Spitze habe der mit der Mafia und einer Freimaurer-Loge verbandelte damalige Chef der Vatikanbank, Erzbischof Paul Marcinkus, gestanden. Der Journalist David Yallop machte aus diesen Gerüchten einen Bestseller. Sein Buch „Im Namen Gottes?“ erlebte eine Auflage von über sechs Millionen Exemplaren und wurde in 40 Sprachen übersetzt. Seinen steilen Thesen folgte die Wissenschaft

zwar nicht, landläufig aber galt es als ausgemacht: Johannes Paul I. wurde vergiftet.

Todesursache: Herzversagen

Eine koronare Herzerkrankung aufgrund von Arteriosklerose habe zum Tod geführt. So beschreibt es nüchtern eine Notiz des päpstlichen Leibarztes Renato Buzzonetti, die der Vatikan vier Jahrzehnte später zusammen mit anderen medizinischen Dokumenten in einem Buch veröffentlichte. Die Untersuchungen waren Teil des seit 2003 laufenden Seligsprechungsprozesses. Im Vorwort der Dokumentation schreibt Kardinalstaatssekretär Pietro Parolin: „Nach so vielen Mutmaßungen, nach so vielen Rekonstruktionen auf der Grundlage ungeprüfter Gerüchte erfahren wir jetzt, was in den letzten Lebensstunden dieses Papstes geschah.“ Sicher ist, dass die Ordensfrau Vincenza Taffarel in den frühen Morgenstunden des 29. September wie gewöhnlich dem Papst ein Kännchen Kaffee in das Arbeitszimmer stellte und an seiner Schlafzimmertür klopfte. Als Johannes Paul I. auch nach mehrmaligem Klopfen nicht reagierte, öffnete die Ordensfrau beherzt die Tür und fand den Papst im Bett sitzend, die Brille aufgezogen und den Kopf leicht geneigt. In seinen Händen hielt er einige Papiere. Er war offenbar sanft eingeschlafen. Dass es bei seinem Tod nicht mit rechten Dingen zugegangen sei, nährte nicht zuletzt die misslungene Informationspolitik des Vatikans. In der offiziellen Verlautbarung wurde verheimlicht, dass Schwester Vincenza den toten Papst gefunden hatte. Man wollte dadurch den Eindruck vermeiden, sie habe ungehinderten Zugang zum Schlafgemach des Papstes gehabt. Aus den Blättern, die der tote Papst lediglich zur Vorbereitung der Generalaudienz in der Hand gehalten hatte, machte der Vatikan ein geistliches Buch mit dem Titel „Die Nachfolge Christi“. Böse Zungen behaupteten, man habe schnellstmöglich eine Heiligenlegende stricken wollen.

Der lächelnde Patriarch aus einfachen Verhältnissen

Schon der Auftakt des Pontifikates stand unter keinem guten Stern. Der Rauch, der am 26. August 1978 aus dem Kamin der Sixtinischen Kapelle aufgestiegen war, blieb undefinierbar grau. Erst die Glocken des Petersdoms verschafften Gewissheit: „Habemus papam!“ Gewählt hatten die Kardinäle nach nur vier Wahlgängen den damals 65-jährigen Patriarchen von Venedig. „Gott verzeihe euch, was ihr getan habt“, soll der Neugewählte gesagt haben. Und dennoch machte der bescheidene Papst umgehend deutlich, wofür er stand. Luciani verzichtete auf das bislang übliche „Wir“ eines Monarchen und sagte schlicht „Ich“. Die Papstkrone ließ er sich bei seiner Amtseinführung nicht aufsetzen, nur widerwillig nutzte er den Tragesessel, und den Schweizergardisten verbot der neue Papst den bis dahin verpflichtenden Kniefall in seiner Anwesenheit. Johannes Paul I. stammte selbst aus armen Verhältnissen in Venetien. Der Vater verdiente seinen kargen Unterhalt als Saisonarbeiter im Ausland. Albino Luciani wuchs mit drei Geschwistern und zwei Stiefschwestern auf und war schon als Kind häufig sehr krank. Und doch konnte er seinen Wunsch, Pfarrer zu werden, umsetzen. Nach seiner Priesterweihe 1935 lehrte er Dogmatik am Priesterseminar von Belluno. 1958 wurde er Bischof von Vittorio Veneto, einem kleineren Suffraganbistum in Venetien, zwölf Jahre später berief ihn Paul VI. zum Patriarchen von Venedig.

Gebeugt unter der Last des Amtes

Auch wenn Luciani als Kandidat der Reformkardinäle galt, stellte er sich auch theologisch bewusst in die Reihe seiner Vorgänger. In seiner kurzen Amtszeit konnte er auch nur wenige Akzente setzen. Und doch brachte Johannes Paul I. frischen Wind in die vatikanischen Mauern. Sein Lächeln und seine offene Art ließen viele auf weitergehende Reformen hoffen. Ein Jahr zuvor hatte Luciani auf einer Bischofssynode gefordert, den

„Kampf gegen Ungerechtigkeit“ zum Kirchengesetz zu erklären. Dokumente, die der Vatikan im letzten Jahr publizierte, deuten aber darauf hin, dass Johannes Paul I. sein Papstamt mehr als „schwere Last“ denn als Chance zum Aufbruch begriff. Er habe sich oft einsam und schwach gefühlt, am Tag vor seinem Tod hätten ihn Schmerzen im Brustbereich gequält, gaben seine Sekretäre zu Protokoll. Der italienische Politiker Giulio Andreotti erlebte ihn kurz nach seinem Amtsantritt „fahl, fast zusammengebrochen“. Trotz allem ist eines sicher: Johannes Paul I. hat allein durch seine Art und die prägnanten Dokumente seines Pontifikates viel bewirkt und das Papsttum nachhaltig geprägt.

Marc Witztenbacher

Orantenhaltung und gefaltete Hände

Wir kennen zwei grundlegende Gebetshaltungen, die nicht auf das Christentum beschränkt sind. Da sie in vielen Religionen anzutreffen sind, scheint es sich um allgemein-menschliche Ausdrucksformen im Umgang mit dem Göttlichen zu handeln. In unseren Gottesdiensten haben beide Formen eine unterschiedliche Symbolik. Und es ist auffällig, dass zu beten ganz offensichtlich etwas mit den Händen zu tun hat, weil sie in beiden „Hand“-lungen-Formen von zentraler Bedeutung sind.

Die Orante

Das stehende Beten mit ausgebreiteten, erhobenen Händen ist in der Antike oft anzutreffen. In heidnischen Religionen war dies ebenso die gängige Gebetshaltung wie im Judentum. Darstellungen der Alten Kirche zeigen etwa Noah in der Arche oder Abraham in dieser, mit dem Stehen verbundenen Gebetshaltung. Die Figur, die in dieser Weise die Hände erhoben hat,

nennen wir „Orante“ (von lat. „orare“ = beten); sie ist quasi zum Grundtypus des Betenden geworden.

Sicher steht dahinter die Vorstellung, dass das Göttliche „oben“ ist. Wir wollen die Hände zu Gott hin ausstrecken, um mit ihm in Verbindung zu treten, wie dies in den Psalmen zum Ausdruck kommt: „Höre auf mein lautes Flehen, wenn ich die Hände zu deinem Allerheiligsten erhebe.“ (Ps 28, 2) Auch wenn wir den „Himmel“ nicht mehr so einfach mit „oben“ gleichsetzen, so bleiben diese Vorstellungswelten weiter in unserem Kopf und unserem Herzen. Wir heben die Hände zum Himmel und entfernen sie damit zugleich von jeder anderen Tätigkeit. Vielleicht geht auch unser Blick nach oben, wie dies den betenden Jesus kennzeichnet (vgl. Mk 6, 41; Joh 11, 41). Wir stellen uns körperlich ganz auf Gott als Gegenüber ein und lassen uns von unseren weltlichen Handlungen eine Zeit lang nicht in Beschlag nehmen. Wir entziehen unsere Hände jedem anderen Tun. Zugleich machen wir uns wehrlos und vertrauen ganz auf Gott. Wir werden offen und empfangsbereit für das, was Gott uns sagen will.

Offensichtlich haben auch die Gläubigen in der Antike in der Orantenhaltung gebetet. Denn es gibt die Mahnung von Kirchenvätern, dass dies kein rein körperlicher Akt sein darf, sondern mit allen Sinnen geschehen muss. Die Gläubigen nehmen somit im Gottesdienst die gleiche Haltung ein, die der Priester oder der Bischof bei den sogenannten „Präsidualgebeten“ einnimmt. Dies sind die Orationen, die wir auch heute noch in der Messe und anderen Gottesdiensten kennen und die der Vorsteher im Namen aller Gläubigen betet, während diese das Gebet hörend mitvollziehen und am Schluss mit ihrem „Amen“ ratifizieren.

Als sich bei den Gläubigen die Gebetshaltung im Abendland ab ca. dem achten Jahrhundert hin zu gefalteten Händen verschiebt, bleibt die Haltung für den Vorsteher konstant. Entsprechend erhebt auch heute der Priester in der Messe beim Tagesgebet, dem Gabengebet, dem Eucharistiegebet und dem

Schlussgebet in dieser Weise die Hände und spricht die Oration, die die Gemeinde mit ihrem Amen abschließt.

Dass die Orantenhaltung für die Gläubigen nicht völlig verloren gegangen ist, zeigt sich in den letzten Jahren, wenn z. B. beim Vaterunser die Hände erhoben werden. Dies ist in einzelnen Ländern unterschiedlich verbreitet, ist aber durch Gottesdienste vielen bekannt.

Gefaltete Hände

An wenigen Stellen betet auch der Priester mit gefalteten Händen. Historisch sind dies späte Einfügungen, und in der Regel betet der Priester dann für sich selbst. Er benutzt die gleiche Gebetshaltung, die auch die meisten Gläubigen im privaten wie im öffentlichen Beten anwenden. Die gefalteten Hände sind vermutlich über die fränkisch-germanische Kultur in den christlichen Gottesdienst gelangt; im indischen Kulturraum sind sie weitverbreitet.

Bei den gefalteten Händen sind meist die Handflächen aufeinandergelegt, bisweilen werden auch die Finger ineinander verschränkt. Es ist eine Haltung der Geschlossenheit, der Konzentration, der inneren Sammlung. Wie die Orante ist sie eine Absage an jede andere Tätigkeit, an jede andere Handlung, die vom Eigentlichen, von Gott, ablenken könnte. Indem die Hände sich selbst „binden“, vertraut der Betende ganz auf Gott und macht sich wieder wehrlos. Bei den aufeinandergelegten Handflächen zeigen die Finger sogar von uns weg, nach oben oder zum geglaubten Gegenüber.

Diese Gebetshaltung hat sich zunächst im privaten Beten verbreitet und ist Ausdruck der inneren Hingabe, die ab dem Mittelalter vom Betenden erwartet wird (Albrecht Dürers „Gefaltete Hände“ stehen dafür). Im Gottesdienst ist sie die gängige Gebetsform der Gläubigen, die auch die Geistlichen einnehmen, wenn sie für sich selbst beten.

Es ist unsinnig, die gefalteten Hände und die Orante gegeneinander abwägen oder gar ausspielen zu wollen. Denn entscheidend ist die innere Haltung, die der oder die Einzelne damit verbindet, ohne sich unwohl zu fühlen.

„In Deine Hände“

Noch eine Form der gefalteten Hände muss von dieser Gebetshaltung abgegrenzt werden, obwohl teilweise vermutet wird, dass unsere gefalteten Hände beim Gebet aus dieser abgeleitet sind. Bei der Diakonen- und Priesterweihe treten die Kandidaten vor den Bischof und legen ihre gefalteten Hände in seine Hände. Dabei verspricht der Kandidat dem Bischof Ehrfurcht und Gehorsam. Hier kommt eine Ausdrucksform des mittelalterlichen Lehnswesens zur Anwendung. Denn ein Lehen bedeutete nicht nur eine Verpflichtung des Belehnten zur Treue, sondern auch des Lehnsherren, der ab da eine Fürsorgepflicht für den Belehnten hatte. Es ist also ein gegenseitiges Vertrags- und Bundesverhältnis, das so geschlossen wurde und wird.

Etwas von diesem Verhältnis scheint bei der Komplet der Kirche zur Nacht auf, wenn es dort im Responsorium in Anlehnung an Ps 31,6 heißt: „Herr, auf dich vertraue ich, in deine Hände lege ich mein Leben.“ Auch wir vertrauen darauf, dass Gott uns treu ist, seine Pflicht, für uns zu sorgen, einhält und uns im Leben bewahrt.

Friedrich Lurz

Vor 50 Jahren starb Schönstattgründer Josef Kentenich

Pater Josef Kentenich bekannte im Rückblick auf sein Leben: „Was ich bin und was in Schönstatt geworden ist, das verdanke ich der Gottesmutter.“ Sein unbeirrbares Vertrauen und seine Beharrlichkeit ließen aus einem scheinbar unbedeutenden Beginn eines der größten kirchlichen Werke werden. 1914 schloss der damalige Spiritual an einem Gymnasium in einer kleinen Kapelle in Schönstatt/Vallendar bei Koblenz mit einigen Schülern das „Liebesbündnis“ mit Maria. Sie baten die Gottesmutter, in dieser Kapelle in besonderer Weise anwesend zu sein und in Schönstatt einen Gnaden- und Wallfahrtsort entstehen zu lassen. Mittlerweile gibt es rund 200 Schönstatt-Kapellen in aller Welt. Es sind identische Kopien des „Urheiligtums“ in Vallendar. Um diese Kapellen haben sich wie in Vallendar teilweise große Zentren gebildet, an denen sich die unterschiedlichen Gruppen der Schönstattbewegung versammeln.

Tiefe Verbundenheit mit Gott

Josef Kentenich wurde 1885 geboren. Mit 19 Jahren trat er in die Gemeinschaft der Pallottiner ein und wurde 1910 zum Priester geweiht. Kentenich war ein begnadeter Jugendseelsorger und verstand es, in den schwierigen Zeiten des Ersten Weltkrieges den verunsicherten jungen Menschen im Glauben Halt und Orientierung zu geben. Während des Zweiten Weltkrieges wurde Kentenich gefangen genommen und schließlich in das Konzentrationslager Dachau gebracht. Auch dort spendete er vielen Mitgefangenen Trost und Hoffnung. Nach dem Krieg unternahm Kentenich zahlreiche Reisen und baute die Schönstattbewegung zu einem weltweiten Werk aus. Die Kirche blieb zunächst skeptisch und schickte Kentenich ins Exil in die Vereinigten Staaten. Erst vierzehn Jahre später wurde Kentenich

durch Papst Paul VI. rehabilitiert, der Pater konnte nach Schönstatt zurückkehren. Mittlerweile war die Schönstattbewegung enorm gewachsen. Für die großen Pilgerströme wurde 1968 die Dreifaltigkeitskirche errichtet. Kurz nachdem er dort zum ersten Mal die Heilige Messe feierte, starb Pater Kentenich am 15. September 1968. In der Kirche fand er auch seine letzte Ruhestätte.

Marc Witzenbacher

Tag der Schöpfung thematisiert Biodiversität

Mit dem Motto „Von meinen Früchten könnt ihr leben“ erinnert der diesjährige ökumenische Tag der Schöpfung an das Gleichgewicht von der Sorge Gottes für uns und unserer Fürsorge für die Schöpfung. Es weist insbesondere darauf hin, dass die Vielfalt von Früchten und natürlichen Ressourcen massiv bedroht ist. Täglich sterben Pflanzen- und Tierarten aus, und das direkt vor unserer Haustür. Der Bestand von Vögeln und Insekten in Deutschland ist drastisch gesunken, was bislang noch unabsehbare Folgen für das ökologische Gleichgewicht haben wird. Bischof Karl-Heinz Wiesemann (Speyer), Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland (ACK), mahnt daher, „Gottes Auftrag zur Pflege der Schöpfung gerecht zu werden und konkret zu handeln, um die Vielfalt der Erde nach unseren Kräften und Möglichkeiten zu erhalten“. Die ACK ruft seit 2010 jährlich dazu auf, den Schöpfungstag in der sogenannten Schöpfungszeit zwischen dem 1. September und dem 4. Oktober zu feiern. Die zentrale Feier findet am 7. September in Starkow in Mecklenburg-Vorpommern statt. Das Gottesdienstformular zum Schöpfungstag sowie alle Materialien und weitere Infos finden Sie unter www.schoepfungstag.info.

Marc Witzenbacher

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

Oktober 2018

Wie wir leben können
Gerechtigkeit

Seht: Ein König wird kommen, der gerecht regiert,
und Fürsten, die herrschen, wie es recht ist.

Buch Jesaja – Kapitel 32, Vers 1

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© **Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

ZUM TITELBILD

Heilige Ursula und Gefährtinnen

Gebrüder Limbourg, Les Belles Heures du Duc de Berry,
Paris, 1404–1409,

Metropolitan Museum of Art New York, fol. 178v,
© BPK / Metropolitan Museum of Art, New York

Jean de France, Duc de Berry, war einer der herausragenden Auftraggeber für prachtvolle Handschriften im Spätmittelalter. Für seine Bibliothek und für seinen persönlichen Gebrauch ließ er die schönsten Codices seiner Zeit anfertigen. Um 1404 nahm er die Gebrüder Limbourg in seine Dienste, begnadete junge Buchmaler, die aus der holländischen Provinz Limburg stammten und die heimische Maltradition mit der französischen Gotik und modernen Impulsen aus Italien verbanden. Paul, Hermann und Jean hießen die Brüder, deren persönliche Anteile am Gesamtwerk nicht zu unterscheiden sind und die wie ihr Auftraggeber während der großen Pest 1416 starben, nachdem sie für ihn das berühmteste Stundenbuch der Welt, die Très Riches Heures, begonnen hatten.

Die Belles Heures, das erste Stundenbuch, das sie für den Herzog von Berry anfertigten, ist aber nicht weniger prächtig und nicht weniger innovativ. Es zeichnet sich durch eine große Geschlossenheit aus, da alle 172 Miniaturen von den Gebrüdern Limbourg stammen und alle Bild- und Textseiten von goldenen Dornblattranken gerahmt werden. Insgesamt enthält der Codex 226 Pergamentblätter im Format 32,8 x 17,0 cm. 1956 konnte das Metropolitan Museum of Art in New York den Codex von der Familie Rothschild für die Sammlung The Cloisters erwerben.

Unser Titelbild zeigt den gewaltsamen Tod der heiligen Ursula und ihrer Gefährtinnen. Mit geblähten Segeln nähert sich das Schiff dem Stadttor einer mittelalterlichen Stadt. Von dort entern Soldaten das Schiff und metzeln die wehrlosen Frauen nieder.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

Jedem das Seine. Wer je im Lager Buchenwald gewesen ist, dem haben sich diese Worte eingepägt: Als eiserne Inschrift im Lagertor stehen sie für die Grenze zwischen den sogenannten „Untermenschen“ und „Volksschädlingen“ drinnen und dem Reich der „Herrenrasse“ draußen. Jedem das Seine: Kurzformel römisch-mittelalterlicher Gerechtigkeitsauffassung (siehe S. 337–340), im KZ nahe der Klassikerstadt Weimar in ihr Gegenteil pervertiert. Ist ein klareres Urteil des Nationalsozialismus über sich selbst denkbar?

Jedem das Seine: das meint den lebensnotwendigen Anteil an den Gütern der Erde, der jedem Menschen zusteht, *weil er, weil sie Mensch ist*. Im Sinn der europäischen Rechtstradition verstanden, grenzt diese Formel gerade *nicht* ab und vertieft Spaltungen. Sie richtet sich an jede(n) Einzelne(n) und fordert von allen ein, auf ihr wechselseitiges Wohlergehen zu achten. Doch diese *Forderung* allein – wird sie zu wachsender Gerechtigkeit führen?

Im März bin ich der Gründerin der Hamburger Initiative MAMALies begegnet, die es geflüchteten Müttern mit kleinen Kindern ermöglicht, lesen – und darüber auch Deutsch zu lernen. Sie war selbst als Kind mit den Eltern aus dem Iran geflohen, hat in Deutschland Abitur gemacht und ein Studium absolviert, weiß also aus eigener Erfahrung, welche Chancen Bildung Geflüchteten eröffnen kann. Nun schafft sie nicht nur den Müttern und Kindern eine Möglichkeit, sich zu bilden, sondern bringt auch ältere Hamburgerinnen mit ihnen in Kontakt, die so neue Lebensperspektiven erhalten. Es sind solche Samenkörner, die bei allen Schwierigkeiten spüren lassen, was es heißen kann, den einzelnen Menschen gerecht zu werden. Kleine Anfänge, die unscheinbare Kräfte freisetzen. Kräfte aber, deren Potenzial man nicht unterschätzen darf.

Ihr Johannes Bernhard Uphus

Das Blut der Unschuldigen

Am 21. Oktober begeht die Kirche den Gedenktag der heiligen Ursula und ihrer Gefährtinnen. Die Verortung ihres Martyriums in Köln ist dicht von Legenden überlagert. Demnach war Ursula eine englische Prinzessin, die sich vor der erzwungenen Hochzeit mit einem Heiden eine Wallfahrt nach Rom und dessen Taufe erbeten hatte. Auf der Rückfahrt wurde ihr Schiff vor Köln von den Hunnen überfallen und die Frauen ermordet, einige Legenden listen sogar den Papst, Kardinäle und den Bräutigam unter den Opfern auf. Die Zahl der Gefährtinnen wird mit elftausend angegeben. Historiker vermuten, dass dies ein Lesefehler war: XI M VIRGINES mit einem abkürzenden Strich über dem M und der Bedeutung „elf Märtyrer Jungfrauen“ bekam durch den versehentlichen Wegfall des Striches die Bedeutung „elftausend Jungfrauen“, weil dann das M als Zahl gelesen wurde.

Der Herzog und die Jungfrauen

In den Belles Heures sind alle Miniaturen von den Gebrüdern Limbourg gemalt. Der Text wurde aber von Schreibern geschrieben und die wunderbaren Bordüren mit Dornblattranken in Blattgold auf jeder Seite genauso wie die unzähligen Initialen von untergeordneten Illuminatoren gemalt (vgl. hierzu die Innenkarte). Unser Titelbild findet sich in den Belles Heures unter den Suffragien, kurzen fürbittähnlichen Anrufungen Gottes auf Fürsprache der Heiligen mit fester Struktur (Antiphon, Versus, Responsorium, Gebet). Im Text kommt die heilige Ursula allerdings nicht vor. Er nimmt nur auf die Jungfrauen Bezug, und auch im Bild ist die heilige Ursula in der Mitte des Schiffes zwar zu vermuten, aber nicht klar zu identifizieren. Dies hat wahrscheinlich damit zu tun, dass Jean de France, Duc de

Berry, der Auftraggeber der Handschrift, der Sohn, Bruder und Onkel französischer Könige war. Er selbst stand aber immer in der zweiten Reihe und musste vielleicht deshalb mit seiner ungeheuren Sammlung von prachtvollen Büchern und wertvollsten Kunstwerken seine Bedeutung unterstreichen. In seiner umfangreichen Schatzkammer bewahrte er die Reliquie des Hauptes einer der Jungfrauen auf und legte deshalb mehr Wert auf die Jungfrauen als auf die heilige Ursula. Die Miniatur zeigt deshalb auch insgesamt drei abgeschlagene Köpfe der Frauen.

Ansonsten ist die Miniatur relativ unpräzise. Köln als der Ort des Martyriums der Frauen ist nicht zu erkennen. Es wird im Hintergrund eine idealtypische mittelalterliche Stadt gezeigt, aus deren Stadttor sich rechts eine große Menge bewaffneter und mit Rüstungen bewehrter Soldaten ergießt, die teilweise orientalische Kopfbedeckungen tragen. Das Schiff fährt mit voll geblähtem Segel, obwohl es eigentlich still am Kai liegen müsste. Auch die Fahnen flattern im Wind. Hier haben die Gebrüder Limbourg die Dramatik der Szene durch Sturm- und Bewegungsmotive unterstützt. Die Soldaten haben einen Holzsteg an das Schiff gelegt, sind auf diese Weise eingedrungen und haben bereits einige Frauen mit erhobenem Schwert getötet. In der Mitte steht eine Frau in himmelblauem (königlichem) Gewand mit langen blonden Haaren und rekt verzweifelt die Hände zum Himmel empor. Wie schon gesagt ist hiermit wahrscheinlich die heilige Ursula gemeint. Den Legenden folgend wurde sie allerdings vom Hunnenkönig persönlich mit einem Pfeilschuss getötet. Aus ihrem Gewand quillt bereits Blut; der Soldat neben ihr, der uns nun den Rücken zuwendet, hat ihr die tödliche Wunde wahrscheinlich beigebracht und wütet jetzt schon weiter, sein nächstes Opfer suchend. Hinter Ursula wird eine Frau von einem weiteren Soldaten gerade ins Wasser geworfen, wo bereits ein anderer Leichnam schwimmt.

Blutrünstige Darstellung

Auch wenn die Miniatur „nur“ insgesamt sechs Frauen zeigt, die der Gewalt der Soldaten zum Opfer fallen, herrscht der Eindruck von Blut, Gewalt und Grausamkeit vor. Wir sind heute solche Darstellungen kaum noch gewohnt; frühere Jahrhunderte wollten auf diese Weise aber den Mut und die Standhaftigkeit der Märtyrer loben. Hier ging es darum, das Opfer wehrloser Frauen zu unterstreichen. Die Maler verzichteten bewusst auf die Darstellung der Männer, welche die Legenden auch unter den Opfern aufzählen, und weiterer Frauen. Es ging ihnen um das Leiden der Unschuldigen, um das Lebensopfer der Gerechten. Ungerechte Gewalt triumphiert hier nur vordergründig, denn die Erinnerung an die unschuldigen Opfer gibt ihnen im Nachhinein Recht.

Ursula wird in den Legenden als auffallend hübsche Frau beschrieben; ihre Schönheit war in ganz Europa bekannt. Dem entsprechend wurde sie begehrt von vielen Männern, doch sie hatte sich der Jungfräulichkeit verschrieben. Wenn Könige sie besitzen wollen, doch sie den Tod vorzieht, so steht hier blanke Männergewalt leidender Frauenstandhaftigkeit gegenüber. Frauen geben ihr Leben unter dem Schwert der Männer hin und bleiben gerade dadurch nicht ohnmächtige Opfer, sondern kehren den Spieß um und werden zu Siegerinnen der Geschichte. Und es geht allgemein um das Leiden der Gerechten, in das der Betrachter in einer Zeit der Kriege, der Pest und des frühen Todes sich ohne Probleme hineinversetzen konnte.

Laienfrömmigkeit

Stundenbücher waren Laienbreviere. Die Auftraggeber ließen selbst die prachtvollsten Exemplare nicht nur für ihre Schatzkammern, sondern für das private Gebet anfertigen. Bei den Belles Heures ist das daran zu erkennen, dass der Herzog von Berry auf fol. 21 im Gebetsteil der heiligen Katharina von Ale-

xandria zwei Pilgerabzeichen wahrscheinlich vom Sinai angebracht hatte, die runde Abdrücke auf dem Blatt hinterlassen haben. Auch wenn er noch viele andere Gebetbücher besaß, hat er in diesem Buch gebetet, er hat darin während der Messfeier gelesen und durch die Darstellungen der Heiligen seine Duldsamkeit und seine Standhaftigkeit stärken lassen. Reale Verbindungen zu den Heiligen wie Pilgerabzeichen oder Reliquien halfen ihm dabei in besonderer Weise. Ein solches Stundenbuch war eine besonders prachtvolle Form des Gebetbuches. Man hätte auch andere, einfachere Formen der Gebetshilfe finden können, aber sicher funktionierte es auch so, dass Menschen mit ihrer Hilfe Gott näher kamen.

Heinz Detlef Stäps

Die Tugend der Gerechtigkeit

Kreatürlichkeit verpflichtet

Gerechtigkeit bezeichnet bis in die Moderne hinein jene Verhaltensweise, die „jedem das Seine“ (lateinisch: *sum cuique*) zukommen lässt; dies ist die klassische Definition, die sich bei Thomas von Aquin findet. „Gerechtigkeit ist die Haltung [habitus], kraft deren einer standhaften und beständigen Willens einem Jeden sein Recht zuerkennt“, so der hl. Thomas. Die Tradition begreift Gerechtigkeit als individuelle Tugend; seit und mit Platon wird sie zu den Kardinaltugenden gerechnet. Anders als Klugheit, Tapferkeit und Maß ordnet Platon die Gerechtigkeit jedoch nicht einem einzelnen Seelenteil oder einem besonderen Stand in der Polis, dem Stadtstaate, zu, sondern deutet sie als harmonischen Zusammenklang der Verwirklichung jener Tugenden.

Jedem das ihm Zustehende geben

„Jedem das Seine.“ Dieser Grund-Satz der Gerechtigkeit wurde über Platon und Aristoteles, Cicero, Ambrosius, Augustinus, nachhaltig auch über das Römische Recht, zu einem tragenden Pfeiler des christlichen Abendlandes. „Dass der Mensch dem Menschen das ihm Zustehende gebe – hierauf ist alle gerechte Ordnung in der Welt gegründet“, schreibt Josef Pieper in seiner Abhandlung über die Gerechtigkeit. Alles Unrecht bedeute umgekehrt, so der Philosoph weiter, dass dem Menschen das Seine vorenthalten bzw. genommen wird, nicht durch ein Unglück wie Feuer, Missernte, Erdbeben, sondern dem Menschen durch den Menschen.

Als Person geschaffen

Jedem das Seine; das klingt einfach, ist aber nicht so einfach genauer zu fassen. Was ist denn für einen jeden das Seine, fragt Pieper. Der christliche Philosoph stellt die Frage, weshalb überhaupt jemandem etwas zustehe, „und dies so sehr, dass jeder andere, jede menschliche Macht es ihm geben oder lassen muss?“. Mit Thomas von Aquin lasse sich in der menschlichen Geschöpflichkeit, konkret im Personsein des Menschen, der Grund der unbedingten Verpflichtung zur Gerechtigkeit gegenüber allem, was Menschenantlitz trägt, erkennen. Nachdrücklich formuliert Josef Pieper: „Wenn ... die Personalität des Menschen nicht als etwas ungeschmälert Reales anerkannt wird, dann können Recht und Gerechtigkeit unmöglich begründet werden.“

Iustitia est ad alterum – Gerechtigkeit gilt dem anderen

Josef Pieper hat seine Gedanken über Gerechtigkeit zu Beginn der 50er-Jahre des 20. Jahrhunderts veröffentlicht. Die totalitäre und tödliche, die massenmörderische Machtpraxis des Nationalsozialismus, der, rassistisch und nationalistisch verblendet, anästhesiert und anästhesierend, vermeintlich legitimiert und vermeintlich legitimierend, Millionen von Menschen das Menschsein und damit jegliches Menschenrecht, auch das fundamentale Recht auf Leben, abgesprochen hat, ohne dass sich im vermeintlich christlichen Abendland breiter Widerstand dagegen formiert hätte, sie war, zumindest ihm, bedrängend nah.

Liquidierung des anderen oder Anerkennung des anderen

Einer furchtbaren und widerchristlichen, hochtoxischen Unkultur der Diffamierung und schließlich der „Liquidierung“ des anderen – „wer anders ist, wird liquidiert“ – entronnen, betont Pieper: Gerechtigkeit „besteht im Miteinanderleben; der Gerechte hat es mit dem anderen zu tun“. Den anderen als anderen

gelten lassen ist aber alles andere als leicht. Der andere macht uns Angst, beunruhigt uns – wer bin ich denn, wenn dieser da ungestraft so anders ist –, stößt uns durch sein Anderssein ab. Und doch schlussfolgert Pieper mit dem hl. Thomas und mit der großen christlichen Tradition: „Der Gerechte ist dadurch gerecht, dass er den anderen in seinem Anderssein bestätigt und ihm so zu dem verhilft, was ihm zusteht“: als Gottes gutes Geschöpf, als Mensch, wie wir.

Gerechtigkeit in biblischer Sicht

Als gerecht gilt biblisch ein Mensch, der sein Leben an Gott und seinen Weisungen orientiert und darum gut und lebensförderlich handelt. So bezeichnet das hebräische Wort für Gerechtigkeit nicht die Übereinstimmung der Lebensführung mit einer abstrakten Norm. Vielmehr geht es um ein Handeln, das auf solidarische Gemeinschaft ausgerichtet ist. Die Gerechtigkeit zwischen Gott und seinem Volk liegt in beider Bundestreue. Gott erweist seine rettende Gerechtigkeit, indem er seinem Volk hilft und es aus Not und Gefahr befreit. Menschen werden in der Beziehung zu Gott gerecht, wenn sie seinem Wort und seiner Weisung tätig Vertrauen schenken.

Das Tun der Gerechtigkeit

Gegen unsolidarisches, bloß auf den eigenen Nutzen gerichtetes Handeln rufen die Propheten dazu auf, endlich „Recht und Gerechtigkeit“ (Jes 5, 7; Am 5, 7.24) im Lande zu verwirklichen. Biblisch bedeutet gerecht sein: die Gerechtigkeit tun. Als eine Form, „die Gerechtigkeit zu tun“, gilt die Verteilung von Geldern an Arme, Bedürftige – diese anderen, die nicht meinen Stallgeruch haben, deren Geruch der Armut und des sozialen Abstiegs ich vielmehr fürchte; in der weiteren Entwicklung kann Gerechtigkeit dann auch Almosen bedeuten.

Zusammenfluss zweier Ströme

Die beiden Strömungen, die sich im christlichen Denken der Gerechtigkeit zugleich verbinden und aneinander abarbeiten, der griechisch-philosophische und der biblische Gerechtigkeitsbegriff, sind gewiss nicht deckungsgleich; nicht immer sind sie leichthin, konfliktlos, schmerzfrei miteinander vereinbar. Ihr Zueinander ist spannungsreich. Und fruchtbar zugleich. Josef Pieper hat uns, mit Thomas von Aquin, überzeugend vorge-macht, wie sich das griechische Denken durch den Kontakt mit dem – seinerseits ja auch griechisch-philosophisch berührten und beeinflussten – biblischen Denken der Gerechtigkeit läu-tern und wie es sich von ihm erhellen und, wo nötig, heilen lässt. Die Arbeit ist noch nicht getan, aber sie ist dringlich; und alles wunderbar Geleistete macht Mut!

Susanne Sandherr

Inklusion

Fragen und Wege

Jeder Jeck [Narr] ist anders“, weiß eine erfahrungsgesättigte Rheinische Spruchweisheit, und dieser durchaus zentrale Artikel des „Rheinischen Grundgesetzes“ ist ernst gemeint, meint jeden und jede. Es gibt eben nicht „Bürger und Irre“, sondern wir alle sind ein bisschen verrückt, ein bisschen anders. Gelebte Inklusion. Dass unsere Welt und ihre Menschen höchst vielfäl-tig sind, ist eine Erfahrung, die leicht zu machen ist, wenn man nur offenen Auges, ohne Scheuklappen, durch diese Welt geht. Jeder Jeck ist anders, daran können keine ernsthaften Zweifel bestehen. Wie aber mit dieser irreduziblen Andersheit, mit Viel-falt und mit Verschiedenheit umgehen?

Der Streit um den Weg

Das Wort Inklusion stammt aus dem Lateinischen, das Verb *includere* bedeutet beinhalten, einschließen. Die UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen, die auch Deutschland unterschrieben hat, postuliert „inclusive education“, inklusive Erziehung, als die gebotene Methode der Inklusion und somit als Teil des Strebens nach Einbeziehung von Menschen mit Behinderung, das alle gesellschaftlichen Bereiche erfassen müsse. Die geforderte Umsetzung der UN-Konvention sorgt hierzulande für hitzige Diskussionen. Welche pädagogischen Wege führen tatsächlich zu mehr Chancen-Gerechtigkeit, zu mehr Teilhabe am gesellschaftlichen Leben, zu mehr Gemeinsamkeit? Darüber wird auch in Zukunft nachgedacht, geforscht und diskutiert werden müssen. Denn das Ziel, die Teilhabe aller Menschen am sozialen, gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Leben in größtmöglicher Autonomie, scheint eine weitaus größere Akzeptanz zu haben als der Weg dorthin.

Wertschätzung von Diversität

Inklusion, eine inklusive Pädagogik, wird von vielen als der Königsweg zum Ziel gerechter Teilhabe gesehen. Inklusive Pädagogik ist zunächst ein pädagogischer Ansatz, dessen Grundprinzip die Wertschätzung und Anerkennung von Vielfalt ist. Doch speziell um die Inklusion im schulischen Bereich ist ein – teilweise erbitterter – Streit entbrannt. So wird von den Befürwortern schulischer Inklusion der bisherigen Sonderpädagogik unterstellt, eine exkludierende, eine ausgrenzende, ausschließende Pädagogik zu sein, die Aussonderung befördere. Inklusion aller Schülerinnen und Schüler in der Regelschule sei hingegen Voraussetzung für echte Teilhabe am gesellschaftlichen Leben.

Förderschulen in Deutschland

In Deutschland hat sich in den letzten Jahrzehnten eine differenzierte und von vielen anderen Staaten als vorbildlich angesehene „Sonderpädagogik“ etabliert, die mit unterschiedlichen Formen von Förderschulen versucht, Kinder und Jugendliche mit Einschränkungen und Behinderungen optimal zu fördern und ihnen so Lebenschancen zu eröffnen. Im Jahre 2016 gab es in Deutschland 2913 Förderschulen und 33493 allgemeinbildende Schulen. Doch genau dieses weit entwickelte und differenzierte System des Unterrichtens an Förderschulen befördere gerade die „Absonderung“ von Kindern mit Einschränkungen und besonderen Bedürfnissen, halten andere Experten dagegen.

Stigmatisierung durch sonderpädagogische Förderung?

Ist aber deshalb die Sonderpädagogik als Gegenpol zur inklusiven Pädagogik zu verstehen? Bedeutet ein Terminus wie „sonderpädagogischer Förderbedarf“ tatsächlich Stigmatisierung der betroffenen Kinder? Was verhilft Kindern und Jugendlichen mit einer Behinderung zu Wohlbefinden und erfolgreicher Lern-Entwicklung? Was trägt zur Inklusion bei, was schließt hingegen Menschen aus? Wie kann das Menschenrecht auf Teilhabe, auf Inklusion, am besten umgesetzt werden? Auch bei den Inklusionsbefürwortern gibt es eine Bandbreite der Überzeugungen. Sieht die eine Gruppe Inklusion erst dann verwirklicht, wenn alle Schülerinnen und Schüler die allgemeine Regelschule besuchen können, betonen gemäßigte Inklusionsbefürworter, dass dies ein realistisches Ziel für ca. 80 % der Schülerinnen und Schüler mit sogenanntem sonderpädagogischem Förderbedarf sei. Voraussetzung für beide Inklusions-Positionen aber ist eine Reform des Regelschulsystems in Bezug auf Aufbau, Curricula, Unterrichtskonzepte und Lehr- und Lernstrategien.

Gerechtigkeit – Freiheit – Gleichheit

Soziale Gerechtigkeit ist ein hohes Gut. Der Gerechtigkeitsgedanke kann allerdings in Konflikt geraten mit dem Freiheits- und dieser mit dem Gleichheitsgedanken. In der Diskussion um Inklusion geht es auf einer Tiefenebene um die Frage, wie wir leben und welchen Werten wir folgen wollen. Die aktuelle Diskussion um Inklusion kann uns unser alltägliches, und unberechtigtes, Schwarz-Weiß-Denken vor Augen führen: hier die Normalen, dort die Behinderten.

Der verstellte Blick

Die Fokussierung auf das Streitthema inklusiver Pädagogik in der aktuellen Diskussion droht allerdings, den Blick auf das eigentliche Anliegen der UN-Behindertenrechtskonvention und der Inklusion zu verstellen. Auf vielen verschiedenen Ebenen gesellschaftlichen Lebens muss es darum gehen, Barrieren abzuschaffen: in Städten, in Gebäuden und bei Transportmitteln, im Internet und in der Sprache. Hemmnisse und Hindernisse sind abzutragen, auch durch behindertengerechte Räume, barrierefreie Internetseiten und die Etablierung von Gebärdensprache, Blindenschrift und sogenannter Leichter Sprache. Möglichst vielen Menschen ein weitgehend selbstbestimmtes Leben zu ermöglichen, ist Ziel aller Bemühungen um Inklusion. Gefordert wird auch, die Eingriffe in persönliche Rechte und Menschenrechte zu verhindern und Entmündigungen und der Ausgrenzung von der Gemeinschaft entgegenzuwirken.

Der Weg ist weit

Durch die freie Wahl von Wohnart und Wohnort, durch Unterstützungsangebote und Assistenzen, kann ein weitgehend selbstbestimmtes Leben von Menschen mit Einschränkungen

ermöglicht werden. Der Weg zur Inklusion, echter Teilhabe, ist gewiss noch weit. Ein Umdenken aber kann hier und heute einsetzen, in der Anerkennung der Vielfalt der Menschen und ihrer Eigenschaften. Im Blick nicht nur auf ihre Defizite, sondern auch auf ihre besonderen Gaben und Talente.

Dorothee Sandherr-Klemp

Sonne der Gerechtigkeit

Ein alt-neues Kirchenlied

Den Text des Liedes finden Sie auf Seite 319f.

Das Lied „Sonne der Gerechtigkeit“ – wir beziehen uns auf die ökumenische Fassung von 1973 im Gotteslob (481) und im Evangelischen Gesangbuch (262) –, könnte, als Werk von drei bzw. von vier, und, nimmt man die Geschichte der Melodie noch hinzu, von fünf oder von sechs Händen, ein Fleckerlteppich sein. Doch dem ist nicht so; es sei denn, man begreift dieses Handwerk als Kunstwerk.

Ein neues Lied

Der württembergische evangelische Theologe Otto Riethmüller (1889–1938), seit 1928 Direktor des Burckardthauses in Berlin-Dahlem, stellte für das Jugendgesangbuch von 1932 „Ein neues Lied“ das alt-neue Lied „Sonne der Gerechtigkeit“ aus Strophen verschiedener geistlicher Urheber unterschiedlicher Epochen zusammen. Es wird als Weckruf an die Kirche im sog. Dritten Reich gedeutet. Die von Riethmüller unterlegte Melodie ist eine weltliche Weise aus dem 15. Jahrhundert, „Der reiche Mann war geritten aus“. Die böhmischen Brüder hatten sie bereits im

16. Jahrhundert einem geistlichen Lied zugrunde gelegt. Alle sieben Strophen des Liedes erweiterte Riethmüller um den Gebetsruf: „Erbarm dich, Herr“, entsprechend dem altkirchlichen „Kyrie eleison“.

Lass uns eins sein

Die älteste Liedstrophe, es ist die dritte, stammt von Johann Christian Nehring (1671–1736), der in Halle im Umfeld von August Hermann Francke wirkte. Eine ebenfalls von Nehring stammende trinitarische – auf die Dreifaltigkeit bezogene – siebte Strophe wurde in der Endredaktion zu einer binitarischen Strophe, die der Beziehung von Vater und Sohn gilt. „Lass uns eins sein, Jesu Christ, / wie du mit dem Vater bist ...“ Zuvor lautete die Strophe so: „Kraft, Lob, Ehr und Herrlichkeit / sei dem Höchsten allezeit, // der, wie er ist drei in ein, / uns in ihm lässt eines sein.“ Ja, da ist ein Unterschied. Aber hier wie dort geht es um die Umwandlung einer unduldsamen, in Missgunst und Hass zerspaltenen, innere Vielfalt nicht ertragenden Christenheit in die vielfältige und fruchtbare, friedensstiftende Einheit Gottes hinein.

Sonne der Gerechtigkeit

Die erste und sechste Strophe gehen auf Christian David zurück (1692–1751), Mitgründer und tatkräftiger Missionar der Herrnhuter Brüdergemeine: „Sonne der Gerechtigkeit ...“ und „Lass uns deine Herrlichkeit ...“ Die Sonne der Gerechtigkeit, das ist, nach biblischem Zeugnis, jene Instanz, die uns aus dem biblischen Buch Maleachi vertraut ist. Um 500 v. Chr. entstanden, spricht jenes Buch vom Gerichtstag JHWHs, den die Gottlosen fürchten müssen, die Gerechten jedoch froh erwarten dürfen: Über ihnen wird die „Sonne der Gerechtigkeit“ aufgehen!

Altorientalische Traditionen

Die Verbindung von Sonne und Gerechtigkeit verweist auf altorientalische Traditionen. Sonnengötter, die alles in helles Licht tauchen, waren in Vorderasien und Ägypten die obersten Rechtsinstanzen. Ihnen konnte man die Aufdeckung dunkler Machenschaften zutrauen. Die Flügel der Sonne symbolisieren Schutz und Geborgenheit: Nach Israels Überzeugung ist der Sinn von Recht und Gerechtigkeit der Schutz der Schwachen. Die Sonne bringt Klarheit, wärmt Erkaltes und weckt in geschwächtem Leben neue Kräfte.

Und ihre Flügel bringen Heilung

Das Neue Testament, das in der christlichen Bibel mit dem Matthäus-Evangelium direkt an das Buch Maleachi anschließt, lässt sich von diesem vielfach inspirieren. So dienten die Verse 3, 1 („Seht, ich sende meinen Boten; er soll den Weg für mich bahnen“) und 3,23 („Bevor aber der Tag des Herrn kommt, der große und furchtbare Tag, seht, da sende ich zu euch den Propheten Elija“), dazu, den Täufer Johannes als Wegbereiter des Messias Jesus zu deuten. Das Verständnis Jesu als strahlend, wärmend, erhellend und heilend über allen aufgehende „Sonne der Gerechtigkeit“ korrespondiert mit Gottes wunderbarer Zusage in Maleachi 3,2: „Für euch aber, die ihr meinen Namen fürchtet, / wird die Sonne der Gerechtigkeit aufgehen, / und ihre Flügel bringen Heilung.“

Halle – Herrnhut – Württemberg

Die zweite, vierte und fünfte Strophe unseres Liedes, unserem Fleckerlteppich oder kunstvollen Gewebe, stammen von dem württembergischen Pfarrer Christian Gottlieb Barth (1799–1862). „Weck die tote Christenheit ...“, „Tu der Völker Türen auf ...“, „Gib den Boten Kraft und Mut ...“ Halle, Herrnhut,

Württemberg – auch innerhalb der Kirchen der Reformation war das eine mutige, eine zweifelhafte Mischung! Und doch hat Otto Riethmüller die Verbindung gewagt.

Nur Mut

Zerrissenheit der Christenheit in der Zerrissenheit der Welt. Wie kann da das Zeugnis gelingen? Nur Mut. Nur barmherzige Liebe und Achtung zählen. Nur Gottes Geist trägt, ins Leben, das bedroht ist. Finsternis und Kälte und eine so vielen Tätern und Mitwissern hochwillkommene Unklarheit, sie haben nicht das letzte Wort. Das letzte und das erste Wort gilt den Opfern – unserer Gleichgültigkeit oder unseres Misstrauens, unseres Neides oder unserer Bequemlichkeit, unserer selbstsüchtigen Sicherheit und unerschütterlichen Selbstsicherheit –, unseren Brüdern und Schwestern in Not: „Sonne der Gerechtigkeit“! Nur Demut. Nur Mut. Das ist kein zufälliger Fleckerlteppich, sondern ein kunstvolles, vor allem aber ein geistreiches Gewebe. Text, der trägt.

Susanne Sandherr

Der Bischof der Armen: Oscar Romero

Der Schuss fiel, als Oscar Romero gerade den Kelch zur Wandlung in der Kapelle des Krankenhauses Divina Providencia („Göttliche Vorsehung“) in San Salvador erhoben hatte. Die Kugel traf den Bischof am Kopf, er stürzte tot zu Boden. Der Kämpfer für Glaube und Gerechtigkeit war ein Opfer der politisch Mächtigen geworden, die sich den unbequemen Bischof vom Hals schaffen wollten. Zuvor hatte Romero in El Salvador die Ungerechtigkeiten und das gewaltsame Vorgehen der Polizei und des Militärs gegen die schwächsten Glieder der Gesell-

schaft angeprangert. Die Aufklärung des Mordes wurde aber vertuscht, Augenzeugen entführt. Bei der Beerdigung Romeros forderten Tausende Freiheit und Gerechtigkeit, es kam zu Tumulten. Scharfschützen metzelten etwa 40 Menschen nieder, anschließend brach eine Massenpanik aus, bei der einige Menschen totgetrampelt wurden. Es entzündete sich ein Bürgerkrieg, der rund 75 000 Opfer in El Salvador forderte. Bis heute ist der ermordete Bischof eine Identifikationsfigur im Kampf gegen die Ungerechtigkeit, nicht nur für die Salvadorianer.

Lebendiger Kontakt mit den Armen

Sein Kampf gegen Ungerechtigkeit und Armut war Oscar Romero jedoch nicht in die Wiege gelegt worden. Geboren wurde Romero am 15. August 1917 als das zweite von acht Kindern im Provinzstädtchen Ciudad Barridos im Nordosten El Salvadors. Dort wuchs er in ärmlichen Verhältnissen auf, hegte aber bald den Wunsch, Priester zu werden. Für die Familie, die von diesem Berufswunsch zunächst nicht begeistert war, bedeutete dies einige Opfer, um die Ausbildung an einem kleinen Seminar in der Provinzhauptstadt finanzieren zu können. 1937 ging Romero in das überdiözesane Priesterseminar in der Hauptstadt San Salvador, das von Jesuiten geleitet wurde. Dort wurde er zusammen mit einem Studienfreund ausgewählt, in Rom zu studieren, wo er 1942 auch zum Priester geweiht wurde. Seine begonnene Doktorarbeit konnte er nicht vollenden, da er 1943 aus Rom wieder nach El Salvador zurückgerufen wurde. Romero lebte als Asket, war sehr fromm und traditionalistisch. Er hatte auch kein Interesse an politischen Auseinandersetzungen. Romero wurde Sekretär der Bischofskonferenz, 1970 wurde er Weihbischof, anschließend Bischof in Santiago de Maria und 1977 Erzbischof von San Salvador. In dieser Zeit begegnete ihm das Elend in den Gemeinden, zunehmend wurde ihm die struk-

turelle Dimension der Armut bewusst. Der Befreiungstheologie und den sozialen Forderungen der Basisgemeinden blieb er dennoch skeptisch gegenüber. In seiner Zeit als Erzbischof kam es schließlich zu blutigen Auseinandersetzungen zwischen den Großgrundbesitzern und den Bauern, die diktatorische Militärjunta überzog das kleine mittelamerikanische Land mit Gewalt. Romero hielt sich zunächst mit öffentlichen Stellungnahmen zurück, bis der befreundete Priester Rutilio Grande am 12. März 1977 ermordet wurde. Nun wollte Romero nicht mehr schweigen.

Öffentliche Anklage der Ungerechtigkeit

In Radiopredigten verurteilte Romero nun die Menschenrechtsverletzungen und die immer mehr ausufernde Gewalt. Er forderte die Soldaten auf, sich auf die Seite der Armen und Benachteiligten zu schlagen. Romero scheute sich auch nicht, öffentlich die Namen von Menschen zu nennen, die von der Regierung entführt oder ermordet worden waren. Sein Bischofshaus wurde zum Treffpunkt für Widerstandsgruppen der Bauern und Studenten. Romero geriet zunehmend ins Abseits. Er war sich durchaus bewusst, dass er gefährlich lebte. Einen Tag vor seinem Tod rief er die Militärs über das Radio dazu auf, den Tötungsbefehlen nicht länger zu gehorchen. Er scheute die Gefahr nicht. Unmittelbar vor seinem Tod sagte er: „Wer sich davor hütet, die Gefahren des Lebens auf sich zu nehmen, so wie es die Geschichte von uns verlangt, der wird sein Leben verlieren. Wer sich hingegen aus Liebe zu Christus in den Dienst der anderen stellt, der wird wie das Samenkorn, das stirbt, aber in Wirklichkeit lebt.“ Major Roberto d’Aubisson hatte den Auftrag erteilt, Romero zu ermorden, was später mehrfach bestätigt wurde. Zu einem ordentlichen Gerichtsverfahren kam es jedoch nie.

Langer Weg bis zur Seligsprechung

Oscar Romero wurde von der Bevölkerung rasch wie ein Heiliger verehrt. In zahlreichen Werken wird seine Arbeit fortgesetzt. Oscar Romero steht als Pate für unzählige Initiativen für Arme und den Kampf für die Menschenrechte. Auch in Deutschland arbeiten zahlreiche Werke im Geiste Romeros, wie beispielsweise die „Christliche Initiative Romero“, die sich unter anderem für menschenwürdige Arbeitsbedingungen in El Salvador einsetzt. Und doch dauerte es lange 35 Jahre, bis Oscar Romero zur Ehre der Altäre erhoben wurde. Erst 1997 wurde der Prozess eröffnet; lange galt es als umstritten, ob Romero als Märtyrer für seinen Glauben oder als politisches Opfer ermordet worden war. Das Verfahren kam zum Stillstand, bis Papst Franziskus eine Entscheidung traf und Romero am 23. Mai 2015 im Beisein von Hunderttausenden Pilgern und Staatsspitzen aus ganz Lateinamerika in San Salvador seliggesprochen wurde. An seinem 100. Geburtstag im August 2017 wurde die Nachricht verbreitet, dass eine Heiligsprechung Romeros unmittelbar bevorstehe.

Marc Witzenbacher

Sitzen – nur Bequemlichkeit?

Heute sind die Kirchen in unseren Breiten durchweg „möbliert“: im Altarraum mit Sitzen für die liturgischen Dienste, im sonstigen Kirchenraum zumeist mit Kirchenbänken. In der Spätantike waren die Kirchen leer und die Gemeinde stand im Gottesdienst.

Die Kathedra des Bischofs

In Kirchen dieser Zeit befand sich allein ein besonderer Sitz für den Bischof, die „Kathedra“. Unser Wort „Kathedrale“ leitet sich davon ab, denn in ihr steht noch heute die Kathedra des Bischofs. Dieser herausgehobene Sitz war (und ist) Zeichen der umfassenden Leitungsgewalt des Bischofs. Von der Kathedra aus leitete der Bischof den Gottesdienst, verkündete das Wort Gottes und lehrte die Gemeinde, sie war aber auch der Platz der Rechtsprechung. Evtl. konnten in der Apsis neben dem Stuhl halbkreisförmig eine steinerne Bank zu beiden Seiten angeordnet sein. Später wurden Kathedra und „Sedilien“ für die Priester seitlich vor dem Altar aufgestellt.

Obwohl faktisch die Gemeindeleitung vom Bischof auf die Priester übergang, blieb ein Sitz für den Priester in einer Pfarrkirche zumeist schmucklos (wenn er wegen der Stillmessen nicht ganz fehlte), während die Kathedra der Bischöfe immer prunkvoller gestaltet wurde. Dass das Sitzen nicht nur eine Herrschaftsgeste, sondern die dem Amt und seiner Funktion angemessene Körperhaltung ist, zeigt ein anderer mittelalterlicher Brauch: Bei der Amtseinführung von Bischöfen (aber auch von Äbten und Äbtissinnen) wurden diese zum Zeichen ihre Inthronisation auf den Altar gesetzt! „Leitung“ ist im liturgischen Kontext ja nichts, was aus der Würde der einzelnen Person abgeleitet ist, sondern es ist eine Funktion, die für den liturgischen Ablauf notwendig ist.

Auch heute hat noch jede Bischofskirche eine Kathedra, die aber nicht prunkvoll, sondern der Leitungsfunktion in der Liturgie angemessen sein soll. Immer ist sie dem Ortsbischof als dem erstberufenen Liturgen eines Bistums vorbehalten, während andere Bischöfe einen anderen angemessenen Platz erhalten.

Der Vorstehersitz im Gemeindegottesdienst

Von der Kathedra abgeleitet ist der heutige Vorstehersitz für den Priester als Leiter des Gottesdienstes der Pfarrgemeinde. Bisweilen wird er im Scheitelpunkt des Altarraums aufgestellt, angemessener ist zumeist eine seitliche Position. Maßgeblich ist die konkrete räumliche Gestalt; denn entscheidend ist, dass die Leitung gut ausgeübt werden kann, ohne etwa durch zu weite Entfernungen erschwert zu sein. Auch für die anderen liturgischen Dienste sollen im Altarraum entsprechende Sitze aufgestellt sein.

Nun sind in den letzten Jahrzehnten aufgrund des Priester-mangels andere Gottesdienstformen relevant geworden. Von Laien geleitete Wort- und Tagzeitengottesdienste am Sonntag wie an Wochentagen sind in den Diözesen des deutschen Sprachgebietes etabliert. Wo aber ist im Kirchenraum der Platz für die Leitung von Gottesdiensten durch Nichtordinierte? Nach den heutigen Bestimmungen sollen die beauftragten Gläubigen die Feier aus der Gemeinde heraus leiten. Ob sich dies verwirklichen lässt, hängt wieder von der jeweiligen Raumgestaltung ab. Die aktuelle Entwicklung wirft auf jeden Fall die Frage auf, ob die liturgietheologische Kategorie der „Leitung“ vom Gottesdienst selbst oder vom Amt her zu entwickeln ist und wie beide Dimensionen zueinander stehen.

Kirchenbänke und Kirchengestühl

Heute ist für uns das Sitzen in Teilen des Gottesdienstes üblich. Lange war das Sitzen von Nicht-Klerikern im Gottesdienst aber ein Privileg allein der Mächtigen, etwa von Adeligen. Sie besaßen im Kirchenschiff ein eigenes Gestühl, das niemand anderem zur Verfügung stand. Ab dem Hochmittelalter forderten auch das obere Bürgertum, die Magistrate und die Zünfte dieses Privileg ein und ließen sich feste Gestühle aufstellen.

Eine Einführung von Kirchenbänken für die ganze Gemeinde ging primär von den Reformationskirchen aus. Das leitende Motiv war aber nicht der „belehrende Gottesdienst“, sondern zunächst, dass das Recht, im Gottesdienst zu sitzen, allen zukam und nicht auf einige wenige beschränkt blieb. Ab Ende des 16. Jahrhunderts begann man mit der Aufstellung von Bänken durch die Gemeinden, deren Plätze wieder vermietet wurden. Bald erstarrte die Sitzordnung in den Kirchen und spiegelte den gesellschaftlichen Rang wider.

Die katholischen Gemeinden in den deutschsprachigen Ländern haben das Aufstellen von Kirchenbänken von ihren evangelischen Nachbarn übernommen und fügten zumeist noch Kniebänke hinzu (in Südeuropa nutzt man bis heute meistens Stühle). Die starre Raumsituation, die so im Barock entstand, hielt die Gemeinde in gewisser Distanz zum liturgischen Geschehen und engte die Bewegungsmöglichkeit auf Sitzen, Stehen und Knien ein.

Die „aktive Teilnahme“, die heute von allen Gläubigen im Gottesdienst erwartet wird, macht andere Lösungen als dieses starre Gegenüber notwendig. Mit der Liturgiereform nach dem II. Vatikanischen Konzil sind Altar und Ambo schon erkennbar näher an die Gemeinde gerückt. Besonders im Wortgottesdienst kommt dem Sitzen als Körperhaltung eine besondere Rolle zu. Denn das Sitzen ist nicht der Bequemlichkeit geschuldet, sondern ermöglicht das unangestrengte Hören auf das Wort Gottes, das nun einen wesentlich höheren Stellenwert besitzt, und auf die Predigt. Das Sitzen ist also eine Form der Aufmerksamkeit und der aktiven Teilnahme.

Freiräume durch Reduktion

Allerdings haben in den letzten Jahren einige Gemeinden überlegt, ob sie überhaupt noch den ganzen Raum mit Kirchenbänken bestücken müssen. Durch eine Reduktion der Bestuhlung

entstehen auf einmal Freiräume für Prozessionen, oder es werden neue Räume und Orte geschaffen – z. B. für einen Taufbrunnen, um den sich eine Gemeinde versammeln kann. Eventuell erhält man Raum, das Gestühl im Halbkreis aufstellen zu können. Gemeinden, die den Raum bewusster gestalten, haben nicht selten das Zueinander von liturgischen Handlungsorten und Gemeinde und damit die aktive Teilnahme an der Liturgie verbessern können.

Friedrich Lurz

Seliger des Monats: Franz Xaver Seelos

Das Leben von Franz Xaver Seelos sei ein Beispiel dafür, dass Heiligkeit ein Glaubensweg ist, der mit Enthusiasmus und Gelassenheit unternommen werden müsse, meinte Kardinal Giovanni Battista Re anlässlich der Seligsprechung von Pater Seelos. Bis heute ist Seelos in seiner Heimat, dem Allgäu, Vorbild für die Verbindung von Frömmigkeit und tiefer Menschenfreundlichkeit. Dabei hatte Seelos die meiste Zeit in den Vereinigten Staaten gewirkt.

Frühe Entscheidung zum Priestertum

Franz Xaver Seelos wurde am 11. Januar 1819 als sechstes von insgesamt zwölf Kindern in Füssen geboren. Franz zeigte großes Interesse am geistlichen Beruf, sodass sein Pfarrer schon nach Abschluss der Grundschule den Eltern empfahl, Franz auf das Gymnasium zu schicken. 1839 schloss er das Gymnasium ab und nahm zunächst das Philosophiestudium auf, um sich auf das Theologiestudium vorzubereiten. Im Jahr 1842 wurde er ins Priesterseminar aufgenommen. In dieser Zeit hatte Franz Kontakt zu Missionaren der Redemptoristen und lernte dabei

nicht nur die Arbeit mit den Ausgegrenzten und Verlassenen schätzen, sondern interessierte sich vor allem für die Seelsorge an den Einwanderern in die Vereinigten Staaten von Amerika.

Missionarischer Einsatz in den USA

Die Berichte von anderen Missionaren, die von den seelischen Nöten der Einwanderer berichteten, motivierten Seelos dazu, ebenfalls in die Kongregation der Redemptoristen einzutreten und auch zum Missionseinsatz in die Vereinigten Staaten zu gehen. 1843 reiste er in die USA und landete in New York. Dort vollendete er seine Studien und wurde 1844 zum Priester geweiht. Anschließend nahm er den Seelsorgedienst in Pittsburgh (Pennsylvania) auf. Zusammen mit einem Mitbruder widmete er sich ganz der missionarischen Arbeit und wurde von den Menschen als freundlich und zugewandt geschätzt. Sogar aus großer Entfernung suchten viele Seelos auf, um bei ihm zu beichten. Seelos vermittelte den Gläubigen, dass die Beichte in erster Linie eine Begegnung mit dem geduldigen und barmherzigen Christus sei. Sein Beichtstuhl stand allen offen, vor allem auch Schwarze beichteten häufig bei Seelos, was damals alles andere als selbstverständlich war. Als Missionar mit einem ständigen Lächeln auf den Lippen und einem großen Herzen für die Entrechteten wurde Seelos bekannt und beliebt.

Einsatz für Theologiestudenten

Franz Xaver Seelos lebte recht asketisch und versuchte, die biblische Botschaft für alle Gläubigen einfach und verständlich darzustellen. Vor allem Kinder unterrichtete er gerne und verstand es, ihnen biblische Geschichten und christliche Themen lebendig nahezubringen. 1854 wurde Seelos nach Baltimore versetzt, anschließend nach Cumberland und Annapolis. In Cumberland und Annapolis war Franz Xaver Seelos auch für

die Studenten seiner Kongregation zuständig. Seelos zeigte sich auch bei ihnen als verständiger und weiser Seelsorger, der in den jungen Menschen nicht nur eine große Liebe zur Wissenschaft, sondern vor allem eine große Leidenschaft für die Menschen wecken konnte. Als 1860 Bischof Michael O'Connor die Diözese Pittsburgh verließ, empfahl er Franz Xaver Seelos als seinen Nachfolger. Doch nichts war diesem ferner gelegen. In einem Brief an Papst Pius IX. stellte Seelos seine mangelnde Eignung für diese verantwortungsvolle Aufgabe dar und bat den Papst, „von dieser Belastung verschont zu werden“. Tatsächlich wurde auch ein anderer Priester zum Bischof der Diözese bestimmt. Als der Bürgerkrieg ausbrach, wurden neue Gesetze erlassen, die alle Männer zum Militärdienst verpflichteten. Um seine Studenten vom Militärdienst zu befreien, reiste Seelos sogar nach Washington und bat Präsident Abraham Lincoln persönlich darum, seine Kongregation von diesen Pflichten zu befreien. Lincoln zeigte sich verständig und ordnete deren Befreiung an. Doch Seelos wurde schließlich beschuldigt, den jungen Menschen gegenüber zu nachgiebig zu sein, und wurde daher aus dem Amt des Präfekten entfernt. So begab sich Franz Xaver Seelos in die Wandermission. Er predigte in den Staaten Connecticut, Illinois, Michigan, Missouri, New Jersey, New York, Ohio, Pennsylvania, Rhode Island und Wisconsin und trat nach einer kurzen Zeit der Pfarrseelsorge in Detroit (Michigan) der Kommunität von New Orleans bei.

Gelbfieber führte zu einem frühen Tod

Als dort das Gelbfieber ausbrach, war Seelos rastlos unter den Kranken und Sterbenden unterwegs. Er infizierte sich und starb 1867 im Alter von 48 Jahren in New Orleans. Franz Xaver Seelos blieb für viele ein großes Vorbild ihres Glaubens, zahlreiche Seelsorger orientierten sich an ihm. Es war demnach kein Zufall, dass rasch nach seinem Tod die Gläubigen begannen, seiner

Fürsprache auch Gebetserhörungen zuzuschreiben. Doch dauerte das Verfahren der Seligsprechung lange. Erst am 9. April 2000 wurde Franz Xaver Seelos durch Papst Johannes Paul II. seliggesprochen. Bis heute bewahrt das „Father Seelos Center“ in New Orleans sein Andenken. In Füssen ist ihm seit der Seligsprechung eine Gedenkstätte in der Kirche St. Mang gewidmet. Der Gedenktag für Franz Xaver Seelos ist der 4. Oktober. Im Orden der Redemptoristen und in der Stadt Füssen wird er einen Tag später begangen.

Marc Witzenbacher

Bischofssynode berät über die Jugend

Seit Ende der 1960er-Jahre tritt die ordentliche Bischofssynode alle drei Jahre zu ihren Treffen zusammen. Auf der Tagesordnung des 15. Treffens vom 3. bis 28. Oktober 2018 in Rom steht dieses Mal die Lage der Jugendlichen. Das offizielle Motto lautet: „Die Jugendlichen, der Glaube und die Berufsentscheidungen“. Es geht also um die Zukunft. Besonders bei diesem Thema machte Papst Franziskus deutlich, was durch das Instrument der Bischofssynode auch strukturell zum Ausdruck kommt: als Papst leitet er die Kirche nicht allein. Ihn interessierte im Vorfeld nicht nur die Meinung seiner Bischofskollegen, die in der Regel zu den Themen einen vorausgehenden Bericht nach Rom schicken, aus dem dann ein Vorbereitungsdokument erstellt wird. Für die dritte Bischofssynode seiner Amtszeit hat sich Franziskus auch direkt an die Betroffenen gewandt.

Der Papst fragte nach der Meinung von Jugendlichen

Bereits im Januar 2017 hatte Franziskus einen Brief an die Jugendlichen geschrieben und sie ermutigt, ihre Stimme gegen

MAGNIFICAT

DAS STUNDENBUCH

November 2018

Wie wir leben können
Barmherzigkeit

Der Herr ist gnädig und barmherzig,
langmütig und reich an Gnade.

Psalm 145 – Vers 8

VERLAG BUTZON & BERCKER KEVELAER

MAGNIFICAT. Das Stundenbuch,
© **Butzon & Bercker GmbH, Kevelaer**

ZUM TITELBILD

Mantelteilung des heiligen Martin

Berthold Furtmeyr, Salzburger Missale, Bd. 5,
Regensburg, zwischen 1478 und 1481,
Bayerische Staatsbibliothek München, Clm 15712, fol. 32v,
© Bayerische Staatsbibliothek München

Das Salzburger Missale besteht aus 1360 Seiten im Format 37,5 x 28 cm, die in fünf Bände unterteilt sind, und enthält insgesamt 22 Messtexte zu den für den Salzburger Dom wichtigsten Festtagen. Der Buchschmuck besteht aus 48 (ursprünglich 52) ganzseitigen und 12 kleineren Miniaturen, hinzu kommen 45 große historisierte Initialen. Es gehört damit zu den prunkvollsten Handschriften der Spätgotik.

Als Fürsterzbischof Bernhard von Rohr den Auftrag zu diesem umfangreichen Werk wohl in den späten 70er-Jahren des 15. Jahrhunderts erteilte, wurde als Erstes der Text aller fünf Bände geschrieben, weshalb die Schrift sehr einheitlich ist. Danach wurde zunächst der Salzburger Buchmaler Ulrich Schreier mit der Ausmalung beauftragt. Er und seine Werkstatt führten einen Teil der Miniaturen im dritten Band aus. Um 1478 ging der Auftrag aus unbekanntem Gründen an Berthold Furtmeyr über, der zu dieser Zeit bereits ein anerkannter Regensburger Buchmaler war und der an dem großen Werk auch unter den beiden nächsten Fürsterzbischöfen bis ungefähr 1490 arbeitete. Wir wissen nicht, ob er seine Werkstatt in dieser Zeit nach Salzburg verlegte. Er hat zunächst die Bände 4 und 5 illuminiert. Der fünfte Band ist von ihm auf fol. 89r signiert und datiert und deshalb bis 1481 sicher fertiggestellt gewesen.

Unser Titelbild zeigt die bekannteste Szene aus dem Leben des heiligen Martin: Er teilt beherzt mit seinem Schwert seinen blauen Mantel mit einem knienden, frierenden Mann und wird so zum Sinnbild christlicher Nächstenliebe.

Heinz Detlef Stäps

Liebe Leserinnen und Leser!

Von Barmherzigkeit ist im Christentum ständig die Rede. Und das aus gutem Grund. Am Ende des Buches Exodus sagt JHWH von sich selbst, er sei „ein barmherziger und gnädiger Gott, langmütig und reich an Huld und Treue“ (Ex 34, 6). Barmherzigkeit steht an erster Stelle! Sie ist Gottes erstrangiges Merkmal. Das bekennen Juden und Christen mit dieser wichtigen Formel gemeinsam. Und die Muslime bestätigen dies, wenn sie täglich die Bismillah rezitieren, die erste und kürzeste Sure im Koran: „Im Namen Gottes, des Barmherzigen, des Erbarmer“. Machen Sie sich das klar: Über die Hälfte der Weltbevölkerung bekennen sich zum *barmherzigen* Gott!

Barmherzigkeit ist in den semitischen Sprachen ein sprechendes Wort: *rechem*, Mutterschoß, ist die Wurzel, hebräisch wie arabisch. Das feine Gespür einer Mutter für das Kind, das in ihr wächst, die behutsame Sorge für das Neugeborene, darum geht es. Jesus zeigt am *Barmherzigen Samariter* (Lk 10, 30–37), wie diese Haltung von einem Mann gelebt wird. Von einem, dessen Herz stark genug ist, die Not des Ausgeraubten wahrzunehmen. Der aber einer Mischreligion anhängt und nicht dazugehört. Ein brisanter Text! Denn das hebräische Wort *rea* (z. B. Lev 19, 18), Martin Luther hat die Übersetzung „Nächster“ geprägt, heißt zunächst „Nachbar“, aber auch „Volksgenosse“. Das klingt bei Lukas mit, wenn Jesus sein Gegenüber am Ende fragt, wer dem Überfallenen zum Nächsten geworden ist. Der Gesetzeslehrer antwortet spontan: „Der barmherzig an ihm gehandelt hat.“ Er sagt damit zugleich: Der Mann aus Samaria (der vom rechten Weg der Tora, wie ihn Gesetzeslehrer weisen, nichts weiß) hat sich als *wahrer* Mitbürger des Beraubten erwiesen. Mit anderen Worten: Wer *Barmherzigkeit übt*, gehört dem Gottesvolk, gehört JHWH an.

Ihr Johannes Bernhard Uphus

Der Strom der Gnade

Am 11. November gedenkt die Kirche des heiligen Martin von Tours (um 316/17–397), der wie kaum ein anderer Heiliger weit über die Grenzen der Kirche hinaus bekannt ist und dessen Gedenktag vielerorts mit Laternenumzügen der Kinder und einer szenischen Darstellung jener Szene begangen wird, die auch auf unserem Titelbild aus dem Salzburger Missale zur Festmesse des heiligen Martin dargestellt ist (der Salzburger Dom besaß wichtige Martinsreliquien). Diese Szene bezieht sich auf die Überlieferung des Sulpicius Severus, eines Zeitgenossen des heiligen Martin, der schon zu dessen Lebzeiten an einer Lebensbeschreibung arbeitete. Hierin beschreibt er, wie dieser als junger römischer Soldat am Stadttor von Amiens im kalten Winter seinen Mantel mit einem unzureichend bekleideten Bettler teilte. Nachts sah Martin dann in einer Traumvision Christus mit diesem Mantelstück bekleidet. Martin war zu dieser Zeit noch Soldat. Er war noch nicht getauft und hatte den Kriegsdienst noch nicht quittiert. Er war auch noch kein Mönch, kein Bischof von Tours, all das sind spätere Stationen seines Lebens, die hier noch nicht thematisiert werden. Seine Jugend und die eigentlich ganz andere Lebensweise als Kriegshandwerker machen die Tat des Martin umso erstaunlicher.

Arm und reich begegnen sich

Auf unserem Bild reitet Martin (das lange, lockige Haar drückt seine Jugend aus) auf einem grauen Pferd auf kiesbelegtem Weg. Eine Gruppe von Gefährten begleitet ihn, ebenfalls hoch zu Ross. Sie haben bereits gemerkt, dass sich gerade etwas Besonderes ereignet, und angehalten, ihr Pferd teilweise gewendet, sie weisen einander auf das Geschehen hin. Vor Martin kniet ein Mann, der nicht als Bettler gekennzeichnet ist. Vor allem fällt auf, dass er mit einem weißen Tuch um die Hüften nur

sehr unzureichend vor der Kälte der Winterzeit geschützt ist. Offensichtlich ist es ein armer Mann, der aber auch als Kranker gekennzeichnet werden soll, der ganz auf die Hilfe anderer angewiesen ist. Das linke Bein ist verstümmelt, er kann sich nur mithilfe der Stöcke auf den Holzbrettern an den Unterschenkeln fortbewegen.

Martin ist hingegen wie seine Reisegefährten sehr prächtig gekleidet. Selbst das Zaumzeug der Pferde spiegelt Reichtum und Wohlergehen wider. Trotz des Schwertes ist er mit seinem roten Wams, den goldenen Ärmeln und dem spitzen Hut weniger als Soldat dargestellt denn als reicher Edelmann aus der Zeit des Malers. Er hat einen Teil des schönen, blauen Mantels bereits dem knienden Mann heruntergeworfen, der mit beiden Armen in die wärmende Stoffflut hineintaucht. Mit dem Schwert zerteilt Martin den Mantel; die Augen der beiden begegnen sich.

So ist die Begegnung weniger nach dem Bericht des Sulpicius Severus gestaltet (Furtmeyr kannte ihn wohl nicht, auch nicht den Abschnitt der *Legenda Aurea*, der Ähnliches überliefert), sondern als die Begegnung zwischen einem sehr armen und einem sehr reichen Mann.

Eine berückend schöne Landschaft

Die berühmte Szene ist eingebettet in eine berückend schöne Landschaft (*s. Innenkarte*) mit einem See (mit Schiffen und einer kleinen Insel), in der Ferne verblauenden Hügeln, kleinen Burgen und einer den Mittelgrund beherrschenden Burg (deren Vorbild die Burg Hohenwerfen im Salzburger Land sein könnte). Im aufgewühlten Wolkenhimmel sehen wir links das Wappen der Stadt Salzburg und rechts das des Auftraggebers Fürsterzbischof Bernhard von Rohr. Grüne Bäume wirken wenig winterlich. Furtmeyr ist also auch hier nicht von der Lebensbeschreibung ausgegangen, welche die Szene vor dem Stadttor von Amiens ansiedelt, sondern hat sich für eine Landschaft ent-

schieden, deren Schönheit die Augen zum Spaziergehen einlädt, aber die auch für die Schönheit der Tat des Martinus steht.

Martinus und Christus

Die barmherzige Tat des Martin galt nur vordergründig dem Armen am Wegesrand. Nach Mt 25, 40 („... was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“) galt sie letztendlich Christus. In der Lebensbeschreibung ist es der im Traum geschaute Christus, mit dem Mantelstück bekleidet, der diese Verbindung deutlich macht. Und wir können noch einen Schritt weitergehen: Auch Martin ist ein Empfangender, er gibt weiter, was er selbst von Christus empfangen hat, denn er ahmt Christus nach, der seinen Jüngern die Füße gewaschen hat.

So beschreibt dieses Bild einen klaren Auftrag für uns alle: Wir sollen Christus nachahmen in seinem Dienst für die Menschen. Dafür ist der heilige Martin ein Vorbild, ein Beispiel, aber auch er ist ein Beauftragter, er handelt nicht im eigenen Ermessen. Im Grunde lädt dieses Bild den Betrachter ein, sich in diesen Strom der Gnade zu stellen, den der wunderbare Fluss des blauen Mantels symbolisiert. Wir müssen keine heroischen Taten vollbringen, es geht nur darum, diesen Fluss nicht zu unterbrechen, sondern ihn weiterfließen lassen zu den anderen – durch uns hindurch.

Mich erinnert dies an die „Betrachtung zur Erlangung der Liebe“, die der heilige Ignatius von Loyola freilich erst im 16. Jahrhundert vorgelegt hat: „schauen, wie alles Gut und alle Gabe absteigt von oben, so wie auch meine beschränkte Kraft von der höchsten und unendlichen oben herab; und so auch [unser] Gerechtigkeit, Güte, Frömmigkeit, Barmherzigkeit usw., wie von der Sonne absteigen die Strahlen, vom Quell die Wasser usw.“. Auf die Betrachtung der Liebe Gottes zu mir erfolgt für Ignatius die Antwort des Menschen in der Liebe zu Gott und

damit in der Zurückwendung all dessen, was er von Gott erhalten hat: „Nimm hin, Herr, und empfangen meine ganze Freiheit, mein Gedächtnis, meinen Verstand und meinen ganzen Willen, meine ganze Habe und meinen Besitz.“

Hierin liegt für mich der tiefste Sinn dessen, was Berthold Furtmeyr in seiner Miniatur der Mantelteilung des heiligen Martin mitgeteilt hat: Es geht nicht nur um das Teilen, sondern es geht darum, sich in den Strom der göttlichen Gnade hineingestellt zu wissen und das weiterzugeben, was Gott mir zugewendet hat.

Heinz Detlef Stäps

Von der Tugend der Barmherzigkeit

Ein Gedanken-Gang mit Hildegard von Bingen

Barmherzigkeit ist eine Zier, doch weiter kommt man ohne ihr“, könnte man in Abwandlung eines allseits bekannten Wortes sagen, das häufig dem Spötter und Moralisten Wilhelm Busch zugeschrieben wird. Was aber ist Barmherzigkeit, worin besteht die Menschen-Tugend der Barmherzigkeit? Herzenshärte ist ihre gefährliche Gegenspielerin. So sieht es jedenfalls die heilige Hildegard von Bingen (1098–1179), die wie kaum eine andere Frau der europäischen Geistesgeschichte seit Jahren im öffentlichen Gespräch ist, in ihrem „Buch der Lebensverdienste“.

Warum sollte ich mich um etwas bemühen oder gar kümmern

In Hildegards Werk argumentiert die personifizierte Herzenshärte knallhart: „Ich habe nichts hervorgebracht und auch niemanden ins Dasein gesetzt. Warum sollte ich mich um etwas bemühen oder gar kümmern.“ Darauf werde sie sich nicht einlassen. So etwas werde sie schlicht und einfach bleiben lassen. Sie wolle sich, so die Herzenshärte mit deutlichen Worten, auch für niemanden stärker einsetzen, als auch er ihr nützlich sein könne. Wie du mir, so ich dir. Der Schöpfer aller Welt möge für alle Welt gerade- und einstehen. Ich nicht.

Mit sich im Reinen

Die Herzenshärte weiß sich mit sich im Reinen. Wer kann da etwas dagegen haben. Wer kann da etwas dagegen sagen. Ein logischer Widerspruch ist ihr nicht nachzuweisen. Sie argumentiert so: In Ordnung. Ich bin ja nicht etwa verantwortungslos. Ich bin doch kein Schurke. Ich weiß mich zuständig für das,

was ich verursacht habe. Aber darüber hinaus geht gar nichts. Basta. Punktum. Alle anderen und aller anderer Probleme gehen mich nämlich nichts an. Null, nada, niente. Das haben wir schon immer so gemacht. Das haben wir noch nie so gemacht. (Umso trauriger für dich und für uns alle, denkt die Barmherzigkeit.) Wo kämen wir denn da hin. (Die Barmherzigkeit sagt unhörbar: ins Himmelreich.) Da könnte ja jeder kommen. (Gar nicht schlecht für den Anfang, lächelt die Barmherzigkeit, hoffnungsvoll.) Ja, es gibt auf dieser Erde, wenn ihr denn unbedingt darauf besteht, viel Leid, jaja, unendliches Leid, so viele Opfer, das mag ja alles sein. Ich aber habe persönlich damit nichts und abermals nichts zu tun. Es fasse sich jeder an die eigene Nase. Das muss genügen. Genug ist genug. Fertig. Und überhaupt. Gott ist doch der Schöpfer des Alls. So viele Nasen, die mich nichts angehen. Kein Grund, mich bei jedem Unglücks- oder Unrechtsfall an die eigene Nase zu fassen. Wendet euch doch an Gott!

O du versteinertes Wesen

Gut gebrüllt, Löwe? Doch die Herzenshärte, Vertreterin eines vermeintlich gesunden Menschenverstandes, hat bei Hildegard nicht das letzte Wort. Die Barmherzigkeit lässt nicht locker. Sie gibt nicht auf. Sie antwortet ihrer selbstsicheren, ihrer selbstgerechten Gegnerin: „O du versteinertes Wesen, was behauptest du denn da? Die Kräuter bieten einander den Duft ihrer Blüten; ein Stein strahlt seinen Glanz auf die anderen und jedwede Kreatur hat einen Urtrieb nach liebender Umarmung.“ Die Natur in ihrer ganzen Fülle stehe dem Menschen zu Diensten und lege ihm zugleich ihre Güter ans Herz. Die Herzenshärte schließe sich selbst davon aus, ihr vermeintlich sachlich-objektiver Blick sei in Wahrheit verbittert und grausam. „Ein bitterböser Rauch bist du in der Bosheit Schwärze.“

Jeder lebt und stirbt für sich allein

Anders gesagt: Herzenshärte, gehst du nicht von ganz verkehrten Voraussetzungen aus? Lebt und stirbt wirklich jeder und jede für sich allein? Sind nicht alle Geschöpfe Geschwister? Nicht allein die Menschen, Brüder und Schwestern, sondern auch Kräuter, Steine, jede Kreatur? Sehnen wir uns nicht alle nach liebender Umarmung, zu umarmen und umarmt zu werden? Können wir das ignorieren und uns abkapseln, einkapseln in die Nussschale unseres Ich? Ist das wirklich ein Rettungsboot und nicht vielmehr der Kälte-, der Erstickungstod? Deiner und aller Welt? Ist deine vermeintliche Gerechtigkeit nicht Blindheit und – Grausamkeit? Und nicht zuerst und zuletzt Gewalttat und Grausamkeit gegen dich selbst?

Eine Salbe bin ich jedem Schmerz

Nach dieser leidenschaftlichen Gegendarstellung stellt die Barmherzigkeit sich selbst vor. „Ich aber, ich bin in Luft und Tau und in aller grünenden Frische ein überaus liebliches Heilkraut.“ Ihr Herz sei übervoll von Liebe und Hilfsbereitschaft. „Ich war schon zugegen, als das ‚Es werde‘ erscholl, aus dem alle Welt hervorging, die nun dem Menschen zur Verfügung steht.“ Mit liebenden Augen, so die Barmherzigkeit, berücksichtige sie alle und aller Lebensnöte, in universeller und konkreter Verbundenheit. „Den Gebrochenen helfe ich auf und führe sie zur Gesundung. Eine Salbe bin ich für jeden Schmerz.“

Eins mit der göttlichen Weisheit

Die Barmherzigkeit wäre also gleichsam eins mit der göttlichen Weisheit, die schon vor und bei der Schöpfung mit Gott war? Vor ihm spielte? Daher also ihre Gewissheit, dass alles Gewordene liebende Augen braucht und verdient. Daher ihre Überzeugung von der Verbundenheit aller Wesen mit allen. Daher

ihr Wohl-Wollen für alle Welt. Salbe für jeden Schmerz zu sein, das ist nicht zu viel verlangt. Von einem Gottes-Geschöpf. Von uns. Das ist Gottes eigene Freigiebigkeit, die er allen, und ganz gewiss seinen freiheitsfähigen Geschöpfen, freigegeben, mitgegeben hat. Barmherzigkeit ist Gottes erster Name. Wollen wir, werden wir Barmherzigkeit üben, in seinem Namen?

So ein bitterer Rauch

Harte Worte gelten hier der Herzenshärte. Zu harte Worte im Munde der Barmherzigkeit? Es geht ihr darum, Schein-Wahrheiten, Schein-Plausibilitäten aufzulösen. Die so mächtig sind unter uns, in uns. Mitten in mir. Was geht es mich an? Was gehst du mich an?

Aber – ja. Letztlich geht auch sie mich etwas an, gehst auch du mich etwas an, du, mich, dich, ich, die Herzenshärte in Person.

Susanne Sandherr

Alt werden als Ehepaar. Metamorphosen

Jede dritte Ehe wird heute geschieden, zunehmend sind langjährige Beziehungen betroffen. Trennungen und Scheidungen gerade im höheren Alter haben in den letzten Jahren deutlich zugenommen. Die Zahl der 60- bis über 75-jährigen Trennungswilligen hat sich innerhalb von zehn Jahren sogar verdoppelt. Wie gelingt es aber denen, die zusammenbleiben, nicht einfach nebeneinander, sondern miteinander alt zu werden?

Philemon und Baucis

In seinen „Metamorphosen“ erzählt Ovid von dem alten Ehepaar Philemon und Baucis. Sie führen ein karges Leben in einer

bescheidenen Behausung. Seit vielen Jahren sind sie ein Paar, und noch immer sind sie in Liebe einander zugewandt. Als zwei Unbekannte, die vergeblich an viele Türen geklopft haben, überraschend vor ihnen stehen, bewirten Philemon und Baucis sie buchstäblich mit allem, was sie haben. Bei den Fremden aber handelt es sich um keine Geringeren als den Göttervater Jupiter / Zeus und seinen Sohn Merkur / Hermes. Nur zufällig entdecken die Gastgeber die wahre Identität der Gäste. Das alte Paar erschrickt und entschuldigt sich für das schlichte Mahl, das es ihnen anzubieten wagte. Doch die Götter belohnen ihre fraglose Gastfreundschaft. Sie verwandeln die kleine Kate in einen goldenen Tempel und setzten sie als Priesterin und Priester ein. Darüber hinaus erfüllen sie dem betagten Paar den Wunsch, sich niemals trennen zu müssen: Ihnen wird zugesagt, dass sie einmal gleichzeitig sterben werden. Philemon und Baucis werden im Tode in nebeneinander wachsende Bäume verwandelt, deren Kronen sich vereinen. Philemon und Baucis, ein Stoff, der nach Ovid noch viele Dichter beschäftigte, stellt auch uns Heutigen die Frage, was das Geheimnis einer solch tiefen lang dauernden Verbindung ist.

Gemeinsamkeit und Eigenständigkeit

Sozialwissenschaftliche Untersuchungen verweisen darauf, dass es eine Voraussetzung bleibender – und das heißt: mitwachsender – Liebe ist, die Welt in ähnlicher Weise wahrzunehmen und darüber miteinander zu kommunizieren. Zugleich zeigen Forschungen, dass Eigenständigkeit der Partner Beziehungen nicht schwächt, sondern stärkt und stabilisiert.

Verlässlichkeit

Ebenso wird, oft unterschätzt, Zuverlässigkeit genannt. Zu gemeinsam getroffenen Vereinbarungen solidarisch zu stehen,

das scheint für eine langfristig tragfähige Partnerschaft entscheidend zu sein. Werden dagegen immer wieder Übereinkünfte von einem Partner, einer Partnerin unterlaufen, dann kann dies der andere Part als verunsichernde Missachtung erleben. Ein Klassiker heute: ein Partner äußert über viele Jahre den Vorsatz, mehr Zeit mit der Familie verbringen und darum die berufliche Arbeit eingrenzen zu wollen, verschiebt dies aber Monat um Monat, Jahr um Jahr. Eine solche lang dauernde Unzuverlässigkeit kann eine Ehe von innen her aushöhlen. Im Kleinen wie im Großen ist Verlässlichkeit ein Eckstein gelingender langfristiger Beziehungen.

Gemeinsame Gastfreundschaft

Um auf Philemon und Baucis zurückzukommen: Wäre sich das Paar darin einig gewesen, die Fremden an der Türe zwar hereinzubitten, aber hätte sich dann ein Partner dem Gespräch mit den Fremden wie den vielfältigen Tätigkeiten und Handgriffen der Gastfreundschaft entzogen, dann wäre das Paar nicht auf die unvergleichliche Weise verbunden gewesen, die Ovids Erzählung widerspiegelt. Das Geheimnis ihres gemeinsamen Lebens scheint also in der Verbundenheit der Überzeugungen, in der Lebensausrichtung und folglich im solidarischen gemeinsamen Tun gelegen zu haben. Unüberhörbar sind die Anklänge an eine andere, eine biblische Erzählung: der Besuch in Mamre bei Abraham und Sara (Gen 18, 1–15). Auch hier finden wir bedingungslose Gastfreundschaft, Offenheit, Verbundenheit eines alten Paares im Dienste des anderen, ja des ganz Anderen.

Barmherzigkeit nach innen und nach außen

Vielleicht gehört beides zusammen: Die Offenheit, das Interesse, die Gastfreundschaft, die Solidarität, auch Barmherzigkeit mit den Menschen außerhalb des engsten Kreises, und die Of-

fenheit, das Interesse, auch die Behutsamkeit und Barmherzigkeit nach innen. Ich denke an ein besonderes Paar in meinem Bekannten- und Freundeskreis, das schon über 60 Jahre verheiratet ist und sich vor nunmehr 65 Jahren im Studentenkreis kennenlernte, die Ärztin und Onkologin Hildburg Trutwin und der Schulleiter und äußerst fruchtbare theologische und theologiedidaktische Autor Werner Trutwin. In der Verschiedenheit ihrer wissenschaftlichen Ausrichtungen, hier die Medizinerin, dort der Theologe, wie in der Verschiedenheit ihrer Persönlichkeiten und Charaktere bilden sie doch eine Einheit, in der reflektierten, bewusst gelebten christlichen Grundausrichtung ihres ganzen Lebens. In der liebevollen und klugen Bezogenheit auf ihre vier Kinder und die vielen Enkelkinder, die sie als „Wunder an Individualität“ beschreiben. In ihrer liebe- und respektvollen Fürsorglichkeit für andere.

Geltenlassen – und gelebte Barmherzigkeit

Vieles gäbe es zu sagen, was für mich zum gemeinsamen Stil dieses Paares gehört: Ein Geltenlassen der Unterschiede im tiefen Wissen um die Verbindlichkeit der gemeinsamen Lebensausrichtung. Es ist eine selbstverständlich gelebte Barmherzigkeit den Mühseligen und Beladenen gegenüber, die um die eigene Mühseligkeit und Beladenheit weiß. Es ist eine großzügige Gastfreundschaft, die bisweilen etwas vom himmlischen Freudenmahl aufleuchten lässt. Es ist aber auch eine verbindende Disziplin, die dem Leben Gestalt gibt, ebenso wie die Fähigkeit zu genießen und sich an der Schönheit des Lebens zu freuen. Es sind die Fähigkeit und der Wille, sich auch im Alter der Anstrengung des Lernens und Erkennens zu unterziehen. Es ist der Wunsch und der Wille, beieinander, verbunden, ein Paar zu bleiben.

Werner Trutwin sagt es so: „Je älter wir werden, desto besser verstehen wir uns. Das mag daran liegen, dass wir unsere

Schwächen gut kennen und diese im Allgemeinen zu schonen versuchen. – Für alles sagen wir: Dank sei Gott.“

Dorothee Sandherr-Klemp

Ich wollt, dass ich daheime wär

Eine Ermunterung

Den Text des Liedes finden Sie auf den Seiten 27 und 35f.

Von Heimat ist derzeit viel die Rede. Deutschland hat nun ein Heimatministerium. Unzählige Menschen verlieren ihre Heimat durch Krieg, Terror und Gewalt oder verlassen ein Zuhause, das sie nicht mehr behaust und nicht mehr nährt, in der Hoffnung auf ein besseres Leben anderswo – in einer neuen Heimat?

In göttlicher Meinung die Welt fliehen

Das Lied stammt von Heinrich von Laufenberg, einem der bedeutendsten Verfasser geistlicher Lyrik des 15. Jahrhunderts. Um 1390 geboren, wirkte er als Domdekan in Freiburg im Breisgau, aber auch als Dichter, Musiker und Naturkundler, bevor er sich 1445 in ein Straßburger Kloster zurückzog. Es war ein wohlhabender Kaufmann, Rulman Merswin, Anhänger des Mystikers Johann Tauler, der 1367 ein Zufluchtshaus, zugänglich allen „ehrbaren, gutherzigen Mannespersonen, sie seien Pfaffen oder Laien, Ritter oder Knechte, die in göttlicher Meinung die Welt fliehen und ihr Leben bessern wollen“, eröffnete. Später übergab Merswin das Haus dem Johanniterorden, behielt aber Mitverantwortung. – „In göttlicher Meinung die Welt fliehen“, das bedeutet, nicht aus, schlimmstenfalls zyni-

schem, Weltekel Welt-Distanz suchen, sondern in der liebenden Ausrichtung des ganzen Lebens an und auf Gott.

Gespräch mit der eigenen Seele

Unser Lied ist um 1430 entstanden, also deutlich vor der „Weltflucht“, dem Eintritt des Weltpriesters ins Kloster. Die Hymnologin und Musikwissenschaftlerin Christa Reich hat auf die Sprechform des Liedes aufmerksam gemacht, die nicht nur in Heinrich von Laufenbergs Werk ohne Parallele sei: Das Lied ist ein einziges Gespräch eines Ich mit sich selbst, mit der eigenen Seele bzw. dem eigenen Herzen.

Das Eine

Dieses Gespräch erstreckt sich über 13 Strophen, im „Evangelischen Gesangbuch“ (517) finden sich zwölf davon, die sechste Strophe: „Da ist Gesundheit ohne Weh / und währet heut und immermeh(r)“ entfiel. Jede Strophe besteht aus zwei achtsilbigen Versen in Paarreim, die zumeist einen einzigen Satz bilden. Die Sprache ist einfach und geradlinig. Bild folgt auf Bild, und doch entsteht nicht der Eindruck von überbordender Fülle. Es geht um das Eine, das in gewisser Weise nüchtern betrachtend umkreist und doch so innig ersehnt wird: „Ich wollt, dass ich daheime wär ...“ (1. Strophe). Dieses Heimweh hat keine hiesigen Parallelen, wie die 2. Strophe sogleich klarstellt. „Ich mein: daheim im Himmelreich.“

Heimweh nach dem Himmelreich

Was ist Heimweh? Sich fremd fühlen; wissen, ahnen, dass ich zwar hier bin, meine Heimat aber anderswo. Heimweh nach dem Himmelreich? Das Himmelreich ist biblisch kein Ort, sondern eine Beziehungs-Weise, ein Leben in Gottes nächster

Nähe. Wenn Jesus die Nähe von Gottes Königsherrschaft predigt – Matthäus spricht von der „Herrschaft der Himmel“ und umschreibt so den Namen Gottes –, verkündet er Gottes unbedingten Willen, seinem Volk nahe zu sein. Ja, das Reich Gottes ist in Jesus Christus unvergleichlich und end-gültig nahe gekommen, und doch ist unsere Welt nicht der Himmel auf Erden.

In der Welt – nicht von der Welt

Wo sind wir zu Hause? Die Sehnsucht, Gottes Angesicht zu sehen, durchtränkt den biblischen Glauben. Von ihr wissen die Psalmen, die Predigt Jesu, die Briefe des Apostels Paulus, der Weg der Kirche durch die Zeit. Ist der Tod diese Heimkehr, „an unserm Ende, wenn wir heimfahraus diesem Elende“ (GL 348 · EG 124 · KG 482, 1. Strophe)? Ist es die mönchische Absage an die Welt? Unsere Heimat ist der Himmel? Oder trifft das johanneische Wort: In der Welt, nicht von der Welt? Geht es um Welt-Flucht, wo doch Gottes Ewiges Wort zur Welt kommt? So sehr hat Gott die Welt geliebt! Die Kirche hat im Laufe der Geschichte verschiedene Antworten gegeben, verschiedene Akzente gesetzt, doch dass es mitten in der Welt ein Suchen und ein Sehnen gibt, das über die Welt hinausstrebt, geriet nie in Vergessenheit. „Wohlauf mein Herz und all mein Mut, / und such das Gut ob allem Gut!“ (8., EG: 7. Strophe).

Wohlauf, mein Herz

Eine lange Zwiesprache der Seele mit sich selbst! Da ist Heimweh, die Ahnung, nicht angekommen, nicht zu Hause zu sein. Doch Seele (3. Strophe), Herz und Mut (8., EG: 7. Strophe) müssen ermuntert werden, das schmerzliche Vermisste „mit ganzem geistlichem Begehren zu ersehnen“, wie es die Benediktusregel sagt. Die Betonung liegt auf „ganz“. Seele, Herz und Mut meinen den ganzen Menschen in seiner Fähigkeit, sich auf ein

Ziel hin auszuspannen. Daher die vielen Aufforderungen zum Sich-Ausrichten, zum Suchen und Sehnen, die die Liedstrophen prägen. Es gibt das Heimweh nach Gott, aber dass es Folgen hat, ist nicht selbstverständlich. Der Gewöhnungsfaktor dieser Wirklichkeit ist hoch, und das Herz lässt sich von den vielen Reizen dahin und dorthin schicken.

Dort wartet dein der Engel Schar

Warum also nicht den Schmerz ausschalten? Es gibt ja viele Mittel gegen dieses Weh. Das Ich kennt und gibt sich selbst die Antwort: Weil du erwartet wirst. „... dort wartet dein der Engel Schar.“ (3. Strophe) Gott selbst erwartet uns, kommt uns entgegen, er hilft unserer matten mit seiner unbändigen Sehnsucht auf!

Heimatvergessen – heimatversessen

Was sich in der Welt als unbedingt, aus sich selbst heraus großartig und unbesiegbar darstellt, ist in Wahrheit ein „falscher Schein“ (11., EG: 10. Strophe), vergänglich, dem Tode anheimgegeben. Nichts und niemand bleibt aus eigener Kraft (10., EG: 9. Strophe). Wer dem nicht ins Auge sehen will, wird, hier und jetzt, heimatversessen, im Blick auf Gottes Einladung zum Leben in seiner Nähe aber heimatvergessen. Anerkennung und Erfolg, Hab und Gut, Blut und Boden, Volk und Vaterland drohen vergötzt zu werden, wo die Gottesehnsucht erstickt oder betäubt wird.

Entwertet, ja verleumdet Heinrich von Laufenbergs Lied das Diesseits? Ich lese dieses Heimat-Lied vielmehr als Ermutigung zu einem ungeteilten Leben, das auf Erden wohl nur da liebend, ohne Schädigung unserer Mitgeschöpfe und unserer selbst, möglich ist, wo wir die Sehnsucht wach halten: „Ich mein: daheim im Himmelreich.“

Susanne Sandherr

Botschafter der Barmherzigkeit: Walter Kasper

Als „Glücksfall der Ökumene“ bezeichnete der ökumenische Patriarch Bartholomaios einst den Präsidenten des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen, Walter Kardinal Kasper. Weltweit schätzte man den deutschen Theologen, der im ökumenischen Dialog der letzten Jahrzehnte eine verbindende Rolle spielte. Vor allem Papst Franziskus rückte ihn in den letzten Jahren als einen seiner wichtigsten theologischen Ratgeber ins Blickfeld der Öffentlichkeit. Bereits in seiner ersten öffentlichen Ansprache nach seiner Wahl erwähnte Papst Franziskus Walter Kaspers Buch „Barmherzigkeit“ und ließ den Kardinal die Grundsatzrede zum Thema Familie vor dem Konsistorium halten, in dem die Bischofssynode zur Familie vorbereitet wurde.

„Ich wollte Pfarrer werden“

Geboren wurde Walter Kasper am 5. März 1933 in Heidenheim an der Brenz, an dem Tag, als auch die letzte Reichstagswahl nach der Ernennung Adolf Hitlers zum Reichskanzler stattfand. Die Familie Kasper war fest im katholischen Milieu verankert. Vom Vater, einem Volksschullehrer, lernte Kasper, Klavier und Orgel zu spielen, sodass er zunächst daran dachte, Musiker zu werden. Die Erstkommunion feierte Walter Kasper während der Kriegszeit. Als Geschenk bekam er einen „Schott“, in dem die lateinischen Gebete der Messe auf Deutsch übersetzt waren. So interessierte er sich sehr für das Geschehen im Gottesdienst und hegte den Wunsch, Pfarrer zu werden. Ökumene war zu dieser Zeit ein Fremdwort. In eine evangelische Kirche zu gehen, hielt Walter für eine Sünde, die er hätte beichten müssen. Aber es gab in den Kriegswirren schließlich auch andere Erfahrungen. Angesichts der Zerstörungen von Kirchen und Häusern

wurde es selbstverständlich, die Kirchen füreinander zu öffnen und sich gegenseitig zu helfen. Nach dem Krieg konnte Kasper das humanistische Gymnasium besuchen. In dieser Zeit wurde er Mitglied im „Bund Neudeutschland“, wo er die Spätphase der bündischen Jugendbewegung miterlebte. In ihm reifte der Entschluss: „Ich will Pfarrer werden!“

Akademischer Lehrer und Bischof

Kasper studierte in Tübingen und fiel dort bald als begabter Theologe auf. Nach seiner Priesterweihe im Jahr 1957 wurde er Repetent am Wilhelmsstift und schrieb eine Doktorarbeit über „Die Lehre von der Tradition in der Römischen Schule“. Kasper wurde Assistent von Hans Küng und Leo Scheffczyk und habilitierte sich mit einer Arbeit über die Geschichtsphilosophie Schellings, der das Denken des 20. Jahrhunderts nach Kaspers Auffassung wesentlich mitgeprägt hat. 1964 erhielt Kasper einen Ruf auf den Lehrstuhl für Dogmatik in Münster, 1970 wechselte er zurück nach Tübingen. Kasper hatte sich rasch ein internationales Renommee erarbeitet, was sich unter anderem daran zeigte, dass Johannes Paul II. ihn zum Sekretär der Bischofssynode im Jahr 1985 berufen hatte. 1988 wurde Kasper schließlich zum Bischof der Diözese Rottenburg-Stuttgart gewählt und am 17. April 1989 geweiht. Die Ökumene spielte nun nicht nur wissenschaftlich, sondern auch praktisch eine große Rolle. Zudem wurde Kasper Vorsitzender der Kommission Weltkirche der Deutschen Bischofskonferenz. Jährlich reiste er mehrfach nach Afrika, Asien und Lateinamerika und besuchte zahlreiche Armut- und Elendsviertel.

Ökumeneminister im Vatikan

Kasper war dennoch überrascht, als ihm 1999 angetragen wurde, Sekretär des Päpstlichen Einheitsrates zu werden. Mit Wal-

ter Kasper übernahm aber jemand dieses Amt, der mit den aus der Reformation hervorgegangenen Kirchen wohlvertraut war. Dies wurde als ein Signal gewertet, dass auch dem körperlich schwächer werdenden Papst Johannes Paul II. die Ökumene mit den reformatorischen Kirchen ein Herzensanliegen war. Dies drückte sich auch in der Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre aus, die Kasper bereits mit vorbereitet hatte und an deren Unterzeichnung er kurz nach seiner Ernennung teilnahm. Die Bilder, wie Kasper nach der Unterschrift den damaligen Generalsekretär des Lutherischen Weltbundes umarmte, gingen um die Welt. Am 22. Februar 2001 wurde Kasper zum Kardinal erhoben, und wenig später wurde er als Nachfolger von Edward Kardinal Cassidy auch zum Präsidenten des päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen ernannt.

Botschafter der Barmherzigkeit

Kasper knüpfte in seiner Zeit als Präsident zahlreiche Kontakte zu verschiedenen Kirchen und konnte mit seiner diplomatischen und an der Sache orientierten Nüchternheit die ökumenischen Beziehungen des Vatikans festigen und ausbauen. 2010 wurde Kasper von seinen Aufgaben entpflichtet, blieb aber in Rom und wirkt bis heute als gefragter Redner und Impulsgeber. Sein Buch „Barmherzigkeit“ wurde zu einem theologischen Bestseller, der vor allem die Anfangszeit des Pontifikats von Papst Franziskus prägte. Kasper hat sich immer darum bemüht, passende Ausdrücke und verständliche Redeweisen der Botschaft von Glaube, Liebe und Hoffnung in der jeweiligen Zeit zu finden. Kaspers Fähigkeit zur Konsensbildung, seine Betonung der Barmherzigkeit und sein gleichzeitiges Drängen auf theologische Gründlichkeit haben ihn zu einem Motor der Ökumene werden lassen.

Marc Witzenbacher

Schreiten – Liturgie in Bewegung

Wenn Gottesdienst etwas mit dem ganzen Menschen, mit Leib und Seele zu tun hat, dann müssen bei den körperlichen Ausdrucksformen nicht nur stille, an einem Sitzplatz in Ruhe ausführbare Formen ihre Berechtigung haben, sondern auch Weisen der Aktion und der Bewegung. Dies gilt nicht allein für Prozessionen in der Öffentlichkeit und für Wallfahrten, sondern auch für Gottesdienste im Kirchenraum. Unsere Kirchen boten über Jahrhunderte durch das Fehlen einer Bestuhlung ausreichend Platz für eine „bewegte Liturgie“. Heute entdecken Gemeinden diese Freiräume wieder oder schaffen sie sich. Der Gottesdienst erweist sich dann als Wechselspiel von Ruhe und Bewegung.

Prozessionen in der Messfeier

Die Messe kann man als von größeren Prozessionen gegliedert ansehen, die nicht nur Sache der Zelebranten und ihrer Assistenten sind, sondern alle Feiernden betreffen können.

Die erste ist die *Einzugsprozession*, mit der Priester und Assistenten in die Kirche einziehen. Auch wenn aus der Gemeinde höchstens die besonderen liturgischen Dienste beteiligt sind, geht es aber um einen Einzug der ganzen Gemeinde in die Feier, die sich um ihren Herrn Jesus Christus versammelt. Dass dies ein ganzheitliches Geschehen ist, wird daran deutlich, dass die klassische Liturgie dazu einen Gesang kennt, den Introitus, der schon inhaltlich in das „Thema“ des Tages einführt. Auch wenn das deutsche Messbuch hier nur einen „Eröffnungsvers“ kennt, kann ein passend ausgewähltes Lied eine ähnliche Funktion haben.

Die leibliche Dimension des Eintretens wird noch deutlicher, wenn die ganze Gemeinde mit einzieht. Das ist die zweite Form des Einzugs, die aus der Antike häufiger berichtet wird: Gemein-

de und Klerus versammeln sich an einem Ort und ziehen gemeinsam zur und in die Kirche der Eucharistiefeyer ein. Wir kennen dies heute noch am Palmsonntag mit seiner „Statio“ zu Beginn. Aber auch wenn der Sonntagsgottesdienst mit einer Asperges-Prozession als Taufgedächtnis beginnt und zunächst Gräber auf einem umliegenden Kirchhof gesegnet werden, hat die Feierge-meinde als Ganze die Möglichkeit, in die Feier einzutreten.

Die nächsten beiden Prozessionen stehen zueinander im Wechselverhältnis: In der *Gabenprozession* brauchen wir nicht nur Brot und Wein zum Altar zu tragen, sondern es können viel mehr Gaben von den Einzelnen oder einer Abordnung gebracht werden. In dem Maße, wie diakonische Maßnahmen von der Gemeinde wieder wahrgenommen werden, etwa durch Betreiben einer „Tafel“ zur Unterstützung von Bedürftigen, kann die Gabenprozession umfassendere Bedeutung erlangen. Die Geldkollekte ist dadurch nicht abgeschafft, wird aber durch Naturalgaben „eingebettet“, und Brot und Wein werden mit nach vorne gebracht. Die ganze Gemeinde möchte sich so symbolisch in die Bewegung der Hingabe Jesu Christi an den Vater in der Eucharistie hineinbegeben. Die *Kommunionprozession* ist praktisch die Gegenbewegung, in der die Gemeinde zum Altar schreitet und die konsekrierten Gaben empfängt. Wir geben uns in die Hingabe Christi an den Vater ein und empfangen in der Kommunion Leib und Blut Christi, um so mit ihm vereinigt und selbst gewandelt zu werden. Auch diese Prozessionen sind mit Gesängen verbunden, weil das Schreiten eine tiefergehende, ganzheitliche Bedeutung hat.

Abgeschlossen wird die Feier nach dem „Gehet hin in Frieden“ mit dem Gang in die Welt, der *Auszugsprozession*. Sie hat einen niedrigeren Stellenwert und wird liturgisch selten aufwendig gestaltet, ist jedoch in ihrer Symbolkraft wichtig. Wir gehen wieder hinaus in die Welt, in unser Leben und aus der Gemeinschaft in eine gewisse Vereinzelung. Aber wir glauben, dass wir aus der Feier etwas in unser Leben mitnehmen.

Seliger des Monats: Johannes Duns Scotus

Zwei Ordensleute des 13. Jahrhunderts, Thomas von Aquin und Johannes Duns Scotus, haben die Theologie nachhaltig geprägt. Thomas, der Dominikaner, und Duns Scotus, der Franziskaner, haben der theologischen Wissenschaft vor allem das Disputieren beigebracht. Diese Kunst des Ringens um die Wahrheit förderten die Dominikaner und Franziskaner in ihren Schulen, besonders in Paris und Köln. In den Orden wurden teilweise heftige Wortgefechte geführt. Bei den Franziskanern war es die Frage nach der Armut Christi und inwieweit die Kirche Jesus Christus in seiner Armut folgen müsse. Dieser Konflikt beschwor mehrfach kirchenpolitische Turbulenzen herauf, der Orden kam sogar an den Rand der Spaltung. Scholastische Theologie ist aber alles andere als wirklichkeitsferne Begriffsklauberei. Sie schult vielmehr die Dialog- und Argumentationsfähigkeit.

Feinsinnige Schule des Denkens

Geboren wurde Johannes Duns Scotus um 1265 in Schottland, daher sein Beinamen Scotus. Dort besuchte er eine von Franziskanern gegründete Schule und trat schließlich auch in den Orden der Franziskaner ein. 1291 wurde er zum Priester geweiht. Duns Scotus studierte in Oxford und hielt sich zu Studienaufenthalten wohl auch in Paris und Cambridge auf. In Oxford schloss er sein insgesamt 13 Jahre dauerndes Studium ab. Anschließend ging er vermutlich nach Paris, wo die Franziskaner einen Lehrstuhl hatten. Im Jahr 1302 wurde Duns Scotus jedenfalls unter den 22 Oxforder Franziskanern in Paris aufgeführt. Ein Jahr später wurde die Pariser Universität in eine Auseinandersetzung zwischen dem französischen König Philipp IV. und Papst Bonifaz VIII. hineingezogen. Der König warf dem Papst Häresie vor und wollte dessen Absetzung betreiben. Er forderte alle Pariser Theologen auf, sich durch Unterschrift auf die Seite des Königs oder

des Papstes zu stellen. Duns Scotus versagte dem König seine Zustimmung und wurde des Landes verwiesen. Wahrscheinlich hielt sich Duns Scotus dann wieder in Oxford auf. Im Jahr 1304 kam er zurück nach Paris und wurde im Frühjahr 1305 „Magister regens“, was heute einem ordentlichen Professor entspricht. Duns Scotus wurde als feinsinnig und subtil beschrieben, legte auf genaue Unterscheidungen größten Wert. Schärfe und Selbstständigkeit des Urteils zeichnen ihn in seltenem Maße aus. Bei dem „doctor subtilis“, wie man ihn nannte, fiel kein schnelles Wort, kein voreiliger Entschluss. In jeder Zeile seiner Schriften spürt man eine theologische Gründlichkeit und Genauigkeit, die auch die Meinung des theologischen Gegners vor Augen führt. In seinen meistens frei gehaltenen Vorlesungen entwickelte er eine hohe sprachliche Disziplin und lehrte die Studenten die Kunst der Unterscheidung und des eigenständigen Denkens ohne Besserwisserei. Wo keine Lösung zu finden ist, schreibt Scotus ohne Not auch einfach „nescio“ – „ich weiß es nicht“ – unter eine Disputation.

Offene Diskussion um Lehrsätze

Die Form des Disputierens und Diskutierens war auch die Grundlage des damaligen Studiums. Vorlesungen waren zur Zeit des Duns Scotus offene Dialoge. Man diskutierte vornehmlich eine Sammlung von theologischen Lehrsätzen, die der Italiener Petrus Lombardus zusammengetragen hatte. Dieses Buch, um 1150 entstanden, heißt „Sentenzen“. Duns Scotus setzte sich auch mit den Sentenzen auseinander, er hat sie gleich mehrfach kommentiert. Und es ist bewundernswert, wie er dem vorgegebenen Text immer wieder neue Aspekte abringt. Diese Schule der hohen sprachlichen Disziplin, des Unterscheidens und der offenen Diskussion kann bis heute ein Vorbild der kirchlichen und theologischen Auseinandersetzung sein, die sich oft in Sackgassen theologischer Schlagwörter verirrt.

Begraben in Köln

1307 wurde Duns Scotus als Lektor nach Köln versetzt. Der Wechsel nach Köln kam wohl überraschend, über die Gründe kann man nur spekulieren. Vermutlich war das freie und offene Denken von Duns Scotus einigen ein Dorn im Auge, es gab jedenfalls einige offene Anfeindungen und Vorwürfe wegen Häresie. Am 8. November 1308 starb er in Köln. Begraben wurde er in der Minoritenkirche, in der auch Adolf Kolping seine letzte Ruhestätte fand. Am 20. März 1992 wurde Johannes Duns Scotus von Johannes Paul II. seliggesprochen.

Marc Witzenbacher

Stundengebet neu feiern

Das Stundengebet ist lebendig! Wie lebendig, zeigt die wachsende Zahl von Initiativen, die das Stundengebet als zeitgemäße liturgische Form für jeden Tag neu praktizieren, und das oft im kleinen Kontext von Ortsgemeinde oder Gebetsgruppe. Wer die Liturgie der Tagzeiten für sich entdeckt hat, kann sich jetzt auf ein neues liturgisches Buch stützen, das Heinz-Walter Schmitz, ehemals Domkantor, später Kirchenmusikdirektor im Bistum Passau, im Herder-Verlag herausgebracht hat. Morgen und Abend als die seit jeher liturgisch bedeutendsten Tageszeiten stehen im Vordergrund, doch auch für ein Innehalten während des Tages findet sich eine knappe Anregung. Im Hauptteil folgt das Buch dem Vierwochenpsalter der *liturgia horarum*, der nach dem Vaticanum II erneuerten römischen Stundenliturgie. Bei Psalmwiederholungen hat der Herausgeber Mut bewiesen und auch auf andere Psalmen zurückgegriffen, ebenso bei den sogenannten geprägten Zeiten, also dem Weihnachts- und Osterfestkreis, die liturgisch dem Jahreskreis gegenüber traditionell eigenständig